Digitized by Google

Bor. 103 h

Digitized by Google

Königsberg

und

die Königsberger.

Digitized by Google

Digitized by Google

Königsberg

und

die Königsberger

von

Dr. Alexander Jung.

Leipzig, 1846.

Verlag von Hermann Kirchner.

429

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

„Verharren wir in dem Bestreben: das Falsche, Ungehörige, Unzulängliche, was sich in uns und andern entwickeln oder einschleichen könnte, durch Klarheit und Redlichkeit auf das möglichste zu beseitigen."

Goethe in den Wanderjahren.

200 G breun

Digitized by Google

Den

Bürgern Königsbergs

gewidmet

in

treuer Anhänglichkeit

vom Verfasser.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorbemerkung.

Die gegenwärtige Schrift ist kein einseitig historisches Werk, kein Werk irgend einer zufälligen Stimmung oder gar der kalten Berechnung, es dürfte eine Zusammenstellung dessen, was in den letzten Jahren unser öffentliches Leben unmittelbar in Bewegung gesetzt, auch wohl noch zum zweiten Male das Interesse des Lesers mittelbar zu erregen im Stande seyn. Der Verfasser verachtet aus Grundsatz und aus Respekt vor der Würde der vaterländischen Literatur dergleichen schriftstellerische Spekulationen eines windigen Raffinements auf Ausbeutung der Tagesereignisse. Seine Schrift ist mit Nothwendigkeit hervorgegangen aus lebhafter Begeisterung, aus einer aufrichtigen Liebe zum deutschen Bürgerthume, welches in unserer Stadt wie in Deutschland überhaupt in jüngster Zeit einen neuen und in mehrfacher Beziehung ehrenwerthen Aufschwung genommen. Man wird es auch wohl der Darstellungsweise vorliegender Arbeit sogleich abmerken, daß der Verfasser gar nicht um das Ver-

Digitized by Google

dienst einer buchstäblichen, historischen Treue, einer materialen Vollständigkeit seines Gegenstandes gebuhlt. Er bemüht sich um die Wahrheit des Vorzutragenden in einem viel höheren Sinne als in dem des bloß nacherzählenden Historikers. Indem aber der Verfasser gesteht, daß er auf nichts anderes Anspruch macht, als auf die Freiheit, von seinem Standpunkt aus die Sache darstellen zu dürfen, so läßt er jedem anderen sein Recht, und hat damit bereits das Bekenntniß abgelegt, daß diese Schrift ihren Gegenstand bei weitem nicht erschöpft.

Ganz besonders will die zweite und vierte Abtheilung dieser Unternehmung aus dem Gesichtspunkt einer freien Darstellungsweise betrachtet werden. Wie es beim Portrait, wenn es einen künstlerischen Werth haben soll, gar nicht darauf ankommt, daß es die bloß historische Treue einer bestimmten Lebenszeit, einer vorübergehenden Situation, und nun gar jede Warze, jede Sommersprosse und Haarkrümmung des Originals wiedergebe, sondern wie der Künstler vor allem die Idee dieses bestimmten Menschen fassen und darstellen soll, um ihn wahrhaft zu treffen, so daß er deßhalb auch gar keinen Anstand nimmt, ihm das idealische Lockenhaar der Jugend noch zu ertheilen, welches die Wirklichkeit vielleicht längst grau in grau gemalt und geglättet; so hat der Verfasser dieser Schrift vor allem den Geist unseres hiesigen, öffentlichen Lebens in lebendigen Gestalten zu concentriren, und die Wahrheit und die Wirklichkeit unserer hiesigen Zustände in einem viel treueren Sinne als dem buchstäblichen wiederzugeben beabsichtigt.

Digitized by Google

Wenn daher Jemand fragen wollte — nachdem er das vorliegende Werk gelesen — ob alle die einzelnen Gestalten, welche z. B. in der zweiten Abtheilung dieses Buches auf dem Gebiete der politisch-socialen Bewegung auftreten, wirklich so vorgekommen sind, wie sie hier erscheinen, ob sie alle wörtlich das, was ihnen hier in den Mund gelegt wird, gesprochen haben; so würde ein solcher schon durch diese Frage verrathen, daß er den Grundcharakter dieses Buchs nicht im Entferntesten heraus erkenne. In dem oben angedeuteten Sinne sind jene Gestalten allerdings vorgekommen und haben sie auch Aehnliches gesprochen, dennoch ist hier Dichtung der Wahrheit gesellt, um die Wahrheit erst recht lebendig zu treffen. Kurz, dieses Buch ist kein ängstliches Referat, sondern eine freie Produktion, zum Theil ein Drama unserer Umgebung, unserer Situationen, unserer Charaktere, unserer socialen und literarischen Interessen, unserer Freuden und Leiden, unserer Geselligkeit und der Reden, welche sie belebt haben und etwa noch beleben.

Wie sich nun die vorliegende Schrift hauptsächlich mit dem socialen Element unserer Gegenwart beschäftigt, so hat sie zugleich überall die lebendigste Beziehung auf die Zukunft Deutschlands, in welcher jenes Element sein Ziel, den Socialismus, auf den jetzt alle besseren Bewegungen hingerichtet sind, bereits erreicht haben wird. Der Socialismus ist daher das innerste Princip wie das Resultat dieser Schrift. Der Socialismus — nur ja nicht mit Communismus zu verwechseln — wird aber die entsprechende Culturhöhe der künftigen Humanität

seyn zu jener Niederung vormaliger Barbarei, welche man Leibeigenschaft genannt, und zu derjenigen Geistesdespotie, welche noch so oft in unserer Zeit der Fanatismus der Parteien über das Individuum übt.

Es gehört nach des Verfassers Ueberzeugung wesentlich zur ächten Freisinnigkeit im socialen Sinne, den Einzelnen so frei zu lassen, daß er bei seinem Handeln, bei seinen Aeußerungen nicht immer erst darnach zu fragen hat, was wohl die Partei dazu sagen werde. Ja selbst, wo er in einem bestimmten Falle in seiner Aeußerung das Rechte verfehlen sollte, muß man dergleichen humaner Weise ganz in der Ordnung finden, und selbst der Vorzüglichste muß seiner- und fremderseits sogar auf neue Fehler gefaßt seyn. Denn auch Fehltritte zu machen gehört zum Charakter und zur Ausarbeitung seines lautersten Gehaltes, wozu aber noch kommt, daß gerade das, was die Herrschsucht der Partei mit Tadel belegt, die Tugend wahrhafter Freisinnigkeit seyn kann.

In Betreff jener Forderung wird in unserer Zeit noch immer eine barbarische Arroganz in Ausführung gebracht. Man setzt den Charakter des Handelnden und Sprechenden weniger in die unwandelbare, aufrichtige Gesinnung, Ehrenwerthes zu wollen, in die Bewährung der Freiheit durch Fehltritt und Tugend, als vielmehr in die servilste Hartnäckigkeit, in die blinde Consequenz, der ersten besten Coterie zu Gefallen. Daher denn auch die gewissenlose Verdächtigung oft der reinsten Bestrebungen in unseren neuesten Zeitläuften, woraus eine Klätscherei

ohne Ende entsteht, deren seichte Spießbürgerlichkeit sich in der Conversation wie in der Literatur breit macht. Hinz hat dieß unterlassen, und Kunz hat das gethan, und Hinz hat unter dem Siegel der Verschwiegenheit gesagt, er habe von einem zuverlässigen Freunde gehört, der es auch wieder unter dem Siegel der Verschwiegenheit gehört, Kunz habe das und das gesagt, und er sey mithin, im Fall' er es wirklich gesagt, kein gesinnungstüchtiger Charakter. — In dieser kleinstädtischen Intoleranz und Splitterrichterei, in dieser fanatischen Tyrannisirung der individuellen Freiheit, welche jede Handlung, jede Aeußerung schulmeisterhaft unterbricht, liegt die Hauptmisere unserer heutigen Zustände. Dieser finstere, unduldsame Argwohn, oft unter der stolzen Firma: Liberalität, ist der Krebs, welcher an unserm modernen Leben frißt. Wir suchen den Grund des Rückschritts in Anderen, in der Ferne, und wir selbst sind es oft, welche den Rückschritt in unserer täglichen Lebenspraxis beeilen. —

Vor Allem möchte der Verfasser auch mit dieser Schrift dem Profanen des vulgären Tageslaufs kein Zugeständniß machen. Er huldigt vielmehr einer Oeffentlichkeit, die in jedem Augenblicke des Zeitlichen das Göttliche, Ewige offenbart, und nur in diesem Sinne hat der Verfasser seine Freude an der socialen Entwickelung unserer Tage. Er giebt daher auch mit dem gegenwärtigen Buche vorzugsweise Demjenigen die Ehre, welcher allen Ereignissen ihr Ziel vorzeichnet.

Wie diese Schrift in nächster Beziehung den Bürgern Königsbergs gewidmet ist, so weiht sie sich natürlich zugleich den

Bürgern Deutschlands überhaupt, so wie sie außerdem noch als ein Denkmal betrachtet werden möchte für unsre frühere Königsberger Bürgergesellschaft.

Zu erinnern ist endlich noch daran, daß vorliegende Schrift gerade am heiligen Abende des Weihnachtsfestes 1845 beendigt wurde, so daß spätere Ereignisse nur noch hie und da angedeutet werden konnten.

Eine sehr angelegentliche Bitte des Verfassers ist die, daß der geneigte Leser die im Verzeichniß angegebenen Druckfehler schon vor dem Lesen verbessern wolle.

Königsberg i. Pr., den 4. Mai 1846.

Alexander Jung.

Druckfehler.

Seite 3, Zeile 5 von oben lies bedürfen statt bedürfen. — S. 23, Z. 4 von unten lies denn statt dann. — S. 23, Z. 2 v. u. l. verschiedene st. verschiedenen. — S. 26, Z. 10 v. o. l. Rufe st. Hufe. — S. 29, Z. 8 v. o. ist das werden zu tilgen. — S. 30, Z. 1 v. u. l. verzweifelten st. verzweifelnden. — S. 34, Z. 4 u. 5 v. o. l. Man sagt, die Todten schlafen ungestört. st. Sagt man nicht, die Todten schlafen ungestört? — S. 42, Z. 2 v. u. l. in die Partei st. in der Partei. — S. 51, Z. 12 v. u. l. leistet st. leistete. — S. 57, Z. 9 v. o. auf d. Wort: sie, welches aus Versehen mit gesperrten Lettern gedruckt worden ist, darf beim Lesen nicht der Nachdruck gelegt werden. — S. 59, Z. 8 v. u. l. müßte st. mußte. — S. 59, Z. 4 v. u. l. solchem st. solchen. — S. 67, Z. 2 v. o. l. denn st. dann. — S. 80, Z. 13 v. o. l. Unternehmung st. Unternehmungen. — S. 80, Z. 12 v. u. ist das Wort: nämlich zu streichen. — S. 92, Z. 10 v. u. l. Großvaterofens st. Großvaterwesens. — S. 92, Z. 9 v. u. l. angemessene st. angemessenen. — S. 99, Z. 3 v. o. ist zwischen nahe und treten d. Wort zu einzuschieben. — S. 107, Z. 15 v. u. statt des Kolons ein Gedankenstrich. — S. 112, Z. 11 v. u. hinter Versammlung st. des Punkts ein Gedankenstrich. — S. 112, Z. 10 v. u. hinter Gerechtigkeit st. des Punkts ein Komma. — S. 121, Z. 7 v. u. l. seltsamem st. seltsamen. — S. 123, Z. 7 v. o. l. gespanntem st. gespannten. — S. 162, Z. 15 v. u. l. verstünden st. verständen. — 167, Z. 7. v. o. l. klappen st. klappern. — S. 176, Z. 14 v. u. l. deren st. daran; ferner Schuld st. schuld. — S. 182, Z. 6 v. u. l. vielem st. vielen. — S. 188, Z. 9 v. o. l. hinter noch ein Komma. — S. 192, Z. 5 v. o. hinter Pfaden ein Komma. — S. 196, Z. 5 v. u. l. Altstädtschen st. Altstädtsche. — S. 200, Z. 4 v. u. l. alles unter uns. — S. 208, Z. 9 v. o. fehlt hinter besonders ein Komma, welches in der Zeile vorher, hinter donnert, zu streichen ist. — S. 212, Z. 10 v. o. l. von der aus st. von der uns. — S. 225, Z. 10 v. o. l. werden st. würden. — S. 243, Z. 4 v. o. l. unserem st. unseren. — S. 246, Z. 10 v. o. l. denn st. dann. — S. 255, Z. 12 v. o. l. Vordinge st. Vordnige. Eben so Zeile 14 v. o. — S. 256, Z. 12 v. o. l. Gedankens st. Gedankes. — S. 263, Z. 4 v. u. l. denn st. dann. — S. 263, Z. 2 v. u. l. den st. denn. — S. 264, Z. 6 v. o. l. Selbstgericht st. Richtung. — S. 279, Z. 13 v. o. ist das sich zu streichen. — S. 294, Z. 8 v. o. l. folgernden st. folgenden. — S. 295, Z. 2 v. u. l. nur st. nun. — S. 297, Z. 2 v. u. wenig ist zu streichen. — S. 300, Z. 5 v. o. l. nieder st. wieder. — S. 301, Z. 14, 15 v. u. hinter letzten ist Punkten ausgelassen. — S. 305, Z. 9 v. o. l. vielleicht nicht einmal. — S. 318, Z. 13 v. u. l. legt st. liegt. — S. 322, Z. 8 u. 9 v. o. l. ephemerem st. ephemeren. — S. 335, Z. 3 v. o. l. feinsinnigen st. freisinnigen. — S. 337, Z. 8 v. u. l. schwerfälligen st. schwerfällgen. — S. 338, Z. 13 v. u. l. Stähelischen st. Stahelischen. — S. 339, Z. 7 v. o. l. stimmt st. bestimmt. — S. 352, Z. 3 v. u. l. flüssig zu machen. — S. 362, Z. 1 v. o. l. andere st. anderen. — S. 371, Z. 10 v. u. ist das nicht zu streichen. — S. 380, Z. 10 v. o. l. beidem st. beiden.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

I. Allgemeine Charakteristik 1

Einleitung. Sonst und Jetzt. Herr von Schön. Gang der Entwickelung. Die verschiedenen Stadttheile und ihr Charakter. Die Vorstadt und der Wasserprospekt der grünen Brücke. Der Kneiphof. Wichtigkeit des Kaufmannsstandes. Die Altstadt. Der Gemeindegarten. Der Platz vor dem Schlosse. Die Schmiedestraße. Der Löbenicht. Der Sackheim. Rückkehr in die französische Straße. Die Conditoren Königsbergs. Das Siegelsche Caffeehaus. August Lewald. Die Schloßteich-Partie. Der Roßgarten. Die Königstraße. Der Voigtsche Kunstladen. Die altstädtsche Kirche. Der Tragheim. Der Steindamm. Königsgarten. Die Königsberger Sackträger. Die Speicherstadt. Ein Speicherbrand. Der Stadtwall. Der Festungsbau. Eine Soirée bei den Dzimken. Schluß. —

II. Politisch-sociale Bewegung 39

Vorbereitungen zur politisch-socialen Bewegung . . 41

Das Wesen des Socialismus und einige andere Feststellungen. Hinblick auf die vorletzten Ereignisse. Dr. Jacoby, Verfasser der vier Fragen.

Die Feier des dritten Jubiläums der Königsberger Universität 68

Beruf der Universität überhaupt. Die Königsberger Universität und die Schwierigkeit ihrer Aufgabe. Das Jubiläum. Die Hauptrichtungen unserer socialen Bewegung.

Die Constituirung der Königsberger Bürgergesellschaft 76

Vorurtheile gegen Bürgergesellschaften. Goethe. Unkunde in Betreff der Nation. Fortsetzung des Universitäts-Jubiläums. Das Entstehen der Königsberger Bürgergesellschaft und ihre Einrichtung.

Digitized by Google

Seite

Ein Abend in der Königsberger Bürgergesellschaft im Altstädtischen Gemeindegarten 90

Wirksamkeit der Königsberger Bürgergesellschaft . . 175

Herr Bernhardi und der Verein zur Belohnung weiblicher Dienstboten.

Aufhebung der Königsberger Bürgergesellschaft . . 191

Ein Abend in der Volksversammlung im Altstädtischen Gemeindegarten 210

Ein Abend in der Volksversammlung in Böttchershöfchen 229

Weitere Resultate der politisch-socialen Bewegung . 254

Fahrt auf Dampfschiffen nach Pillau.

III. Kirchlich-sociale Bewegung 269

Einleitung. Beschuldigungen gegen die kirchlich-sociale Bewegung. Gang unserer Entwickelung. Bedeutung der kirchlich-socialen Bewegung. Der Gustav-Adolph-Verein. Dr. Rupp. Die protestantischen Freunde. Prediger Detroit. Kritik der Beschuldigungen gegen die protestantischen Freunde. Dr. Rupp. Die deutsch-katholische Kirche. Der erste Gottesdienst im Börsengarten. Das Wesen der Demonstration und ihr Mißbrauch. Pfarrer Grabowski und seine Gemeinde. Schluß. —

IV. Literarische Zustände und Genre-Bilder 325

Einleitung.

Die Empfangenden der Königsberger Literatur . . . 330

Das Königsberger Publikum. Eintretende Veränderung. Polizeipräsident Dr. Abegg. Gegenwärtige Aufgabe unserer Literatur. Leseinstitute. Das Siegelsche Caffeehaus. Charakter der heutigen Lesewelt.

Die Producenten in der Königsberger Literatur . . 354

Die Hypothesenmänner. Die Augsburger allgemeine Zeitung und die Königsberger literarischen Verhältnisse. Besondere Aufgabe der Königsberger Literatur und der deutschen Literatur überhaupt. Rosenkranz. Burdach. Lobeck. — Jacoby. Walesrode. Jachmann. Wechsler. — Rupp. — Cäsar von Lengerke. Nebben. Gottschall. Falkson. — Gregorovius. Lowositz. Eduard Guth. — Der Verfasser dieser Schrift. Schluß.

Digitized by Google

I.

Allgemeine Charakteristik.

Digitized by Google

Nicht bloß die Mysterien auch die öffentlichen Ereignisse der Stadt Königsberg setzen jetzt täglich einen Inhalt ab, welchen der künftige Darsteller von beiden nur mit Mühe bewältigen wird. Es geht Städten von nur einiger Bedeutung wie es Individuen und Völkern geht. Sie bedürfen nach großen Leistungen oft Jahre langer Ruhe, in denen sie wenig oder nichts produciren, in denen sie fast verschollen zu seyn scheinen. Dann aber verjüngen sie sich auf's Neue in sich selbst, ohne daß man immer den äußeren Grund dieser Verjüngung angeben könnte. Sie erscheinen wie durch einen Zauber in eine wärmere Atmosphäre hineingehoben, und es kehrt für sie wieder die Zeit einer ruhelosen, einer schöpferischen Thätigkeit.

Wer sprach von Königsberg viel nach dem unglücklichen Kriege, oder nach den großartigen Opfern für die Kämpfe von **1813** und **14**, zu denen es ein Freicorps stellte, welches durch seine Tapferkeit die fallende Blüthe der Jugend in ewige Lorbeeren zu verwandeln wußte? Denn daß damals an unserer Universität oft die heftigsten Disputationen in lateinischer Sprache gehalten wurden, von deren öffentlichem Gerichtsverfahren das Volk außerhalb der Schranken häufig nicht das Geringste verstand; daß sich theoretische und praktische Theologen in Broschüren — deren Erscheinen in jener unschuldigen Zeit jedesmal

schon ein Ereigniß war — herumzankten, ob der Rationalismus oder der Supernaturalismus Recht habe; daß sich in einem der geheimsten Conventikel, in Folge des Schönherrschen Systems, unter den Predigern Ebel und Diestel, sogar ein kleiner St. Simonismus mit seinem Pater Enfantin unter uns ausbildete, von welchem die Sage ging, daß er das freie Weib bereits gefunden habe; daß sich endlich ein geistreicher, in seiner Art selbstständiger Philosoph wie Herbart auf den Isolirschemel der Forschung setzte, um durch viele eintönige Jahre hindurch ein auch wieder isolirtes System mit vielem Scharfsinne und mathematischer Consequenz auszusinnen; von alle dem wollte Deutschland, geschweige Europa, damals noch wenig Notiz nehmen.

Aber — Asien hat schon häufig, obwohl zunächst durch Verheerung, Europa befruchtet. Kaum hatte die Nachricht von zwei Revolutionen, zu Paris und zu Warschau, die Gemüther erschüttert, als auch schon die asiatische Cholera kam, und sie kam auch zu uns. Sie zog wie ein Komet, wie eine Gottes-Geißel über Europa hin, und rief den Schrecken aber auch den Humor, die Masse aber auch die Intelligenz wach. Das kleinstädtisch und lautlos genug gewordene Königsberg wurde jetzt rührig und erfinderisch. Großartige Sicherheitsanstalten, hochherzige Selbstaufopferungen traten wieder hervor. Sogar die sehr prüde und unfruchtbar gewordene Königsberger Literatur regte sich, und gebar im Angesichte des Todes, nicht vor Angst, sondern aus reifer Einsicht, kein todtes Kind, sondern eine Cholerazeitung, die sehr besonnen redigirt wurde, und damals vielen Nutzen stiftete. Während die verhangenen Tragekörbe mit Erkrankten sich gegenseitig den Weg verengten, während die Leichenwagen Stunde für Stunde über die Straße rollten, während von steis neuen Erkrankungen und Todesfällen

die Kunde erscholl, hatte man doch Geistesgegenwart genug, comfortable sich einzurichten, zu Hülfeleistung und fröhlicher Unterhaltung zusammen zu rücken, und mit Gottvertrauen und Witz dem Tode ein Schnippchen zu schlagen. Sogar eine Julirevolution in verjüngtem Maßstab brach unter uns aus, eine Revolution, welche aber nicht gegen die Heilkünstler des Staats, sondern gegen die des Leibes gerichtet war, indem der Königsberger Pöbel darin mit dem Pariser sympathisirte, daß er sich einbildete, die Aerzte vergifteten das Volk.

Und wie viel wird nun einer solchen, vom Schauer der Ansteckung, vom Terrorismus des Todes bedrohten Stadt ein Mann seyn, der mit sicherer Hand alle diese Wirren zur Ordnung wieder zurückschlingt! Man denke an Perikles in der von der Pest heimgesuchten Stadt der Athener. Der unsrige, ebenfalls Staatsmann im eminenten Sinne, sollte sich von dem Griechen dadurch unterscheiden, daß er durch die Anstalten, die er traf, Sieger über die verheerende Krankheit, nicht selbst ihr Opfer wurde; daß er auf eine kommende Blüthe unserer Cultur hinwies, sie allerdings auch herbeiführen half, und sich noch lange nach jener Epidemie eines in jeder Hinsicht besseren Zeitalters erfreute, wie wir denn so glücklich sind, ihn immer noch den unsrigen zu nennen, wenngleich er jetzt meistens in ländlicher Zurückgezogenheit weilt.

Herr von Schön, damals Oberpräsident der beiden Provinzen Ost- und West-Preußen, seit dem Jahre 1840 Minister und Burg-Graf von Marienburg, mit unvergänglichem Ruhm in die Annalen unserer Geschichte gezeichnet, muß recht eigentlich für die neue Zeit als Hauptrepräsentant der Königsberger Bildungsphase, auch der kommenden, angesehen werden, und zwar um so mehr, als er von der Schule Kant's und England's her philo-

sophischen Geist mit politischem Scharfblick, Solidität der Grundsätze mit resolutem Handeln, lautern Patriotismus mit stets offenem Weltblick in seltener Art zu verbinden weiß.

Doch — wir verweilen jetzt nicht weiter bei dem, was die dreißiger Jahre des Neuen gebracht, da es uns hier zuerst um eine allgemeine Charakterzeichnung unserer Stadt zu thun ist, an welche wir dann die ferneren Bewegungen und Zustände der nächsten Vergangenheit und Gegenwart zu knüpfen gedenken, hierzu aber eben schon jetzt eines Blickes in die Vergangenheit bedurften. Nur bemerken wir noch, daß auch im vorigen Decennium mit jedem Jahre das Leben unseres Ortes zusehends ein regeres wurde, daß sich schon in dem aufgeschlossenen Interesse für die Schicksale anderer Nationen, vor allem aber in dem sich nun ankündigenden größeren Selbstbewußtseyn und Unabhängigkeitssinne der Königsberger eine frischere Zeit, für welche eben die Cholera den Boden gelockert hatte, auf's Untrüglichste zu erkennen gab.

Wir gedenken nun in unserer Darstellung folgenden Gang zu nehmen. Wir geben zuerst — wie wir damit bereits beschäftigt sind — eine allgemeine Charakteristik der Stadt, gehen dann zu der politisch-socialen Bewegung unter den Königsbergern über, lassen die kirchlich-sociale Bewegung folgen, und beschließen das Ganze mit einer Betrachtung unserer literarischen Zustände.

Königsberg ist auch darin eine so merkwürdige Stadt, daß es einen auffallenden Contrast zwischen größter Unscheinbarkeit seines äußeren Erscheinens mit dem unübersehlichen Reichthum eines inneren Gehaltes durch alle Consequenzen und Schattirungen hindurchführt, daß es diesen Contrast von Oede und Mannichfaltigkeit, von nüchternem Verstande und Phantasie, von

unbestimmter Ausweitung und ausgeprägtester Individualität auch wieder auf beiden Seiten, in seinem äußeren Habitus, wie in seiner inneren Gestaltung, geltend macht. Die bekannte Erfahrung, daß sich die Lebensentwickelung einer Existenz kurz vor ihrem Aufhören noch einmal in sich zusammennimmt, und nun in aller Herrlichkeit aufleuchtet, diese Erfahrung kann man auch häufig bei der geographischen Ausdehnung eines Landes in Anwendung bringen, was dessen eigentlichen Charakter betrifft. Königsberg ist der merkwürdige Ort, welcher, an das Ende von Deutschland gedrängt, dieses so höchst eigenthümlich geartete Land in seiner ganzen Vollständigkeit und Originalität noch einmal in sich abbildet, und dem aufmerksamen Beobachter vor das Auge bringt.

Wir treten in das Weichbild der Stadt. Wir sehen sie, durch zahlreiche und doch nicht imposante Thürme signalisirt, in einer sehr beträchtlichen Längenausdehnung vor uns liegen. Aber auch nichts anderes, was sonst den Glanz und Reichthum eines großstädtischen Lebens schon in der Ferne zu verkünden pflegt, wenn man sich ihm von auswärts her nähert, will uns hier begegnen.

Das ist also die Stadt — rufen wir voll Verwunderung schon jetzt aus — welche neuerdings so viel von sich hat sprechen machen! Keine Mannichfaltigkeit und Pracht der Landhäuser, die oft schon meilenweit eine Stadt vor der Stadt bilden, keine besonders lebhafte Ab- und Zufuhr der Landleute, der Reisenden, kein auffallender Luxus der Equipagen, der Reiter, der Promenaden, welche vor den Environs einer Hauptstadt sonst in der Regel auf eine so spannende Weise uns mit tausend Stegereif-Vermuthungen zur Haupt-Pforte des Ortes gelangen lassen! —

Wir werden in unserer folgenden Betrachtung Königsbergs, in topographischer Hinsicht, besonders die neun Haupttheile der Stadt in's Auge fassen, welche heißen: Vorstadt, Kneiphof, Altstadt, Löbenicht, Sackheim, Roßgarten, neue Sorge, Tragheim und Steindamm.

Ja, schon sind wir in das Thor von der Berliner Seite her eingefahren, und wir wissen noch immer nicht, wessen wir hier eigentlich zu gewärtigen haben. Die Stadt scheint uns fast wie verschwunden. Wir machen eine Wendung links, und gelangen in eine ziemlich unansehnliche Straße, die uns aber sogleich, gerade vor uns hin, eine überraschend schöne Perspektive von Häusern eröffnet. Es ist die Vorstadt, in welcher wir uns befinden. Sie hat in der That etwas Modern-Großstädtisches, etwas, wenn man will, von der Leipziger Straße Berlin's, aber sie bekommt sogleich einen eigenthümlich orientalischen Charakter durch die seltsamen Gestalten, in langem, schwarzseidenem Talar, in kurzen Beinkleidern von demselben Stoffe, mit Schuh und Strümpfen, breitgekrämptem Hut, langem Stab' in der Hand, die wir vielfache Gruppen zu beiden Seiten der breiten Straße bilden sehen, oder sie sind einzeln zerstreut in dem lebhaftesten Verkehr, in dem Austausche von Handels-Interessen mit einander begriffen. Diese hier in der Sommerzeit sehr zahlreich versammelten polnischen Juden, mit ihren langen, oft schneeweißen Bärten, tragen in den scharf geschnittenen Gesichtszügen, von dem frischesten Inkarnat, immer noch ein Stück patriarchalischen Stilllebens, immer noch eine heilige Erinnerung an die geliebte Heimath des alten Canaan, und contrastiren so um so mehr mit dem Zeitgeist.

Nur noch einige Augenblicke jedoch, und wir empfangen durch den Bau der Häuser einen ganz und gar andern Eindruck.

Wir kommen zur grünen Brücke, die uns in der ganzen Ausdehnung des Pregel-Flusses, nach Osten und besonders nach Westen, einen der reichsten Wasser-Prospekte überschauen läßt.

Rechts sehen wir bei der Börse vorbei einen Quai entlang, der schon wieder nach einer anderen Brücke hin ausmündet, hinter der stattliche Wohngebäude und Waarenhäuser hervorragen. Links dagegen haben wir einen Ausblick in die Ferne bis zum Horizont, einen Blick, der für Königsbergs Weltverbindung in hohem Grade charakteristisch ist. Es öffnet sich nämlich eine Perspektive, deren prächtige Straße hier nicht Häuser, sondern Schiffe bilden. Holländer, Dänen, Norweger, Schweden, Engländer, Amerikaner haben sich hier in den umfangreichsten Meeres-Pallästen auf dem Flußbette gelagert, neben deren pomphafter Riesenhaftigkeit, wie in einer Slaven-Residenz, die elenden Baracken der Dzimken-Witinnen einen wunderbar überraschenden Contrast bilden.*)

Seltsame Folge der Dinge, der Ereignisse! Die philosophischen Genien der Jahrhunderte müssen doch wohl, wie wenig der Philister es oft zugeben mag, die Zukunft wittern, sie müssen ihr, wo sie sich gerade ansiedeln, wo sie gerade promeniren, wo sie auf ihren Spaziergängen still stehen, um einem Gedanken sich hinzugeben, der Zukunft unbewußt schon auf der Fährte seyn. Dort auf dem Pregel, wo auf der rechten Seite des Ufers einst der berühmte Magus aus Norden, der tiefsinnige Hamann, in stiller Zurückgezogenheit seinen Licent-Posten verwaltete, und wo auf der linken Seite der alte Kant, bevor er in einen der Laub-

*) Dzimken nennt man die noch fast im Naturzustande sich befindenden Polen, welche auf langen Flößen, die mit Holzhütten versehen sind, unter Führung eines polnischen Juden nach Königsberg kommen, um Getreide, Matten und später auch das Holz ihrer Fahrzeuge zu verkaufen.

gänge des Philosophen-Damms sich verlor, anzuhalten pflegte, um über die fernere Besiegung des Naturelements nachzugrübeln, wenn er eben einen Dreimaster mit dem Winde kämpfen sah; dort ist die Stelle, an welcher jetzt unsere Dampfschiffe liegen, um mit wildem Schnauben, dem Gegenwinde zum Trotz, in's Meer hinaus zu stürmen.

Doch — wir glauben plötzlich, nach der Scene zu urtheilen, die wir jetzt vor uns haben, in einer der ältesten Straßen Lübeck's oder Bremen's oder des alten Hamburg zu seyn. So sehr hat hier in der Langgasse des Kneiphofs alles einen behäbig kaufmännischen, einen ächt hanseatischen Charakter. Hier — zum Theil aber auch in anderen Stadttheilen — ist noch immer der Sitz der alten berühmten Handelsfirmen Königsbergs, das Quartier unserer Fugger, unserer kleinen und großen Rothschilde, hier hört man noch immer die Namen von dem alten gediegenen Silber- und Gold-Klange, die Namen der auf unverwüstlicher Solidität gegründeten, durch Spekulation im größten merkantilischen Styl weltberühmt gewordenen Kaufmannshäuser, die mit London und mit Liverpool, mit Amsterdam und mit Bordeaux, mit Boston und New-York in wöchentlicher, ja täglicher Verbindung stehen, und bei denen der Engländer oder der Amerikaner, wenn er nach unserer Stadt kommt, aus- und eingeht, als wäre dieses Königsberger Kaufmannshaus nur ein anders placirtes Comtoir seiner Heimath, nur ein versetzter Colonie-Zweig seines eigenen Familienkreises. Wahrlich, der glänzendste Beweis von der ächten Humanität kaufmännischer Gastfreundschaft und ihrer weltumfassenden Größe!

Wir haben hier so eben einen Punkt berührt, der für die spätere Charakteristik unserer jetzigen Bildungszustände von großer

Erheblichkeit ist. Die Gegenwart eines ansehnlichen Kaufmanns-standes, vollends, wenn dazu, wie bei uns, noch eine Universität kommt, verleiht einer Stadt schon von vorn herein jenen stolzen Unabhängigkeitssinn, jenes bewußtvolle Beruhen auf sich, welches auch auf andere, mehr geistige Gebiete des öffentlichen Lebens von segensreichem Einflusse ist. Besonders aber wird dieses der Fall seyn, wenn sich hier nichts von jenem Dünkel eines bloß materiellen Besitzes, von jenem Schmutz einer modernen Geldaristokratie ansetzt, über die man in neuerer Zeit an anderen Orten so bittere Klage geführt hat. Der Königsberger Kaufmann ist von jenem Dünkel im Allgemeinen frei zu sprechen. Die Gravität einer stolzen, unabhängigen Würde wird bei ihm so sehr durch Vielseitigkeit der Interessen, durch Verstand und durch Bildung, durch Heiterkeit und durch Liebe zu einem Geist belebenden Umgange ausgeglichen, daß der Charakter eines so gearteten Kaufmanns-Standes auf die Gesinnungsweise der Königsberger überhaupt veredelnd und ausweitend wirken muß, wie es auch bekannt ist, daß schon Kant vor Allem den Umgang mit Kaufleuten seines Ortes gern hatte und suchte.

Aber wir sind unterdessen in die Altstadt gelangt, und befinden uns hier in einer Umgebung, die mehr den Typus des vorzugsweise Bürgerlichen hat, wie dieses sich im Mittelalter, zumal in gewissen Städten Deutschlands in einer so eigengearteten, die Phantasie vielfach beschäftigenden Weise zur Gestaltung gebracht. Besonders empfängt man solchen Eindruck auf einem mit anmuthigen Bäumen verzierten, ziemlich geräumigen Platze, wo früher die altstädtsche Kirche gestanden, in welcher Umgebung sich aber schon sehr bemerkbar die neue Zeit hervordrängt in dem Baue und Anstrich der Gebäude, in der heitern, schon von außen sich verrathenden Wohnlichkeit der Einrichtung. Die ganze Häu-

ser-Façade dagegen, über welche alterthümlich würdig der Schloß-thurm hervorragt, versetzt uns nach Nürnberg, noch mehr aber vielleicht der an diesen Platz angrenzende Altstädtsche Markt mit dem Rathhause, mit dem ganzen, in ehrwürdig hoch aufstrebender Ueberbauung zusammengedrängten Häuser-Complex. Hier finden wir denn auch nach der Nordseite der Stadt, in der Verlängerung einer Seitenstraße, auf der linken Seite, den Gemeindegarten der Altstadt, eine der ältesten Bürger-Ressourcen, der in den jüngsten Tagen durch die mächtigen Bürgerversammlungen, welche hier gehalten wurden, und auf die wir später ausführlich zu sprechen kommen werden, so berühmt geworden ist.

Doch wir verfolgen die Richtung gerade vor uns. Wir wenden uns rechts, und gelangen durch den innern Schloßraum auf einen Platz, den wir als das eigentliche Centrum Königsbergs bezeichnen können, wie wir denn hier auch die Normal-Uhr der Stadt erblicken, welche über dem Thore, durch welches wir so eben gekommen, angebracht ist. Wir kehren uns um, und sehen rechts die Anhöhe hinunter in die Schmiedestraße, aus der uns, ungeachtet schon der Name der Straße an die Esse erinnert, die äußerste Spiegel-Eleganz der Kaufmannsläden mit riesenhaften Goldbuchstaben aus dem schwarzen Grunde des Alterthums entgegenleuchtet. Der Einblick in diesen tiefliegenden Stadttheil, mit seinem düstern, schwarz angerauchten Gemäuer, mit dem Unübersehlichen seiner ganzen Massenhaftigkeit, versetzt uns nach Köln oder nach Prag. Hier sind die Niederlassungen der Tuchhändler zu finden.

Gerade vor uns hin liegt der Löbenicht, ebenfalls in einer bedeutenden Abdachung der Gegend, in dem die reichen Brauer ihre Wohnungen haben, ein Stadttheil, der durch die

Vertiefung seiner Lage, durch das ewig feuchte Straßenpflaster, durch den nie aufhörenden, pikanten Malz-Brodem, durch das scharfe Gebräusel zahlloser Gerüche, durch die Winkligkeit und Verschobenheit der Bauart, durch das Erdfahle des ganzen Farbentons, in dem er sich darstellt, auf die Phantasie, besonders, wenn man ihn Nachts passirt, wie ein ächter Höllen-Breugel wirkt. In dieser Gegend befindet sich denn auch die erste Bierhalle der Stadt, deren ganzes Lustre der Einrichtung beweist, daß wir in der Verpflanzung Münchens nach Preußen hinter den Berlinern wenigstens im Punkte des Biers und der Bierbrauer nicht zurückgeblieben sind.

An den Löbenicht reiht sich der Sackheim, in dem sich uns sogleich die katholische Kirche präsentirt, und dessen sich lang hin ziehende Straßen, wie alle entferntere Bezirke Königsbergs, außer der Vorstadt, etwas unendlich Oedes, Melancholisches, Geschichtsloses, an sich tragen, ungeachtet die eigenthümliche und so fruchtbare Geschichte unserer Stadt gewiß auch hinter diesen Mauern die thätigsten, einflußreichsten Werkstätten besitzt.

Aber wir sehen von dem Posto, welches wir oben gefaßt, links hinunter durch die französische Straße. Sie ist, bei übrigens unbedeutender Länge und mäßiger Breite, vielleicht selbst wieder Königsberg im Kleinen, denn sie ist der Bauart nach, bei sonstiger Solidität, ebenfalls sehr unansehnlich, wenigstens befriedigt sie fast in keiner Weise den Schönheitssinn; aber sie vereinigt in ihrer Gesammtheit vor allem einen dreifachen Luxus, den Luxus des geistigen Genusses, zumal der Bücher-Novitäten, den Luxus der Gourmandise, und endlich den Luxus einer großen Mannichfaltigkeit der Laden-Etiquette; so daß Buchhändler, Conditoren, Goldarbeiter, Fabrikanten, Bijoutier's und Coiffeur's mit dem Glanz ihrer Ausstellungen, mit dem Wetteifer der leb-

Digitized by Google

haftesten Concurrenz von allen Seiten unsre Blicke auf sich lenken.

Königsberg ist nicht bloß die Hauptstadt Preußens, Königsberg ist auch die Hauptstadt der Conditoren. Wer kennt nicht den Königsberger Marcipan? Königsberg hat gewiß von allen Städten Europa's und der Welt die meisten Atelier's aufzuweisen, nicht für cannelirte, wohl aber für candirte Kunstwerke, für jene aus dem zartesten Zucker-Alabaster sich erhebenden Werke der Plastik, die freilich eben so wenig dem Zahne der Zeit als dem des Mundes lang widerstehen, sondern im eigentlichen Sinne an dem Schmelz ihrer eigenen Hingebung an den Geschmack versterben.

Königsberg hat — cum grano salis — ungefähr so viele Conditoren als Leipzig Buchhändler. Wie der alte Claudius gesagt, daß der Winter in der Schweiz sein Sommer-Palais habe, so hat bei uns in Königsberg der Winter recht eigentlich bei den Schweizern — wie man früher nach ihrer Herkunft die Conditoren zu nennen pflegte — seinen Sommer-Pallast, und zwar einmal deßwegen, weil die Conditoren unserer Stadt die geräumigsten Eiskeller haben, wie solche vielleicht kein europäischer Fürst in dieser Stattlichkeit besitzt, und sodann, weil in unseren hiesigen Conditoreien die prächtigsten Eis-Kuchen-Palläste jedem in den Laden Tretenden sogleich entgegenfunkeln, noch zu geschweigen der kleineren Eiszubereitungen, wie sie während unserer oft sehr heißen Sommer von Vorübergehenden aus Tassen oder Krystall-Schalen zur Erquickung genossen werden. Man könnte übrigens für derartige Zucker-Künstler in keinem Roman appetitlichere, sinnig-passendere, charakteristischere Namen ersinnen, als sie einige unserer hiesigen Conditoren führen. So der Name Feige, der uns doch gleich das Süße der bekannten

lieblichen Frucht vorzaubert, so der Name Pomatti, in dem sich das lateinische pomum zu italienischer Weichheit und zu einer eingemachten Frucht des Südens wohltönend abdämpft, und endlich klingt in dem Worte Dölitscher (jetzt Maurizio) doch alsbald das Losungswort jedes Feinschmeckers mit an, wenn er seine höchste Behaglichkeit zu erkennen giebt in dem Ausrufe: deliciös!

In der französischen Straße befindet sich denn auch, mit einer sehr großartigen Conditorei verbunden, das erste Caffee-Haus der Stadt, das Lokal des Herrn Siegel.

Wir werden auf dieses merkwürdige Etablissement, da es der Verkehr unter andern auch vieler Literaten ist, in der Darstellung unserer literarischen Zustände noch weiter zu sprechen kommen. Wer einen Ort sucht, der ihm Gelegenheit giebt, die eigentliche Crême der modernen Intelligenz in allen ihren Chancen, in ihrer fluctuirenden Lebhaftigkeit zu beobachten und mit daran Theil zu nehmen, wer den Schriftsteller, den beweglichen Gelehrten, den Künstler, den Politiker, aber auch den Gutsbesitzer, den Particulier, den Reisenden, kurz jeden, der über das bloße Fach noch hinausstrebt, kennen zu lernen wünscht, der muß dieses Caffeehaus des Herrn Siegel in der französischen Straße besuchen, und muß es zu den verschiedensten Tageszeiten besuchen, da jede ihren besonders ausgeprägten Charakter hat. So daß man nach den hier jedesmal versammelten Gästen eine Uhr bilden könnte, wie Linné eine Blumenuhr gebildet, welche auf's Präciseste angäbe, wie viel es nicht bloß in der Stadt, sondern auch in der Zeit an der Zeit ist; es wär' in der That eine publicistische Uhr.

Der Wirth unseres Caffeehauses, Herr Siegel, ein Schweizer von Geburt, der während seiner Lehrjahre in Paris gelebt,

seine ersten Studien vielleicht bei Tortoni gemacht, ist die liebenswürdigste, aufmerksamste Persönlichkeit seines Standes, auch ist er Inhaber eines der Mysterien von Königsberg, welches man bis dahin vergebens zu durchdringen versucht. Denn der Caffee, der von jenem Manne bereitet wird, dürfte die Kennerschaft selbst des Fürsten Pückler und des Groß-Sultans in Constantinopel um etwas überraschen.

Wir erlauben uns bei dieser Gelegenheit noch darauf hinzuweisen, daß eines der nächstliegenden Häuser, das vierte nach dem Schlosse zu, von dem Siegelschen Caffeehause gesehen, die jetzige Wohnung des Buchhändlers Herrn Bon, die Geburtsstätte Lewald's, des wegen seiner genrebildlichen Anmuth sehr beliebten Schriftstellers, ist, was für uns Königsberger noch ein besonderes Interesse haben muß, da der Name August Lewald für unsere Nach-Kantische und Hippelsche Literatur überhaupt eine vorzügliche Bedeutung in Anspruch nimmt.

Da wir uns, wie bemerkt, gerade im Mittelpunkte der Stadt befinden, so wird ein längeres Verweilen in dieser Gegend unsere Charakteristik ganz besonders vervollständigen und abrunden. Die Häuserreihe in der französischen Straße, dem Siegelschen Caffeehause gegenüber, ist mit der Rückseite einem reizenden Panorama zugewendet, einem Rundkreis von so entzückender Schönheit, wie ihn nur wenige Städte aufzuweisen haben. Es ist die Schloß-Teich-Partie.

Wenn wir das Charakteristische für Königsberg gleich am Anfange darin fanden, daß es Deutschland in sich reflektirt, und wir eben deßhalb in den einzelnen Revieren unserer Stadt unwillkürlich an andere Städte und deren Theile erinnert wurden, so haben wir in der vor uns liegenden Aussicht Dresden vor Augen, und zwar Dresden von der Elbbrücke aus. In

jener Ecke links setzt die Gartenanlage des Conditors Maurizio ordentlich schon zu einer Brühlschen Terrasse an. Und nun — man flüchte sich nur über die unansehnliche, hölzerne Brücke hinaus — dieser Verein von Stadt und lieblichster Idylle, üppigster Natur! Dieß schwarze, stehende Wasser des Teichs hat etwas Unterweltliches, etwas Kocytisches! Man sieht sich nach einem Charon um. Aber drüben die lachenden Ufer, aber drüben das lockende Jenseits! Man blickt in die Gärten der Freimaurer, wie in ein Eldorado paradiesischer Sorglosigkeit, wie auf die Matten der seligen, nichts mehr entbehrenden Götter hinüber! Man blickt hinüber nach jenen sonnigen Ufern, wie man etwa durch ein Teleskop in eine andere Welt blickt, ob sich dort noch etwas regt, ob es dort noch Wesen giebt wie wir, die entbehren und besitzen, die leiden und glücklich sind, die noch in allem wie wir einem ruhelosen Wechsel unterliegen. Man könnte bei diesem Fernblick in jene stillen Gärten glauben, die Maurer wären in der That im Besitze des letzten Geheimnisses, im Besitze des Himmels schon auf Erden.

Und weiter verliert sich in einen tiefen lockenden Hintergrund hinein das liebliche Gemisch von Gärten und Gärten, indem auch das diesseitige Ufer in dieselbe lebendige Idylle dieser herrlichen Gartendichtung mit einstimmt. Ja auch hier, wie wir es in der Vorstadt schon bemerkten, will sich wieder etwas Orientalisches beimischen, ob es hier auch nur Illusion ist. Es erheben sich nämlich in dem grünen Halbkreis, den wir unter dem reinsten Blau des Himmels vor uns haben, in der Ferne mehrere hohe und schlanke thurmartige Schornsteine hiesiger Fabriken, wie türkische Minaret's, deren schwarze, langgeschweifte Steinkohlen-Rauchwolken wie wilde, muselmännische Roßschweife erscheinen, die heute wie an einem Ehrentage des Propheten

ausgeflaggt sind. Oder die Illusion wird noch größer, wenn der wirkliche Halbmond in der lauen Nacht über einem jener Minarets steht.

Und wenn nun an einem dieser wahrhaft italienischen Sommerabende unseres nordischen Klima's drüben in den Gärten die Concerte erwachen, und durch den Aether vibriren; wenn die Schwäne auf dem schwarzen Gewässer wie weiße Najaden lautlos sich heranwiegen; wenn die Gondeln mit ihren Sängern, mit fröhlichen Lichtern vorbeiplätschern, während über den Westhimmel ein breites Wetterleuchten zuckt; wenn dazwischen die Champagner-Korke knallend in die Luft fahren; wenn der ganze Feuerhimmel der Gartenbeleuchtung unten im Wasser wie ein Licht-Echo noch einmal zurückzittert; wenn das Volk schaarenweise über die langgestreckte Brücke zieht, und steht und hinüberlauscht; wenn die Jodeler in den Gondeln sich hören lassen, und nun drüben eine wilde Janitscharen-Musik plötzlich losschmettert, und alles zum Schweigen bringt, bis sie selbst wieder einer einsam klagenden Flöte aus einem der letzten Gärten zurückweicht; dann athmet das nächtliche und sonst so praktisch verständige Königsberg von dieser Schloßteich-Partie aus eine Poesie des Südens, die es begreiflich macht, wie einst Werner, wie Hoffmann, wie ideale, dichterische Naturen bis auf den heutigen Tag in unserem Königsberg auch für ihr Lebenselement eine so reichliche Ausbeute finden können. Die Gräfin Rossi, die frühere Sontag, soll von dieser Schloßteich-Idylle mitten in der Stadt, von diesem Natur-Rausch mitten in dem sonst nüchternen Königsberg hingerissen worden seyn, und sie würde dieses Meisterstück der Natur auch von der Kunstseite vollendet haben, wenn sie aus einem der Gärten als menschliche Nachtigall an einem jener schwärmerischen Abende hätte hervorschlagen

wollen, so daß doch auch einmal das arme Volk auf der Schloßteich-Brücke sie hätte hören können.

Der Winter, in welchem unser Schloßteich sich in ein nordisches Volksfest, in ein großes Wettrennen, in einen Cirkus der Schlittschuhläufer verwandelt, gewährt in dem, was man jetzt hier bemerkt, wenn man des Abends über die Brücke geht, einen schauerlichen Contrast zu jener weichen, schwärmerischen Flöte der Wehmuth, deren wir oben gedachten.

Eine zahlreiche Schaar von Nachtwächtern nämlich, die an Phantastik des Anzuges und der Bewaffnung den frühern von London nichts nachgeben, in ihrem Costüm und Waffenzeug auch wohl an die russischen Kosacken gemahnen, läßt sich mit schrillen Pfeifentönen vernehmen, und zwar schon vom Einbruche der Finsterniß an, um den Einbruch der Diebe, der bei uns in den langen Nächten nicht selten vorkommt, in die großen Gebäude des Roßgartens zu verhüten. Man hört dann wohl plötzlich ein besonders markirtes Signal einer solchen Pfeife heraus. Die andern antworten. Es entsteht fern her ein Geräusch. Es kommt näher. Ruf über Ruf: Halt auf! Halt auf! Ein knisternder Fußtritt, ein gespenstischer Schatten auf dem Schnee, fliegt unter uns, unter der Brücke pfeilschnell fort. Wir sehen den fliegenden Schatten an der andern Seite des Geländers hervorfahren, nach dem jenseitigen Ufer hin. Dieser Schatten ist ein Dieb! Die Wächter folgen keuchend und fluchend. Sie kehren um, und gehen wieder nach ihren verschiedenen Posten, und geben das gewöhnliche Signal, als wär' eben nichts vorgefallen. Besonders schauerlich aber und für unsern nordischen Winter charakteristisch wird solches noch dadurch, daß jenes Pfeifen der Wächter, welches die ganze Nacht

hindurch etwa alle vier Minuten erschallt, auch deßhalb nöthig ist, damit die Leute vor dem Einschlafen sich schützen, und einander für diesen Schutz Bürgschaft gewähren. Es ist solches Pfeifen demnach zugleich eine Art Lebenssicherung, da ein Schlaf bei unserer Winterkälte oft eben so lockend als gefährlich wird; so daß man diese Wächter, die sich durch Pfeifen in doppeltem Sinne am Leben erhalten, indem sie in der That davon leben, und sich zugleich vor dem Erfrieren hüten, jenen Galeerensklaven vergleichen könnte, welche durch stetes Pumpen sich auf ihrem Schiffe vor dem Ertrinken erretten.

Wir kehren zur französischen Straße zurück. Ueber sie hinaus gelangt man bei dem schiefen Berge vorbei, den ein liebliches Blumenstück ziert, zum Roßgärter Markt. Nördlich dehnt sich der Roßgarten in eine endlose, wieder sehr öde Weite hinaus. Mehr östlich blicken wir in die lange Perspektive der Königstraße hinunter. Sie wurde früher mit ihrer nächsten Umgegend die neue Sorge genannt. Auch war sie, nebst der angrenzenden Landhofmeister-Straße, einst vorherrschend das Quartier der Königsberger Aristokratie, und ist es zum Theil noch gegenwärtig. Man bemerkt dieses Aristokratische, besonders in der letzten Straße, noch immer an der Rokoko-Farbe der Fensterrahmen, an den häufigen Nippes von Körbchen und Gyps-Täfelchen, die hier angebracht sind, an den schneeweißen, heruntergelassenen Vorhängen, die entweder wirklich anzeigen, oder oft auch nur die absichtliche Täuschung hervorbringen sollen, als sey die hohe Herrschaft verreist, als sey sie draußen auf ihren Landgütern, in den Bädern, in fernen Ländern. In der Königstraße finden wir unter andern auch außer der Königlichen Bibliothek das Kunst-Museum, vor welchem seit dem Jahre 1843 ein einfacher Obelisk sich erhebt, als Denkmal für den

Minister Herrn von Schön, welches seine zahlreichen Verehrer in Deutschland und in unserer Stadt ihm gesetzt.

Wenden wir uns nun von der französischen Straße aus beim Schlosse wieder vorbei durch die Junkerstraße, so kommen wir an der Kunsthandlung des Herrn Voigt vorüber, einem Etablissement, welches schon durch seine äußere Beschaffenheit in hohem Grade anzuziehen vermag. An den Fenstern dieses Museums wird man immer eine solche Bilderausstellung finden, welche gerade das neueste Ereigniß des Tages, den populärsten Liebling der Oeffentlichkeit, eine Volks-Versammlung in Böttchershöfchen, die Portraits Itzstein's, Rupp's, Jacoby's, Walesrode's, vor das Auge bringt. Auch ist in demselben Gebäude für die ausgezeichnetsten Werke noch eine besondere, tägliche Kunstausstellung eröffnet, in deren Räumen man gern verweilt, so wie denn auch der Hinausblick durch's Fenster auf das alte, düstere Schloßgemäuer über einen Garten hinweg, den eine geschwätzige Fontaine belebt, in die angenehmste Stimmung versetzt.

Den Hintergrund der Junkerstraße schließt auf eine befriedigende Weise die eben fertig gewordene altstädtische Kirche, mit ihrem schlanken, pflanzenartig aufsteigenden Thurme und Thürmchen, mit ihren ziegelrothen, frischen Lichtern, und mit ihrer ganzen leichten und doch würdigen Zierlichkeit, mit der sie sich so zu sagen in einen so engen Raum zu schicken weiß, wie man sich etwa in die Zeit schickt. Zu tadeln an dieser Kirche aber ist jedenfalls die zu große Ueberladenheit mit Säulen im Innern, ein alle Erhabenheit abschwächender Wulst und Schwulst, ein wahrer Wald von Säulen; so daß es nahe liegt zu bemerken, wenn in dieser Kirche einmal einer der hiesigen Prediger Namens Wald predigen sollte, so würde man in der That den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen.

In gerader Linie bei der eben erwähnten Kirche vorbei, in nördlicher Richtung, gelangt man auf den sogenannten Tragheim, einen von einer bunten Garten-Romantik vielfach durchschnittenen, übrigens auch wieder sehr weitläufigen und unansehnlichen Stadtbezirk. Links dagegen von jener Kirche kommt man durch die Poststraße in einen neuen Haupttheil Königsbergs auf den Steindamm, (den eine frappante Aehnlichkeit mit einer der Hauptstraßen der Baierschen Stadt Hof bemerkbar macht,) so wie rechts auf Königsgarten, welches der größte, freie Platz ist, den unser Ort aufzuweisen hat. Eine wahre Entstellung jenes schönen Raumes ist das ziemlich kolossale aber in plumpen, wüsten Verhältnissen, wenigstens äußerlich, durchgeführte Schauspielhaus. Dagegen ist es auf der anderen Seite des Platzes wieder eine Conditorei, welche sich pallastartig erhebt, und schon von Weitem einen imposanten Eindruck gewährt. Dieses café national eines Herrn Meyer hat einige Male, nach Aufhebung unserer großen Bürgerversammlungen im Altstädtischen Gemeindegarten, die Privatgesellschaften der Bürger in seine oberen Räume aufgenommen. Hier, auf Königsgarten, ist denn auch der Grundstein zu dem neuen Universitäts-Gebäude gelegt, diesem gegenüber wird sich der Bau des Justiz-Pallastes in großartiger Weise erheben, und kommen nun noch die beabsichtigten Parkanlagen dazu, so wird unsere Stadt in diesen Durchführungen eine Vereinigung von Baulichkeit und Landschaft besitzen, welche ein würdiges Seitenstück zu dem Wasser-Tableau der Schloßteich-Partie bilden wird. In der letzteren Zeit, zum Beispiel in den Tagen des Königsberger Universitäts-Jubiläums, ist Königsgarten zu Volksversammlungen mehrfach benutzt worden. So hatte sich aber auch noch später auf diesem Platze eine Zahl von ungefähr 4 bis 5000 Menschen versam-

melt, um einem Fackelzuge beizuwohnen, welchen Herr Ronge von der hiesigen jungen Kaufmannschaft erhielt, während ihm so eben dieselbe Corporation einen glänzenden Thee in den oberen Sälen des Meyerschen Caffeehauses gab.

Somit hätten wir nun die eigentliche Stadt Königsberg in ihren Hauptumrissen uns vergegenwärtigt, in welchen Rahmen wir in unserer späteren Darstellung das reiche, an individueller Gestaltung so mannichfaltige Gemälde der Königsberger Gegenwart einzutragen gedenken, und zwar, wie bemerkt, in politisch- wie kirchlich-socialer und in literarischer Beziehung. Aber man kann Königsberg, auch in seinem allgemeinen Charakter als Stadt, noch nicht vollständig fassen, ohne wenigstens auf seine nächste Umgebung ebenfalls mit einigen Worten einzugehen, und zwar um so mehr, als die sociale Bewegung sich auch bis in die Umgebung von Königsberg erstreckt. Wer könnte das eigentliche Wien schildern, ohne auch auf das Leben seiner Vorstädte zu blicken. Königsberg nun besitzt zwar nicht eine so imposante Ausbreitung seiner vorstädtischen Existenz wie Wien, aber dennoch eine solche, die manches Eigenthümliche bietet, so daß dieses wieder von großem Einfluß auf seine innere Gestaltung sich beweist.

Das Erste, was uns nun in dieser Hinsicht begegnet, ist das Leben, welches sich in den Bezirken der Speicher entwickelt, wie man auch bei uns diejenigen, meistens aus Fachwerk bestehenden, hohen Gebäude nennt, welche den Kaufleuten zur Aufbewahrung ihrer Handelsvorräthe dienen. Königsberg hat eine eigentliche Speicherstadt, die dann natürlich wieder mit dem Schiffsleben in der genauesten Verbindung steht. Diese Speicherstadt liegt daher auch, obgleich in verschiedenen Gegenden vertheilt, immer doch in der Nähe des Pregelflusses.

Wir passiren die Koggenstraße. Sie führt uns im Sommer, in der Mittagszeit, in das öffentliche Leben der Proletarier, in das Revier der Männer von zwölf Kindern und keinem Vermögen, der Sackträger, der Tagelöhner. Ein verwittert aussehender Drehorgelspieler steht mit seinem Leyerkasten vor dem Schwedischen Hause, und orgelt unter dem Beistande eines wilden Tambourins und einer Prima Donna der neuesten Lieder, gedruckt in diesem Jahr, eine Romanze aus der Liebe des Volks. Schiffs-Capitaine und Matrosen der verschiedensten Länder gehen auf und ab, einige stehen auch wohl still, um der Musik einen Augenblick Gehör zu geben. Unsere Proletarier aber liegen, von der Arbeit müde, zu hunderten, zu tausenden auf dem Straßenpflaster zusammengekauert, oder sie stehen auch wohl aufrecht, an die Mauer gelehnt, um aus kleinen irdenen Tellern eine rauchende Mahlzeit mit Appetit zu verzehren, die ihnen eben eine stattliche Höferfrau aus einem der großen Behälter im Tragekorbe aufschöpft.

In diesen unsern Proletariern von herkulischer Kraft tobt, wenn der Handel nur einigermaßen geht, ein Uebermuth, eine Orgie der Lust, die sich in dem wildesten Behaben Luft macht. In einem solchen Proletarier wohnt ein Humor, der sich von früh auf an seinen zungenfertigen Gesellen zu üben pflegt, und der aus einer wahren Spelunken-Phantasie der Hölle Bilder herauswirft, Combinationen der Neckerei, des Hohnes, der Schlüpfrigkeit, der Beschimpfung, des Fluches, der Wuth in die Luft schnellt, daß einem Hören und Sehen und der Appetit noch dazu vergeht. Es ist etwas Dämonisches, etwas Titanenhaft-Diabolisches in diesen Menschen, die doch auch wieder ihre große Gutmüthigkeit haben, und oft gar nicht so verworfen sind, wie ihre Stegereifschöpfungen, ihre Gassenhauer und Carikaturen der

ungebundensten Straßenlaune es zu beweisen scheinen. Aber es ist eine Kraft in ihnen, und nicht bloß eine physische, sondern oft eine sehr bedeutende geistige Kraft, die sich wie ein wilder Geschlechtstrieb maßlos austobt, eine Kraft, die jedoch sogleich, wenn die Kost und das Getränk theuer werden, wenn der Winter da ist, mißvergnügt und ohnmächtig in sich zusammenschrumpft, und fast in Stumpfsinn sich verliert.

Treten wir nun in die Speicherstadt selbst, so herrscht hier, besonders während die Königsberger Lazaroni's Sieste halten, oder an Sonntagen, eine oft lautlose Stille, eine wahre pestartige Ausgestorbenheit in diesen aus himmelhohen Spitzgebäuden bestehenden, langen Speicherstraßen, die mit dem, was sonst noch dazu kommt, in eine wunderbare Wehmuth, in eine wahrhaft poetische Einsamkeit uns versetzen können. Man muß nur vor allem hier keinen plastischen Schönheitssinn mitbringen, sondern nur eine musikalisch-poetische Auffassungs- und Schöpfungsgabe. Winckelmann würde sich in dieser Speicherstadt selbst das Leben genommen haben, Byron dagegen hätte vielleicht eine der schönsten Elegieen gedichtet.

Wie der Graf Segur erzählt, daß Napoleon und die große Armee sich entsetzt hätten, als sie in das kolossale Moskau gekommen, da sie es fast von allen Einwohnern verlassen gefunden, und daß es ihnen doppelt unheimlich geworden, als sie plötzlich — sie ahnten noch nichts — gar einen unangenehmen Brandgeruch bemerkt hätten, dem sie gar keine Ursache zuzuschreiben gewußt; ähnliche Eindrücke können sich in dieser Königsberger Speicherstadt dem Beschauer mitten am Tage darbieten.

Eben schlüpft hier eine häßliche Ratte vorbei. Eine schwarze Katze klettert dort miauend oben über das Dach weg. Die Thü-

ren knarren. Der Sturm heult durch die offenen Klappfenster. Die Windfahne seufzt. Aus einer der offenen Dachluken tönt wunderbar genug ein Gesang hervor, von slavischer Melancholie getragen, also auch an Moskau gemahnend. Er kommt von einem einsamen Speicherarbeiter. Ein scharfer, oft gewürzhafter Geruch, von den verschiedenen Speicherwaaren, durch die schwüle Luft dringend, erhöht noch das Ungewöhnliche, das Ahnungsreiche unserer Stimmung.

Aber — eine Glocke ertönt. Die Trommel schallt in weiter Ferne. Militär-Hörner lassen sich hören. Dumpfe Hufe aus weitester Weite sind zu vernehmen. Der Thürmer vom Schlosse bläst hellschrille Töne. Was ist das? Was ist das? Ist's möglich? Wir wittern jenen verhängnißvollen, unheimlichen, moskowitischen Brandgeruch. Feuer, ruft es, und wiederum, Feuer, mitten am Tage, mitten in der trockensten Schwüle der Sommerzeit. Wir eilen, was wir können, wir fliegen eine der Speicherstraßen hinauf. Wagen auf Wagen rasseln. Wir eilen gegen das Ufer des Flusses, wir biegen um die nächste Ecke. Was ist das? —

Am jenseitigen Ufer, wo schon wieder ein anderer Theil der großen Speicherstadt sich erhebt, dringt ein graubrauner, dicker Qualm, träg sich dehnend, aus dem Dache. Der Rauch wird dunkler und immer dunkler, er wird schwarz, und fällt gar in's Fahle, in's Gelbe. Eine prächtige, tiefrothe Feuerblume, wie eine aufgebauschte Tulpe, schlägt aus dem Dache hervor. Das Lattenwerk knistert zusammen wie Papier. Die Dachpfannen knattern, die Balken fassen und stürzen, das Feuer kocht mit einer Wuth von innen hervor, von Spiritus und Pech und Theer geschürt, daß uns das wildeste Entsetzen packt.

Ein zischender, donnernder Knall wie von einem Pulverfasse fährt durch die Luft. Ein brennender Theerklumpen fliegt hinterwärts auf ein anderes hervorragendes Speicherdach. Schon raucht der angrenzende Speicher zur rechten. Die Dachluken springen auf, von der Höllenwindsbraut wie ein Ventil, wie eine Ofenklappe gedrückt. Alle Dachluken leuchten, als würde heute in diesem Hause die Hochzeit des Teufels gefeiert, als wäre der Speicher deshalb illuminirt. Jetzt fliegt das Dach in die Höhe. Der erster Speicher stürzt zusammen wie eine losbrennende Batterie. Menschen klettern noch mit langen Schläuchen dort oben am äußersten Rande des einen Gebäudes fort. Der Feuerkrater sendet ihnen einen Funken-Platz-Regen und ein pechschwarzes Wolkenheer von Rauch in's Gesicht. Die Menschen flüchten sich auf's Dach des nächsten Hauses, das auch schon raucht. Ein Schornsteinfeger-Junge reitet drüben auf einem vorn schon brennenden Balken, als hätte ihn der Wahnsinn gefaßt, oder als plagte ihn ein böser Geist und ritte ihn selbst.

Eben zieht noch das letzte Schiff vom Bollwerk ab, welches auch schon an verschiedenen Punkten in vollen Flammen steht. Sechs, acht, neun, zehn Speicher sind bereits im hellsten Brande. Die ganze Reihe geht drauf. An kein Löschen ist mehr zu denken. Keine Creatur hält hier die Hitze mehr aus. Brennende Fässer schwimmen auf dem Pregel-Flusse. Millionen von Funken und ganze Feuer-Büschel strömen und fallen nieder wie ein Feuer-Wolkenbruch. Die Spritzen ergreifen die Flucht, von der Hölle der Gluth verfolgt wie Kanonen vom Feinde. Die Fenster der Wohnhäuser springen auf der entgegengesetzten Seite des Ufers. Man spritzt sogar dort schon auf die Dächer, da man jeden Augenblick fürchtet, es könnte auch hier die Hitze, die Höllengluth, der Rauch sich in Flamme verwandeln.

Dergleichen grauenhafte, entsetzliche Speicherbrände sind in unserer Stadt schon öfter vorgekommen. Der eine noch in der Mitte des vorigen Sommers, welcher an einem schwülen, wolkenreinen Abende etwa gegen sieben Uhr auskam, bis zum Morgen dauerte, und etwa vierzehn Speicher in Asche legte.

Solch' ein furchtbarer Brand, wie der beschriebene, kann in einer lauen, italienischen Nacht den Eindruck eines in den hellsten Flammen spielenden Aetna machen, bis auf all' das Keuchen und Dröhnen, Donnern und Schmettern im Innern des Vulkans. Der ganze Nachthimmel glüht in einem blaugrünen, prächtigen Reflex, die Gestirne des Himmels verschwinden vor dem Glanze der Erde, die heut' eine Sonne geworden, alle Straßen, jedes Haus, jeder Stein, jeder Strohhalm ist hell angeglommen wie von einem großen Drummondschen Licht, wie von einer neu erfundenen Sonne der Nacht. Jeden Menschen erfaßt das tiefste Gefühl der Außerordentlichkeit, eines Ereignisses, eines Phänomens, welches plötzlich eine ganz neue Ordnung der Dinge herbeiführen könnte.

Diese gewaltigen Feuer — Königsberg war schon zur Zeit Friedrich's des Großen wegen seiner Feuersbrünste berüchtigt — geben noch zu einem ganz seltsamen Gebahren der niedern Volksklasse Anlaß, und zwar der Handwerkerbursche, wie man hier den Lehrling im Unterschiede vom Gesellen und Meister nennt. Besonders machen sich die Bursche der Schuhmacher, Schusterjungen geheißen, bei dieser Gelegenheit sehr bemerkbar. Es giebt ein förmliches Laternenfest. Sie versammeln sich vor einem der Rathhäuser, und, während ein Theil bivuakirend und lärmend daselbst zurückbleibt, um von Zeit zu Zeit die anderen abzulösen, ziehen die Wacht habenden in Procession, singend, mit Stocklaternen und Ledereimern nach der Brandstätte, während das furcht-

bar schöne, preußische Feuersignal der Trommel erschallt, welches sich anhört, als schlage und zucke ein großer, an den Füßen gebundener Vogel mit den Flügeln auf der Erde, um sich zu befreien.

Kehren wir in friedlichere Umgebungen zurück, die uns aber auch, wie wir sehen werden, sogleich den Feind der Zukunft, sogar den Ruhestörer der Todten, vor das Auge bringen werden.

Wir besuchen die Wälle von Königsberg. Es empfängt uns das üppigste Grün, es umschatten uns die baumreichsten Alleen. Der Wall zieht sich um die ganze Stadt, zwei Meilen im Umfange, in mannichfaltigen Vor- und Einspringen. Stets genießen wir einer neuen unendlichen Aussicht auf herrliche Fluren, auf Wald und Fluß, auf Häuser- und Schiffs-Reviere, und dort sogar, wo es so silberhell blaut, auf das frische Haff, als einen Vorboten des Meeres. Und doch? —

Mir fallen jene Dichter, jene Denker ein, die oft schon darauf hingewiesen haben, daß das ganze Menschenleben auch wieder, von einem gewissen Punkt aus gesehen, als ein fortgesetztes Kinderspiel nur erscheinen könne. Die Kinder springen in ihren Spielen von einem zum andern über, und kehren doch gleich wieder zu dem ersten zurück. Dasselbe grüne Plätzchen, auf dem sie sich tummeln, ist ihnen jetzt ein Garten, auf dem sie Blumen eingraben und Beete ziehen. Dann ist es ihnen doch auch wieder ein Schauplatz des Krieges, auf dem sie mit Stöcken fechten, mit Tannenzapfen um sich schießen. Aber auch dieses haben sie nun schon wieder satt, und jetzt ist ihnen derselbe Spielplatz schon wieder dasselbe Gärtchen, auf dem sie dieselben Hantirungen vornehmen wie früher. Und so im Wechsel immer fort. — Also auch wir Erwachsenen.

Derselbe Wall, wie der Name schon sagt, der unsere Stadt umgiebt, und in der jüngsten Zeit zu Spaziergängen benutzt wurde, diente den Menschen früher zum Schutze gegen den Feind. Aber die Menschen wurden friedlich, und bepflanzten den Wall mit Bäumen und Bosquet's, und machten ihn, wie gesagt, zu einer Promenade. Jetzt jedoch arbeiten sie schon wieder alles um, und verwandeln die Lustgänge auf's Neue in Wälle und die Lusthäuschen in Wachthürme.

Wenn man diesen ganzen lustigen Frühling üppigster Vegetation hier aufschießen sieht, der in seinem unschuldigen, heiligen Naturleben noch nichts davon ahnt, daß man die Axt heute bereits schleift, die man ihm morgen an die Wurzel legen wird; wenn man bedenkt, daß hier nach einigen Jahren statt der jetzt noch schmetternden Lerche im Blau eine Bombe ihren kühnen Bogen beschreiben soll; so könnte man plötzlich irre werden an dem, was das Leben der Menschheit, ungeachtet alles gerühmten Fortschrittes, eigentlich bedeuten soll.

Die ganze Strecke hin, von dem Roßgärter- an dem Königsthore vorbei, bis zum Sackheimer wird jetzt an der Befestigung von Königsberg gearbeitet. So daß wir uns der Weltgegend nach allerdings gegen Rußland zuerst verschanzen und waffnen. Die Riesenmauern einer bombenfesten Caserne erheben sich bereits aus dem Fundament vor unsern Blicken. Dreitausend Arbeiter sind gegenwärtig im Durchschnitte in diesen Werken beschäftigt.

Doch — treten wir näher! Ja, es ist ein großartiges, ein weltbewegtes Treiben, welches sich in diesen unermeßlichen Gebreiten unseres Festungsbaues zu erkennen giebt! Es ist eine neue Ableitung des allerverkommensten Pauperismus, es ist eine weit aussehende Anstellung unserer verzweifelnden Proletarier. Es

ist, als würde hier eine Stadt gebaut, wenn man nicht wüßte, daß es eine Festung werden solle. Man denkt anfangs an die glänzende Beschreibung des Aufbaues von Karthago beim Virgil, und wird gleich noch lebhafter mitten in die Befestigung von Paris versetzt.

Es ist dieser großartige Bau, damit wir in jeder Hinsicht gerecht seyen, aber auch ein wahrhaft patriotischer Akt, der uns für die Zukunft schützen soll gegen unsere nordischen Nachbarn, so daß wenn bekanntlich seit längerer Zeit die deutsche Publicistik uns darauf hingewiesen hat, auf unserer Hut zu sein gegen die Ausbreitungs-Lust Rußlands, hier eine solche Hut nun in der That aufgerichtet wird. Denn daß diese Befestigung zugleich den Zweck haben sollte, Königsberg vor den Königsbergern zu schützen, halten wir für eine theils lächerliche, auf der Unkenntniß des Baues beruhende, theils für eine der Befestigung von Paris abgeborgte Phrase, die wieder einmal einen gewissen perfiden Widerspruchsgeist unserer Zeit beweist. Denn zuerst forderte man bekanntlich die Befestigung von Königsberg als im Interesse der Sicherheit gegen Rußland, nun sie vorgenommen wird, springt man wieder auf die andere Seite, und behauptet, sie sey auf einen Bürgerkrieg berechnet.

Aber wenden wir uns noch einige Schritte näher an die eben entstehenden Außen- und Innenwerke unseres Königsberger Festungsbaues. Als sollte das Mineral-Reich des Planeten hier hergebracht werden, so überrascht uns diese harte, steinerne Unfruchtbarkeit, so starren uns diese unermeßlich gethürmten Steinblöcke und Gerölle, diese Steine und Steinchen und Ziegelmassen an! Als sollte hier ein ungeheurer Tunnel geleitet, ein Isthmus durchstochen werden, so imponiren uns diese aufgeschichteten Erdwälle, diese tiefen Gruben und Graben, diese Sektionen von

Schubkärnern, die theils kommen, theils gehen, theils Erde, theils grüne Rasenstücke bringen und holen. —

Hier sehen wir Gebäude sich erheben, die eigens gebaut worden sind, um nur die Geräthschaften in sich aufzunehmen, welche zu der Arbeit gebraucht werden, dort ziehen sich die umfangreichsten Kalkbehälter in's Weite, die mit größter Akkuratesse in die Erde gemauert sind. Hier bewegen sich flach liegende Räder, von Pferden gezogen, um mit einer ungeheuern Kraft mittelst der Felge in kurzer Zeit eine Unmasse von Mörtel zu bereiten, dort erstrecken sich Rinnen, von eingerammten Pfählen getragen, hoch über Gräben und Abgründe und ganze Felder hinweg, um das Wasser für den Gebrauch nach den verschiedensten Seiten hin fortzuführen. Gerade vor uns erhebt sich der kolossale Bau einer Caserne, als sollten die Potsdamer Riesen, als sollten einige Brigaden darin wohnen, über eine so weitreichende Strecke hin verbreitet, daß man aus diesem Labyrinth von werdenden Mauern und Ueberwölbungen, von eingefugten Ecksteinen, Pfeilern, Bogen, Schießscharten, Thüren, Fenstern, Kalkgruben, Balken, Brettern, Pfählen, Gerüsten sich noch in keiner Weise den Plan des Ganzen heraus zu combiniren vermag. Es ist eine wahre Lust, dieses vortreffliche Mauerwerk zu sehen, welches mit dem schönsten der alten Zeit wetteifert, und gewiß in keiner Art hinter demselben zurücksteht. Wie Riesenhecken eines ungeheuern Parks laufen diese Mauern dahin, und lassen doch in dem kolossalen, unendlichen Gefüge, aus dem durchsichtigen Ueberwurf jeden einzelnen Ziegel reinlich heraus erkennen. Es ist ein Bau in diesem Mauerwerk, wie die Natur ihn baut, so ebenmäßig, so festgefügt, so zweckmäßig, so dauerhaft, so zugleich den strengsten Schönheitssinn befriedigend. Und nun diese grandiosen und dennoch in den klarsten Verhältnissen

gedachten, diese wie aus Felsen herausgehauenen und dennoch leicht und glatt hervorspringenden Thüren, diese spiegelglatten Seiten-Wände mit ihren kanonenlüsternen Schieß-Scharten und ihrem bombenfesten Trotz, mit ihren schwarzen Nebenluken und schillernden Eisengittern, als ginge es hier in das Burgverließ des Grabes, in den Orkus, in den ewigen Abschied von der Welt tief hinunter und hinunter.

Aber — weiter dringen wir vor an unserm Festungsbaue. Alle Maurergewerke der Stadt scheinen sich hier zu beschäftigen. Hunderte und wieder hunderte von Handlangern tragen den Meistern und Gesellen zu. Die Ingenieur-Officiere laufen hin und her, wie die Adjutanten über ein Schlachtfeld fliegen. Feldmesser zeichnen, Zimmerleute bauen Beobachtungs-Gerüste auf, die sich weit in die Felder hinaus fortsetzen, Pionniere pflanzen die Meßtische auf. Neue Sektionen eben angekommener Arbeiter ziehen gegen den Bauplatz heran. Hier arbeitet man an einer mächtigen Chaussee, welche sich um die Stadt, durch die Festung hindurchziehen wird, dort richtet man Laufgräben von einer Tiefe, und Breite, als sollten Schiffe auf diesen Canälen gehen. Im Hintergrunde erheben sich schon Schanzen auf Schanzen, die wie Gebirge herüberstarren, welche amphitheatralisch in einem wilden Durcheinander den Himmel stürmen. Aber — noch ein merkwürdigeres Schauspiel giebt es hier. Eigentlich ein Trauerspiel für die Nacht! —

Es verbreitete sich wie ein wahres Schauergerücht durch die Stadt, daß man nächstens ganze Kirchhöfe abtragen werde, da sie im Laufe des Festungsplanes sich befänden. Es liegt etwas Erhabenes in der Rücksichtslosigkeit menschlicher Unternehmungen, in diesem in gerader Linie Fortgehen der Geschichte, der Cultur, selbst über Gräber und über die Todten darin. Dennoch

entsetzten wir uns. Auch murrte das Volk in der That. Es wurde die Nacht zur Aufhebung eines jener Kirchhöfe bestimmt und so die Sache durchgesetzt.

Man sieht jede Regel hat ihre Ausnahme. Sagt man nicht, die Todten schlafen ungestört? Jetzt wurde ihnen gar die Wohnung gekündigt. Es gab einen großen Zieh-Tag der Todten. Die Männer des Diesseits klopften an die Thüre des Jenseits, wie eigennützige Wirthe. Wie man ein Danziger Haus mit Thürschwelle und Dachbedeckung nach der Pfaueninsel bei Berlin gebracht, und es dort aufgestellt hat, so daß es uns die illustrirte Zeitung im Bilde bereits zeigt; wie man in Rußland ganze fertige Häuser zu Markte gefahren bringt, um sie zu verkaufen zu demselben Preise, zu dem man bei uns ein Fuder Holz oder Torf oder Sand verkauft; so brachte man hier eine ganze Todten-Stadt auf ein anderes Feld hinüber, und wirklich war hier ja jenes Fuder Sand ein Fuder Asche, ein Fuder Erde. —

Was würde der Verfasser des Königs Lear, der ewige Poet jener classischen Sturmnacht, die ein Vater mit seinen Töchtern erlebt, was würde er zu einem solchen Leichenzuge, der einmal bereits gezogen war, was würde er zu dem Begraben der Begrabenen gesagt haben!?

Die Wiedertäufer taufen die Convertiten zum zweiten Mal. Wir begraben bereits zweimal.

Ja, es war eine seltsame Nacht, diese Leichen-Pomp-Nacht! Die Todtengräber hatten denselben Betthütern zum zweiten Male Bett gemacht. Die Wind-Lichter fackelten, vom Sturm gezaust, als wollten sie, da die Todten kamen, selber sterben. Keiner der Anwesenden durfte schwarz angelegt haben, denn die Nacht hatte für Alle schwarz angelegt. Schwarzangelaufene Gendarmen waren die Leichenführer. Es war eine mit Gendar-

merie erfolgende Verweisung aus einer Stadt in die andere, wie man unter den Lebenden Literaten verweist! Es war eine Verbannung keines Lebenden mehr, keines einzelnen Todten, sondern ganzer Generationen von Todten, von denen der letzte vielleicht vor einigen Tagen erst in diese Leichenstadt gekommen war! Kein Gefolge zeigte sich hinter dem einzelnen Sarge, das Gefolge lag selber meistens schon in einem dieser Särge. Der Sarg folgte hier dem Sarge, dem wieder nur ein klageloser, ein stummer Sarg folgte. Es war ein verschüttetes Herculanum, das wieder verschüttet werden, ein Auferstehungsmorgen, der wieder schlafen gehen sollte! Es war wie im Polarlande eine eben aufgehende Götterdämmerung, die auch schon wieder unterging!

Doch — wenden wir uns wieder dem Leben zu! Wenn man den Wall in der westlichen Richtung verfolgt über das Steindammerthor hinaus, so gelangt man, je mehr man sich dem Pregelflusse nähert, in die schönste Region der Wall-Promenade. Die Bäume werden immer laubvoller, das Grün der Felder immer saftiger, die Abwechselung der Gegenstände immer mannichfaltiger, der Gesichtskreis immer umfassender.

Links erhebt sich die Sternwarte, wo der größte Astronom der Erde wohnt, dessen Sehkraft zu erhabneren, bleibenderen Zielen vordringt, als die jener Ingenieure. Gegenüber rechts ein Kirchhof mit den herrlichsten Laubgängen, dessen Todte auch vielleicht bald aufbrechen müssen. Wenn an dieser Stelle einst die Festung ihre Laufgräben ziehen, ihre Schanzen aufwerfen, ihre Thürme erheben wird, wenn vollends in der Zukunft ein Krieg mit Rußland spielt, so kann es hier die seltsamsten Contraste geben. Auf dem Thurme rechts dort münden aus den Schießscharten die Kanonen der Festung hinaus; auf dem Thurme links hier richten aus den Luken des Observatoriums die Fern-

röhre eines künftigen Archimed mit seinem noli me tangere ihre Mündungen dem Himmel zu. Eben nimmt dort ein Artillerist eine nomadische Horde Asiens auf's Korn der Kanone, während hier der unermüdete Astronom mit seinem bewaffneten Auge so eben einen Kometen sucht, um diesen Nomaden des Universums auf's Korn des Teleskops zu nehmen.

Weiter hin dacht sich die Gegend zuletzt völlig ab. Wir stehen am Pregel. Wir lenken zurück, der Stadt wieder entgegen. Schiffe kommen und gehen. Matrosenflüche in vielerlei Sprachen sind hier zu hören. Wir lassen uns übersetzen. Wir verfolgen den Philosophen-Damm, der in den Poeten-Damm, von Simon Dach so genannt, ausläuft. Wir betreten wieder den Wall, beim Brandenburger Thore vorbei, wo rechts, tief unter unsern Füßen, eine Vorstadt Königsbergs, der nasse Garten liegt, und gelangen neben den weitläufigen Gebäuden der Artillerie an das Friedländer Thor, wo wir wieder am Pregel uns befinden, bis wir den Lithauer Baum erreichen.

Eine endlose, wasserreiche Fläche, im Frühjahr einen ununterbrochene See bildend, weitet sich vor unsern Blicken wie ein preußisches Niederland aus. Windmühlen drehen ihre Flügel, Zollbeamte lauern am Ufer, Fleisch- und Mehl-Schmuggler drücken sich leise an dem Walle herum.

Wir sehen auf dem Wasser nur kleinere, einheimische Schiffe, vor allem aber die langen Flösse, mit Holz-Baracken darauf, der Hinterwäldler Polens, jener sogenannten Dzimken, deren wir bereits am Anfange unserer Darstellung erwähnt haben. Hier giebt es eine Soirée bei den Dzimken.

Slavische Naturlaute jauchzen auf. Die Violine erklingt. Unser Virtuos, mit dem leichten, zierlichen Strohhut, mit der

nackten, gebräunten Brust, in einem groben Hemd, einem braunen Rocke darüber, oder gar einem dicken Schaf-Pelz bei 28 Graden Hitze, spielt nur auf der G-Saite, die andern Saiten sprangen auf der Reise, aber er jauchzt dennoch ein wildes Vollglück aus. Ein ganzes Völkchen springt und stampft vor ihm mit einer Grandezza der Füße, der Hände, jeder Muskel, mit einer Morbidezza der ganzen Körper-Bewegung, daß ein französischer Tanzmeister eine Reise in die Hinterwälder Polens beschlösse, um sich zu vervollkommnen für die Bälle von Paris und Europa's. Ein frischer, pikanter Bast-Geruch kommt von dem Flosse uns entgegen, dessen Baracke mit großen Bast-Matten überdeckt ist. Ein langer Trog steht am Vordertheil des Fahrzeuges. Zwei Dzimken, in Hemden über den Beinkleidern, tragen einen rauchenden Kessel an einem Tragestock herbei, und gießen den dampfenden Gischt in den Trog. Es ist ein mit spärlichem Fett versehenes, warmes Wasser — oder auch wohl eine Erbsen-Suppe — in welches ein Dritter mächtige Stücke eines Brodes, förmliche Kloben, hineinwirft, die mehr aus grober Kleie als aus Mehl gebacken zu seyn scheinen. Lustig dampfet der Sud aus dem Troge auf. Ein scharfer Brodem dringt in unsere Nase. Die Violine schweigt. Die Pollacca hört auf. Die Dzimken stellen und knieen und kauern sich um den Trog herum, und langen fleißig, theils mit Holzlöffeln, theils mit Holzspänen, theils mit den Händen, zu, mit einem Appetit, in Vergleich mit dem die Homerischen Helden übersatte Gleichgültigkeit und Widerwillen gegen das ausgesuchteste Nasse und Trockene bewiesen haben.

Wir verlassen diese köstliche Scene eines ächten Naturzustandes, der doch auch seine Cultur und sogar seine Poesie mit sich führt, bestünden beide auch nur in dem Glück, eine solche

Geige hören oder kratzen zu können, und nun gar den Fuß nach deren Melodieen zu setzen.

Wir bemerken nur noch, wie es einen gar heitern Anblick gewährt, wenn in der Spätsommerzeit diese Dzimken, nachdem sie ihre Waare und auch die Holzflösse verkauft haben, schaarenweise nach Hause wandern. In ihrem sandalen-leichten Tritt, in ihrem lustigen Aussehen, mit dem gelben Strohhut auf dem Kopf, gewähren sie ein ächt südliches Bild, indem sie an die italienischen Schnitter erinnern, welche, nachdem die Ernte vollbracht, aus Rom in ihre Heimath wieder zurückziehen.

So gelangen wir denn von dem Lithauerbaume wieder über den Wall hinweg zu dem früheren, jetzt abgetragenen Königsthore, wo jener Kirchhof liegt, dessen Todte man so eben deportirt hat; und wir sind demnach auch die nächsten Environ's unserer Stadt im Kreise passirt.

Es könnte nun auch noch auf die etwas entferntere Umgebung Königsberg's in unserer allgemeinen Charakteristik näher eingegangen werden. Indessen werden wir dieses nur dann erst thun, wenn die folgende Darstellung der socialen Bewegung unseres Ortes uns zu Exkursionen in die Umgegend Veranlassung geben sollte.

II.

Politisch-sociale Bewegung.

Digitized by Google

Vorbereitungen zur politisch-socialen Bewegung.

Es giebt Personen — und zwar unter allen Parteien — und giebt besonders ganze Lokalitäten und Ereignisse in unserer Zeit, welche durch gewisse Leute und deren selbstsüchtige Machinationen sehr verrufen worden sind, deren eigentliche Bedeutung in der Zukunft aber dennoch als ehrenwerth und als probehaltig befunden werden wird. Eine solche Lokalität ist unter andern auch Königsberg, und ein solches Ereigniß, eine solche Thatsache ist der Socialismus oder richtiger die sociale Bewegung.

Man muß sich billig darüber wundern, wie die Männer des Rückschritts, die sich immer so gern auf die Geschichte berufen, und deren Bildung auch in der Regel eine einseitig historische zu seyn pflegt, nicht wenigstens so viel von der Geschichte gelernt haben, um sich davon zu überzeugen, daß die Zukunft häufig ein ganz entgegengesetztes Urtheil über Personen, über Lokalitäten und Ereignisse fällt, als die Gegenwart durch den Nachdruck der physischen Gewalt oder durch die Selbstverblendung des bloßen Freiheitsschwindels zu erkennen gegeben hatte. Man denke doch nur an das Urtheil, welches das herrschende Regiment einst über die Reformation gesprochen, und welches Urtheil über den-

selben Gegenstand jetzt feststeht im Munde des gebildeten Bewußtseyns. Man denke daran, für wie viele Menschen eine frühere Zeit nur Tortur und Scheiterhaufen gehabt, während dieselben Personen jetzt aufgerichtet stehen als Zierden und Vorbilder im Pantheon der Menschheit. Wir wollen mit alle dem nur sagen, man solle doch nur ja, um sich nicht schuldig zu machen, um sich nicht die gerechte Anklage der Nachwelt zuzuziehen, vorsichtig seyn im Urtheil, und sich eben deßhalb auch im Handeln, im sogenannten Einschreiten gegen Personen und Ereignisse einer gewissen Behutsamkeit befleißigen.

Was nun diejenige Lokalität, mit der wir es hier zu thun haben, was die eigentliche Bedeutung Königsbergs für die Gegenwart angeht, so soll sie sich hoffentlich im Verlaufe dieser ganzen Schrift auf's Deutlichste herausstellen. Aber das sociale Element, wie es sich in unserer Zeit schon im Allgemeinen zu erkennen giebt, wie es aber nach der Zukunft hin eine noch viel umfassendere Aufgabe zu lösen hat, müssen wir erst in näheren Betracht ziehen, um die gegenwärtige sociale Bewegung unserer Stadt ohne Schmeichelei nach irgend einer Seite hin, ihrem wahren Charakter nach zeichnen zu können.

Socialismus ist keinesweges schon das, was heutigen Tages von schwärmerischen Parteimännern aller Art selbstzufrieden dafür ausgegeben wird. Schon deßhalb nicht, weil der eigentliche Lebenspuls des wahren Socialismus: Gemeinsinn, Hingebung, Selbstentäußerung ist, wogegen jene Schwärmer, ohne daß sie es in der Regel wissen, die Selbstsucht, die Egoität, den Eigensinn des unbedingten Rechthabens in sich und in andern schönstens cultiviren. Schwärmer ist derjenige Parteimensch, der mit seinem ganzen Wesen in der Partei aufgeht, der weder eine Ursprünglichkeit des Naturells mehr besitzt, noch auch eine

freie Einsicht, ein unbefangenes Urtheil für sich mehr hat, sondern der nur das Feldgeschrei der Coterie, der er dient, in sich walten läßt und nachschreit, um die Leidenschaft, um den Affekt, um den Moderausch seiner Clique zur einzigen Tugend und Wahrheit zu erheben. So wird denn freilich auch der bloße Beamte, im Politischen und Kirchlichen, der so einseitig und geistlos in seiner Bildung geblieben, daß er nur noch ein Rad oder gar nur ein Zahn im Rade der Maschine ist, und demnach ganz und gar in die amtliche Funktion aufgeht, ohne einen Gedanken, ohne eine Ahnung seiner Würde als Mensch, ein Schwärmer für den Absolutismus genannt werden müssen. Ein solcher Beamter würde die Selbstsucht des absolutistischen Regiments blindlings befördern, und daher egoistisch genannt zu werden verdienen. Jenes Regiment selbst aber hätte sich durch seine Selbstsucht zu einer bloßen Partei heruntergebracht, denen gegenüber, welche mit Recht für ihre Freiheit kämpfen, die indessen, indem auch sie wieder zu weit gehen, gleichfalls in die Selbstsucht gerathen.

Nun wäre es doch aber wahrlich eine Frechheit zu behaupten, eine gewisse Partei könne gar nicht mehr irren, könne sogar in einem einzelnen Punkte nicht mehr irren. Kann sie aber irren, wie es doch gewiß ist, daß sie irren kann, so soll ich doch nie selbstbewußt dem Irrthume anderer huldigen, sonst stehe ich schon in der Lüge. Die bloße Partei macht natürlich auf die Länge hin einseitig, denn sie ist eben nur eine Seite. Die Einseitigkeit aber führt zur Schwärmerei oder ist schon Schwärmerei.

Allerdings nimmt zwar die sociale Bewegung immer in der Partei, und zwar in der Geselligkeit ihren Anfang. Der Verfasser dieser Schrift hätte es nie geglaubt, daß eine seiner früheren Behauptungen sich so schnell bewähren würde, als sie sich

in der jüngsten Zeit bewährt hat, daß nämlich die Entfaltung unserer nationalen Bildung aus dem Gebiete der Literatur, wo sie lediglich durch die Presse vermittelt worden, in die Geselligkeit übergehen würde*). Aber die gewaltsame Unterdrückung von außen her — freilich durch eine nicht selten zügellose Opposition mitunter hervorgerufen — welche wieder die Opposition noch wilder gemacht, hat eben die Entwickelung des öffentlichen Lebens und der nationalen Bildung jetzt vorzugsweise in die geselligen Verhältnisse hineingeworfen.

Nun ist es aber ein vergebenes Bemühen, die sociale Bewegung und mit ihr die ächte Liberalität in und mit der bloßen Partei abzuschließen und darin festzuhalten. So käme die sociale Bewegung auch nie zum Ziele also zum Siege. In und mit den Parteien vollbringt sich allerdings das Leben der Geschichte und besonders unserer heutigen Geschichte, aber Socialismus und Liberalität sind nimmer eine bloße Parteisache. Wir fordern zwar mit Recht in Zeiten wie die unsrigen, daß sich jeder ehrenwerthe Mensch im Kampf aus Ueberzeugung einer Partei anschließe, sich für eine Partei aufrichtig erkläre — um sich eben als Charakter zu erproben — aber nie darf er es unbedingt, nie darf er es blindlings, sonst verliert er außer seiner eigenthümlichen Berufung alle wahrhaft liberale Gesinnung, mit ihr jede Fähigkeit zu einer socialen Verbindung. Denn die wahre Liberalität giebt sich erst darin zu erkennen, daß man die Freiheit in jedem andern wie in sich selbst ehrt, sie jedem andern wie sich selber gönnt, so wie es der Liberalität lediglich um die Wahrheit, um das Recht, um die Erfüllung des Gesetzes zu thun seyn muß. So daß also auch an dem Gegner, wo er in einem einzelnen Falle die

*) Man vergleiche meine Vorlesungen über sociales Leben und höhere Geselligkeit, Danzig, bei Fr. Sam. Gerhard, 1844, besonders Seite 107.

Wahrheit trifft, wo er das Recht und das Gesetz auf seiner Seite hat, Wahrheit, Recht und Gesetz heiter anerkannt werden müssen. Denn Alle sind zur Wahrheit, zum Recht, zur Erfüllung des Gesetzes berufen, Alle sollen darin fortschreiten, und dieß zusammen erst, dieses, daß man die öffentliche Verbindung für die Förderung der Wahrheit, des Rechtes, des Gesetzes in der größten Mannichfaltigkeit schlingt, in der weitesten Ausdehnung vor sich gehen läßt, und solches Streben in einer Verfassung constituirt, dieses erst ist: Socialismus, und setzt von selbst die liberale Gesinnung außer Zweifel.

Giebt es nun eine liberale Partei? — Allerdings giebt es eine solche, und sie sey von uns auf's Höchste geehrt, und wir erklären, im Kampfe für Wahrheit, Recht und Gesetz durchaus ihr anzugehören. Aber um unsere eigene Liberalität nicht drauf gehen zu lassen, um nicht ein Sklave wieder der Partei zu werden, müssen wir sogleich als Anerkennung uns ausbedingen — weil es nicht unsre, sondern eben die Liberalität an sich fordert — daß man liberaler Seits redlich darnach strebe, die liberale Gesinnung über die bloße Partei hinaus zu leiten, sie allgemein zu machen, aber auch nie zu vergessen, daß es in der Natur der ächten Liberalität schon von selbst liegt, daß sie auch außerhalb der eigenen Partei in einer anderen Partei im Einzelnen vorkommen könne, und in der That auch vorkommt; endlich aber müssen wir festsetzen, daß so wie die sogenannte liberale Partei an eines ihrer Mitglieder eine Zumuthung ergehen läßt, die gegen die freie Einsicht, gegen die Sittlichkeit, gegen die Pflicht und den Rechtssinn überhaupt gerichtet ist, dieses Mitglied, um liberal zu bleiben, berufen ist, gegen die Zumuthung sich zu stellen und darnach zu handeln.

In diesen angegebenen Grenzen, welches die Grenzen der Vernunft selber sind, aber auch nur in diesen, erkennen wir das Parteiwesen an, denn nur aus einer solchen Parteiung auferbaut sich zuletzt aus dem Grunde liberaler Gesinnung der ächte Socialismus, der, wenn er in seiner höchsten Blüthe ein Völkerbund ist, gewiß deßhalb gegen nichts Bestehendes eifert, wiefern es ein Bestehen in der Vernunft ist, und daher auch keineswegs ein Antifürstenbund ist, sondern der einen solchen Fürstenbund, welcher das sociale Band der gebildeten Völker repräsentirt, es schützt, und die Freiheit des Individuums hegt, selbst fordert und aus sich heraus producirt.

Was dagegen in unserer Zeit schon häufig Partei genannt wird, ist oft weiter nichts als ein läppisches, dem Inhalte nach schales, der Form nach maßloses, dem Auslande nachgeäfftes Kinderspiel. Es ist eine bloße Coterie. Man schwatzt hier viel und selbstgefällig von linker und rechter Seite, von Juste Milieu oder Centrum oder Indifferentismus. Handelt doch lieber nach besserer Einsicht, und vor allem nach hochherziger Gesinnung, nach klarem Erkennen, mit einem Worte: mit wahrhafter Liberalität, die nicht bloß sich, die auch den Gegner liberal beurtheilt, ihm liberal begegnet, seine Kleinlichkeit durch Größe zu beschämen und zu besiegen weiß! Rangirt den Einzelnen nicht gleich nach jener wohlfeil genug zu habenden Classifikation, und ihr werdet weiter gedeihen als bis dahin! Denn, welche Irrthümer, welche Thorheiten, ja welche boshaft beabsichtigten Verdrehungen der Wahrheit, welche Gewaltsamkeiten des Handelns sind bei jener rangirenden Methode zum Vorschein gekommen, auf allen drei Standpunkten vorgekommen, und wie ist dadurch die Sache der ächten Liberalität und des wahren Socialismus verschrieen worden, ihre beiderseitige Aufgabe statt der Lösung in einer stüm-

verhaften Halbheit stecken geblieben! Ja, man merkte oft gar nicht einmal, daß man, was jene drei ächt michelhaft dem Auslande wieder abgeborgten Unterscheidungen betrifft, daß man lauter Verwechselungen begehe, und merkte, was das Schlimmste war, nicht, daß die wahre Liberalität des Socialismus, auch als ehrenwerthe bloße Partei, es gar nicht, nach deutscher Bildungs-Höhe, mit irgend einem der drei Standpunkte zu thun haben dürfe.

Betrachten wir einmal einen Augenblick jene Verwechselungen näher.

Die äußerste sogenannte linke Seite in Deutschland ist sehr häufig gerade das schuldig geblieben, was sie vor allem leisten mußte, weil sie sich darnach vorzugsweise nannte, das Liberale nämlich. Sie artete nicht selten in jenen großsprecherischen, leeren Radikalismus aus, welcher die Geschichte und die Vernunft selbst mit der Wurzel ausreißt, indem er sich mit dem Hirngespinnste einer Kritik und Antikritik abmüdet, deren Resultate schlechthin nicht zu verwirklichen sind. — Dagegen nun war die äußerste rechte Seite geistlos genug, die Geschichte nach der Vergangenheit hin nicht einmal treu zu bewahren. Denn, was sie dafür ausgiebt, ist eben nur der gedankenlose Buchstabe des Geschehenen. So fällt die rechte Seite aus dem Conservativen in den Servilismus einer todten Ueberlieferung hinunter. — Die Mitte endlich, das sogenannte Centrum, dem man viel zu viel Ehre anthat, indem man ihm nachsagte, es wolle Unparteilichkeit üben, sich über die Parteien erheben, bestand und besteht aus dem ächten deutschen Philisterium, aus jenen Leuten, die interesselos und stumpf für alles öffentliche Leben, und, bei Lichte besehen, auch für alle Bildung sind. Diese sogenannte rechte Mitte ist daher jene nichtswürdige Lauheit, welche schon die Bibel im Ge-

gensatz zu den Warmen und Kalten vorzugsweise verwirft. So daß das gerühmte oder angegriffene, als Haupttugend oder als Hauptvergehen bezeichnete Juste Milieu die pure Gleichgültigkeit, die personificirte Faulheit und Versunkenheit des Zeitalters ist.

Es darf aber ohne Ungerechtigkeit in keiner Weise dem wahren Liberalismus zum Vorwurfe gemacht werden, wiefern er zunächst nur erst noch als Partei existirt. Denn daß er als Partei vorkommt, ist gar nicht seine eigene Schuld. Der Liberalismus muß vielmehr so lange als Partei existiren, als auch die Anderen nur Partei bilden, und zwar gegen ihn bilden. Am meisten aber wird dadurch der Liberalismus zur Partei mit Nothwendigkeit herabgewürdigt, wenn in einem Lande zu Zeiten die Regierung sich selbst zu einer bloßen Partei herabsetzt. Denn dadurch hält sie die Opposition ebenfalls als Beschlossenheit einer bloßen Partei außer sich fest. Nun soll aber eine Regierung der Idee nach das ganze Leben einer politischeu Gemeinschaft repräsentiren und ordnen. Sie soll Weisheit und Allseitigkeit genug haben, um das Wesen der Parteien als ihr eigenes Vorwärtsleben zu erkennen und anzuerkennen. Sie darf eben so wenig Partei bilden, als das Kirchenregiment sich je zu einem vereinzelten und demnach beliebig verfahrenden Consistorium oder gar zur bloßen Sekte gestalten darf. — Womit wir aber doch keinesweges gesagt haben wollen, daß die Partei im politischen Leben nur den Werth einer Sekte habe. — Die Regierung soll durch jene Allseitigkeit, wie in ihrer ganzen Würde und Thätigkeit, jede Partei über sich selbst hinausheben, indem sie eine jede in der Gedankenäußerung unbedingt gewähren läßt, auf daß sie, die Regierung, durch Opposition wie durch Reaktion gleichmäßig gefördert werde, und so selbst nicht mehr nöthig habe, par-

teigängerisch zu opponiren oder zu reagiren, sondern auf daß sie ihren positiven Beruf und Charakter nur darin finde, zu wachen, daß das bestehende Gesetz in Ausübung erhalten werde, aber auch darin, daß das Gesetz nicht bloß bestehe, sondern auch fortgehe, immer mehr an Humanität gewinne und Ausdruck der Vernunft werde. Daher soll denn auch eine Regierung das liberale Element des Staatslebens eben sowohl schützen als das conservative, da es ohne das liberale keinen Fortschritt im Staate giebt, während noch eher die conservative Richtung als Partei entbehrt werden könnte, da dasjenige, was wirklich wesenhaft an der Vergangenheit ist, schon von selbst nie verloren gehen kann. Die Zusammengehörigkeit des liberalen oder schöpferischen Elements und des conservativen oder erhaltenden, wie die Regierung diese Zusammengehörigkeit darstellen soll, giebt die christliche Weltansicht, auf die man sich sonst so gern beruft, auf's Schönste zu erkennen in dem tiefen Zusammenhange der drei Momente seines ersten Glaubensartikels, indem die Weltanschauung des Christenthums auf das Moment der Schöpfung das der Erhaltung folgen läßt, oder vielmehr beide, als sich fordernd, zugleich setzt in dem Momente der Regierung.

Aber der Liberalismus existirt auch heut zu Tage keinesweges mehr als bloße Partei. Sondern in der socialen Bewegung der Gegenwart geht der Liberalismus schon über sich selbst als bloße Partei hinaus, um sich zu einer liberalen Gesammtheit zu vollenden, welche Vollendung eben die Societät oder der Socialismus ist. Nur ist diese Vollendung noch lange nicht erreicht. Daher sprechen wir auch hier, wo wir für unsere Stadt das liberale Element in seinem Lebensproceß darstellen wollen, nur erst von einer socialen Bewegung sowohl im Staat wie in der Kirche, noch nicht vom Socialismus selbst,

der erst das Resultat jener Bewegung seyn wird. So entsteht nun jenes Schwanken des liberalen Elements zwischen starker Annäherung an den Socialismus und dem Zurücktreten in den Bereich der bloßen Partei. Wo und worin aber die Reaktion mit roher Gewalt, mit gesetzloser Willkür einschreitet, da wird und muß sich das liberale Element nur erst als liberale Partei darstellen, um sich mit Recht seines Lebens zu wehren, aber auch um der Gewalt gegenüber die Macht der Idee, der Vernunft; der gesetzlosen Willkür gegenüber den Fortschritt des Gesetzes, die Freiheit zu vertheidigen und geltend zu machen.

Dieses mußten wir nun eben vorausschicken, um die sociale Bewegung, um welche es uns hier zu thun ist, einer specielleren Betrachtung zu unterwerfen. — Wir werden aber, um das allmähliche Ansteigen unseres Königsberger Lebens von isolirter Unscheinbarkeit bis zu unsern heutigen socialen Conjunkturen, und vor allem diese selbst zur Anschauung zu bringen, einige Hauptereignisse unserer vorletzten Geschichte erst herausstellen müssen.

Hatte es nicht ausbleiben können, daß Königsberg bei der vielseitigen Bildung und Aufgeschlossenheit des Interesses, deren sich dieser Ort seit langem erfreut, schon durch den Vorgang der Julirevolution zu geistiger Belebung war angeregt worden, was damals denn auch vielfach in geselligen Kreisen wiederhallte, so war es doch vorzüglich, wie wir am Anfange unserer Entwickelung gesehen, die asiatische Cholera, welche eine Erschütterung von Grund aus hervorbrachte, die wir eine ethisch-intellektuelle nennen möchten, die aber auch schon hie und da bis in's Volk eindrang mit elektrischen Schlägen einer völligen Neugeburt.

Zugleich mit jenem Phänomen spielte jedoch, in nicht zu weiter Ferne von uns, die Revolution von Warschau. Ein großer Theil des Gielgudschen Corps wurde bis nach Königsberg

versprengt. Es brachte dieses in unserer Stadt die gestaltenreichste Veränderung hervor, welche dem Auge und der Phantasie fast einen Reflex der Napoleonischen Zeit vorführen sollte. Diese schönen, stattlichen Männer, aus denen jenes Corps größtentheils bestand, dieser stolze Enthusiasmus für die Freiheit, der sich auf ihren Gesichtern abspiegelte, dieses tragische Geschick, welches sie, ungeachtet aller bewiesenen Tapferkeit, heimathlos gemacht, eine gewisse militärische Romantik und chevalereske Liebenswürdigkeit in den Sitten, wie sie besonders den Officieren jener Regimenter sich eigen zeigte, dieser Glanz und diese Mannichfaltigkeit der Uniformen, die zum Theil an die alt-französischen erinnerten, alles das brachte eine magische Wirkung hervor.

Es sey uns erlaubt, bei Gelegenheit der erwähnten Uniformen etwas zu bemerken, was für uns Moderne nicht ohne charakteristische Bedeutung seyn dürfte. Der moderne Geist verkündet einen Reichthum des Gehalts, der zwar oft verkannt worden ist, der aber nur daran Mangel leidet, daß er sich noch immer keine selbstständige, wenigstens keine mannichfaltige Form zu geben weiß. Und doch leistete erst der angemessene, reiche Ausdruck, den man für einen Inhalt gewonnen, den Beweis, daß man den Stoff überwunden, daß man ihn in seine Macht bekommen hat. Der reiche Gehalt der Modernen leidet aber daran, daß er die Dinge und die Menschen in der Form nivellirt, und dadurch der Individualität, mit ihr der Freiheit, häufig an's Leben kommt. Dieses giebt sich an unserer heutigen Kleidung vielfach zu erkennen. Sie verallgemeinert, sie bringt die Einzelnheit der schönen Individualität, man möchte sagen, die Muskulatur der schönen Leiblichkeit um deren Ausprägung, wenigstens um deren Eigenthümlichkeit. Sie bringt uns um die Nationalität, um die Gegenwart. Sie schwankt bei uns Deutschen zwischen Mittelalter

und Ausländerei, zwischen Rokoko und aus allen Ländern Europa's und allen fünf Welttheilen zusammengeholter Mosaik, oder sie wird phantasielos, sie wird kahl, sie wird die Form der Unform, sie wird eben viel zu allgemein. Dieß steigert sich in unseren Tagen bis zur völligen Unterschiedslosigkeit, bis zu einer oft unschönen Gleichmacherei. Wo noch das Malerische hervortritt, da ist es meistens ein Zusammengeborgtes, aber selten etwas eigen Erfundenes. Was aber jene Allgemeinheit in der Tracht der Modernen betrifft, so ist für sie besonders charakteristisch und die Grundnorm des heutigen uniformen Costüms: der Sack, und zwar der Sack mit allen seinen Arten und Abarten, im Civil und Militär. Denn alles trägt jetzt diesen Sack, was dem Modernen vorzugsweise huldigt, gleich viel, ob es bei den Damen der Burnuß, oder bei den Herren der Ueberwurf in allen seinen verschiedenen Gestalten, der eigentliche Sack, oder beim Militär der Waffenrock ist. Ja sogar die Bigotterie der Kirche hat heute ihren Sack hervorgeholt, und huldigt ihm in jenem vielbesprochenen ungenähten Rocke zu Trier. Was aber das Militär betrifft, welches uns bei Gelegenheit des polnischen Heeres eben auf diesen Gegenstand zu sprechen bringt, so verbreitet sich unter ihm — wie es scheint, sogar über Europa — immer mehr eine Tracht, die sehr zweckmäßig für den Soldaten seyn mag, die aber ebenfalls die Individualität verallgemeinert, und in keiner Weise mehr — mit Ausnahme vielleicht der Kopfbedeckung — die Phantasie beschäftigt. Die Tracht des Militärs unter Friedrich dem Großen, vollends unter Napoleon, hatte etwas Frappirendes auch am Individuum, etwas Idealisches, und bot eine unendliche Skala des Mannichfaltigen dar. Wer jetzt ein Regiment gesehen hat, der hat alle Regimenter gesehen. Es ist das Costüm des heutigen Militärs — auch bei den Franzosen bereits — zwar geschmack-

voll, aber es ist die Uniform der Uniform. In Masse angeschaut, wirkt diese Tracht überraschend, imponirend; das Individuum aber verschwindet dabei ganz, wie es auch in der heutigen Tracht des Civils verschwindet, und mit dem Individuum dürfte zuletzt auch dasjenige verschwinden, was der Ausdruck der Nationalität ist.

Nun liegt gewiß eine tiefere Nothwendigkeit in dieser ganzen Verallgemeinerung der Form, die in ihrer einstweiligen Erscheinung sogar der glückliche Ausdruck der endlich im Bewußtseyn der Menschen wieder rein und klar hervortretenden Ebenbürtigkeit, ja sogar einer Welt-Cultur ist. Auch wird man uns nach den Grundsätzen und Ansichten, welche wir sonst überall vertreten, nicht zumuthen, daß wir auf's Neue hier eine vorgeschriebene Kleiderordnung, diese fortgesetzte Brutalität der Leibeigenschaft, beabsichtigen. Wir wollen vielmehr das Individuum so frei gelassen wissen, daß es auch nicht einmal einer verallgemeinernden Tyrannei der Mode mehr unterliegt. Es soll dem allgemeinen Geschmacke, der heut zu Tage allerdings im Fortschritte begriffen ist, zwar huldigen, aber es soll sich ihm gegenüber, namentlich im Civil, nicht bloß passiv, sondern, auch seinem eigenen Geschmacke noch treu, gleichfalls produktiv verhalten, damit eben auch darin nicht der Geschmack von Paris oder der einer inländischen Residenz, sondern der Geschmack selbst der Provinz, der Stadt, des Individuums frei hervortrete, und so eine unendlich ausgeprägte Nationalität auch in der Kleidung sich zu erkennen gebe.

Doch — wir kehren zu unserem Thema zurück. —

Mit der Julirevolution fing jener die Form verallgemeinernde Geist auch unter uns an sich zu regen. Ueberhaupt aber zeigte sich Königsberg damals, nachdem es in einer nahen Vergangenheit doch eine so glänzende Periode des Schaffens gehabt,

nur immer noch mehr aufnehmend als gebend. Wir spiegelten unsrerseits das damalige Deutschland nur darin ab, daß auch unsre politische Zeitung, wie die damaligen deutschen Blätter fast insgesammt, nur die ausländische Politik reflektirte. Dann aber ist es freilich merkwürdig, daß wir Königsberger, gleichzeitig mit jener im Jahre 1835 so viel Aufsehen erregenden jungen Literatur, zum ersten Mal auch wieder etwas aus uns selbst an den Tag brachten, wenn es dieses Mal auch nur eine sehr originelle Mißgeburt war, nämlich das Muckerthum. Wir waren auf's Neue ein ganzes Deutschland für uns geworden. Denn wie man damals in dem übrigen Deutschland die Schriftsteller der jungen Literatur beschuldigte, daß sie die Emancipation des profanen Fleisches gelehrt, so wurde in jenem Cultus der Königsberger Muckerei, nachdem, was darüber verlauten wollte, sogar das vermeinte heilige Fleisch für die Eingeweiheten Preis gegeben. Ein Proceß eröffnete sich, der in der Oeffentlichkeit des Rechtsverfahrens, wenn wir sie gehabt hätten, und wenn sie hier überhaupt anwendbar gewesen wäre, vielleicht ein eben so geheimnißvolles Lustre pittoresker Gestalten entwickelt, dieselben nächtlichen Schatten einer heiligen Liebes-Intrigue und ein ganzes, daraus sich entwickelndes Drama heraufbeschworen hätte, wie etwa der Proceß des Fräuleins von Morel und des Herrn de la Ronciere vor den Assisen von Paris.

Aber jetzt drängen sich auch die Thatsachen, in deren Complex wir Königsberger immer thätiger mit eingreifen. Die sieben Göttinger protestiren. Diese That der Sieben von Göttingen wird in Königsberg mit einem Sturm des Beifalls begrüßt und gefeiert, der seines Gleichen bis dahin in unserem Publikum nicht gehabt hat. Unterschriften auf Unterschriften erfolgen, Adressen gehen ab, Ehrenbezeigungen werden ertheilt, neue Weisen des

Beifalls werden ersonnen. War doch einer der Sieben, Professor Albrecht, selbst Docent an hiesiger Universität gewesen.

Aber auch die Kölner Angelegenheit, welche in derselben Zeit Deutschland und die Presse in eine so lebhafte Bewegung setzt, findet unter uns die lebendigste Theilnahme. Der überwiegend protestantische Geist Königsbergs ist in dieser Sache natürlich für das Verfahren der preußischen Regierung. Von allen Seiten äußert sich in unserer Stadt der Wunsch eines noch energischeren Einschreitens gegen die Hartnäckigkeiten des römischen Bischofs und seiner Anhänger. Aber es ist auch für die Vielseitigkeit unserer hiesigen Bildungszustände wieder sehr charakteristisch, daß gerade aus Königsberg in jenen Tagen von zwei daselbst lebenden Schriftstellern in der Sache des Erzbischofs von Köln zwei Broschüren hervorgehen, von denen die eine das Recht des Herrn Droste von Vischering vertheidigt, die andere die Maßregeln Preußens in Schutz nimmt. Der Titel der ersten Schrift heißt: Clemens August, Erzbischof zu Köln, gegen die Anklagen der Königlich Preußischen Regierung vertheidigt von einem Protestanten, Regensburg, 1838, Verlag von G. Joseph Manz. Ihr Verfasser ist der vormalige Referendarius, jetzige Dr. Rintel, welcher bald nach Abfassung der genannten Broschüre in Königsberg zur katholischen Kirche übertrat. Der Titel dagegen der zweiten Schrift lautet: Philadelphus, der Staat, die Kirche und die Kölner Angelegenheit, oder zu welchem Ausgange wird die Kölner Angelegenheit führen? Nebst einer Beilage aus dem 12ten Jahrhundert, 1838, Braunschweig bei Westermann.

Das Jahr 1840 aber kommt! Dieses verhängnißvolle Jahr, welches in der Abfolge der Jahrhunderte, in der Geschichte Preußens eine Wetterscheide unserer nationalen Zustände zu bilden scheint. Der allgemein geliebte König, Friedrich Wilhelm III.,

stirbt. Der tiefe, das ganze Preußenland durchbebende Schmerz über diesen Verlust gibt sich in Königsberg auf eine unbeschreibliche Weise zu erkennen. Doch — die Nachfolge beruhigt. Von Friedrich Wilhelm IV., welcher den Thron besteigt, hat man längst die gespanntesten, die reichsten Erwartungen gehegt. Am 29sten August trifft der König in unserer Stadt ein, um daselbst die Huldigung zu empfangen.

Ein allgemeiner Enthusiasmus giebt sich unter den Königsbergern zu erkennen. Noch ist die damalige Zeit nicht, wie es die heutige ist, in zahllose Parteien und Parteien der Parteien zerrissen. Noch leuchtet der Patriotismus in dem ungetrübtesten Glanze, denn, was später leider seltener geworden, jeder fühlt sich noch mit Jedem in der Liebe zu dem gemeinsamen Vaterlande geeinigt. Diejenigen indessen, welche etwa schon damals Galle im Busen getragen haben sollten, jene unreinen Gemüther, welche den Zwiespalt des Zwiespalts wegen säen, die gar nicht wissen, daß sie geradesweges nichts Edles, nichts Großes mehr wollen, daß sie eigentlich durch Nichts zufrieden zu stellen sind, weil sie immer nur sich, und zwar die Befriedigung ihrer kleinlichsten Eitelkeit im Auge haben, sie zählen auch in jenen Tagen für uns nicht im mindesten mit, wie sie nach unserm klarsten Dafürhalten auch nie von solchem Belange sind, daß sie das göttliche Gesetz der Geschichte um seine Erfüllung bringen könnten.

Wir müssen hier, bevor wir weiter gehen, zweierlei bemerken. Die eine Bemerkung gilt den Patriotismus im Allgemeinen, die andere den Patriotismus im Besonderen, wie er sich damals in Königsberg von allen Seiten her geäußert hat, und eigentlich, nur in anderer Weise, bei Vielen auch jetzt noch äußert.

Es ist eine leere, großsprecherische Redensart, eine von den hohlen, hochklingenden Phrasen moderner Sophistik, daß der Pa-

triotismus aufgehört habe eine Tugend zu seyn. Man will sich damit den exklusiven Anstand einer hervorragenden Bildung, man will sich damit den aparten Freibrief eines über alle Heimath erhabenen Weltbürgerthums geben. Man will die Erde umspannen, die Menschheit umfassen, und bedenkt doch nicht, daß die Erde aus Ländern, daß die Menschheit aus Menschen besteht. Allerdings sind die Völker durch Cultur heute einander näher gerückt als je, und indem sie sich des gemeinsamen, des großen Werkes bewußt werden, an welchem sie alle arbeiten, indem sie ihre gemeinsame Abstammung, ihren gemeinsamen Beruf auf's Deutlichste erkennen, schauen und lieben sie sich als Glieder der großen Familie, Menschheit genannt. Allerdings zwar ist diese Schlingung eines Friedensbandes um alle Völker und Individuen gerade die erhabene Mission des Socialismus und demnach die specielle Aufgabe der gegenwärtigen Zeit. Aber auch hier gilt die Forderung, welche so oft in Anwendung zu bringen ist: überhebe Dich nicht, sey erst im Kleinen treu, damit Du es im Großen seyn könnest! Und wie man nur dann die Menschen zu lieben vermag, und sich Menschenliebe in weitester Bedeutung zuschreiben darf, wenn sich diese Liebe in der Treue der Gesinnung, in der Tüchtigkeit des Handelns auch an der eigenen Familie, an dem nächsten Nebenmenschen kund giebt, so kann man auch nur dann die Welt oder vielmehr die Erde als seine Heimath bezeichnen, wenn man sein Vaterland ehrt und liebt, wenn man ihm seine Kräfte darbringt. Kurz, man ist nur in dem Grade Kosmopolit im Sinne des Humanismus, als man Patriot ist im Sinne einer unzertrennlichen, aufrichtigen Verbindung mit seinem Volke.

Nun ist es aber durchweg in dieser Schrift unsre Absicht, Urtheile über Personen und Ereignisse ohne Rücksicht auf die

Partei und deren Privatwünsche, vielmehr immer nur im Hinblick auf die Wahrheit abzugeben. So daß wir daher auch, was jenen zweiten Punkt, den Königsberger Patriotismus angeht, hier aussprechen müssen, wie es sich in der That verhält, daß er sich vom Jahre 1840 ab auch liberaler Seits im Allgemeinen in der lautersten Weise ausgesprochen hat. Denn wo sich unter uns dann und wann einmal ein fanatisches Element Luft gemacht haben sollte, da darf dieses dem Königsberger Liberalismus nicht aufgebürdet werden. Es ist aber überhaupt eine Anmaßung und Selbstverblendung der Conservativen, die nicht gelitten werden darf, daß sie sich einbilden, sie allein wären die Patrioten. Das, was viele dieser Herren Patriotismus nennen, ist sehr häufig nur das gedankenlose Beharren in dem, was sie von den Vätern ererbt, ohne daß sie bedenken, daß dieses Erbe als geistiges Besitzthum schon dadurch geschmälert wird, daß sie es nur als ein todtes Capital bewahren. Und wenn nun schon in jenem vaterländischen Enthusiasmus des Jahres 1840 auch der Königsberger Liberalismus aus lauterer Seele seine Stimme mit ertönen ließ, so muß es doch ebenfalls, um gerecht zu sein, als wahrhaft patriotischer Ausdruck jener Liberalität alles Ruhmes werth anerkannt werden, was sich später bis auf unsre Tage liberaler Seits als Opposition geltend zu machen wußte. Und so müssen wir es daher auch für's Künftige noch besonders hervorheben, daß es entweder auf absichtlicher Erdichtung und Verleumdung beruht oder doch mindestens auf gänzlicher Unwissenheit, wenn von einigen die Königsberger Opposition in ihren ächten Vertretern nicht als gesetzlicher Patriotismus, sondern wohl gar als eine beabsichtigte Aufwiegelung in der Ferne ist verschrieen worden.

Gehen wir aber in unserer Erörterung weiter.

Am 5. September wird der Huldigungslandtag in Königsberg eröffnet. Es werden demselben als Gegenstände der Berathung die Fragen vorgelegt:

„1) ob und welche Bestätigung etwa noch bestehender Privilegien in Antrag zu bringen, und

2) ob er nach altem Rechte, 12 Mitglieder der ostpreuß. Ritterschaft zur Vertretung eines Herrenstandes bei der Huldigung zu wählen gesonnen sei.

Der Landtag verneint beide Fragen und trägt dagegen mit 89 gegen 5 Stimmen auf reichsständische Verfassung, gemäß der Allerh. Verordnung vom 22. Mai 1815, an.

Der Huldigungslandtag wird geschlossen.

Veröffentlichung des Landtagsabschiedes.

Der Antrag auf reichsständische Verfassung wird abgelehnt."

Es kann von uns nicht oft genug darauf hingewiesen werden, daß man nicht zu vergessen habe, wie die liberale Opposition — womit wir die radikale verwerfen — eine wesentliche Bedingung des gesunden Staatslebens, ein Haupterforderniß zum Fortschritte sey. Die Regierung eines gesunden Staatsverbandes müßte eine solche Opposition fordern, wenn sie nicht schon von selbst da wäre, obgleich das letzte immer besser ist als das erste, und die Regierung mußte einer solchen Opposition als dem einen nothwendigen Hebel in der politischen Bewegung in derselben Unbedingtheit freie Gedankenäußerung einräumen, als sie sich davon überzeugen sollte, daß diese Freiheit jedem Menschen als solchen, wie vielmehr nicht jedem Staatsbürger zukommt. So daß auch erst alsdann, wenn der Gedanke frei ist durch das Wort, welches ihm zu Gebote steht, das ewige Gesetz der Geschichte in Wirksamkeit

treten wird, nach welchem auf die Länge immer die Wahrheit über die Lüge, das Recht über das Unrecht siegt.

Inzwischen zeigt sich an unserem Orte der entwickelte Sinn für die Oeffentlichkeit des Lebens in immer größerem Umfange. Noch dazu legt es sich offenkundig dar, daß man unter uns über alle die Gegenstände, welche dem bezeichneten Gebiete angehören, auch nachdenke, und zwar aus innerstem Bedürfniß nachdenke, um anderen nicht bloß nachzusprechen, sondern aus eigener Einsicht zu urtheilen. Ein ähnlicher Geist ist damals in dem übrigen Deutschland erwacht, und es sollte bald durch diese unabhängige Uebereinstimmung in den höchsten vaterländischen Interessen ein ideelles Band zwischen dem Rhein und dem Pregel geknüpft werden, welches an gemeinsame Ueberzeugungen, an gemeinsame Resultate der Intelligenz geknüpft wäre, ein Band, dem die deutsche Wissenschaft überhaupt, und die Wissenschaft unseres Kant insbesondere, — auch denke man an den vortrefflichen Fichte — längst vorgearbeitet hatte. Schon jetzt giebt es sich zu erkennen, daß das bessere Bewußtseyn der Nation und das bessere Bewußtseyn Königsbergs — wenn beide verhältnißmäßig auch erst von Wenigen repräsentirt werden — sehr bestimmt wissen, was sie wollen, daß sie es klarer Einsicht nach mit sehr positiven Forderungen und Gegenständen, mit ganz bestimmten Institutionen zu thun haben, welche es außer Zweifel setzen, daß das sociale Zeitalter auch im Aufbauen, im Schaffen stark seyn werde, wenn man ihm nur freie Hand lasse, und daß es nicht bloß unruhige, exaltirte und noch dazu leere Köpfe seyen, von welchen die Bewegung des Socialismus ausgehe.

Man darf über Meinungen rechten und streiten, aber man muß Ueberzeugungen ehren. Auch muß dem Menschen als einem Vernunft-Wesen, wir wiederholen es, das Recht zugestan-

den werden, seine Meinungen, wie viel mehr seine Ueberzeugungen, auszusprechen. Auch Ueberzeugungen können noch irren, und sind demnach noch nicht das Höchste, das Letzte, aber sie müssen eben ausgesprochen werden dürfen, damit der, welcher sie ausspricht, eines Besseren belehrt, damit ihm durch die Gegenseitigkeit des Ideenaustausches seine Ueberzeugung zum Wissen gesteigert werde.

Das, was wir unter den obigen Ausdrücken Aufbauen und Schaffen in Bezug auf das jetzige Zeitalter verstehen, gab sich schon damals in der öffentlichen Meinung unserer Stadt in der bestimmtesten Weise zu erkennen, es sprach sich immer stärker als Ueberzeugung aus, und hat sich seitdem, wie weit es nur der Zustand der Presse zuließ, durch ausdrückliche Beweisführung zum Wissen gesteigert. Dieß ist denn auch bereits die positive Errungenschaft des modernen Zeitalters, wenigstens positiv und unerschütterlich bereits in dem Akte des Erkennens geworden, eine Errungenschaft aber, die, wie sie zum Theil in der historischen Vergangenheit unserer Verfassung Wurzel schlägt, zum Theil durch unsere Wissenschaft, besonders durch die großen Bewegungen innerhalb der Philosophie, vermittelt worden, eine wahrhaft nationale und nicht vom Ausland erborgte genannt werden muß. Diese Errungenschaft auch unserer Königsberger Intelligenz aber sprach sich schon damals aus in den Ideen der Repräsentativverfassung für den Staat, der Presbyterialverfassung für die Kirche, der Oeffentlichkeit des Gerichtverfahrens für die Handhabung des Rechts, der freien Presse für die Literatur.

Im Februar 1841 erscheint jene vielbesprochene Broschüre, welche eine allgemeine Sensation erregt, nämlich: die vier Fragen von Dr. Johann Jacoby.

Bei den Verdächtigungen, welche eben so inhuman als illiberal von gewissen Seiten her gewöhnlich über die persönliche Beschaffenheit jedes Schriftstellers ausgesprengt werden, von dem ein Produkt der Opposition ausgeht, welchen Verdächtigungen denn auch wir Königsberger bis diesen Tag reichlich Preis gegeben gewesen, müssen wir, was jene Schrift betrifft, sogleich bemerken, daß ihr Verfasser eine in hohem Grade geachtete Persönlichkeit unserer Stadt und dabei ein Mann von unausgesetzten Studien ist. Dr. Jacoby — auf den wir in einem spätern Abschnitte noch einmal zu sprechen kommen werden — seinem Stande nach Arzt, ist eine jener festen und verständig ausgeprägten Individualitäten, deren unbeugsame Consequenz und Neigung, alles auf ein bestehendes Gesetz zurück zu führen, sie von Natur fast zugleich zur Arzneiwissenschaft, Jurisprudenz und Politik prädestinirt hat, kurz eine Individualität, deren ganzes Erscheinen jene sittliche Kaltblütigkeit, jene Ersättigung an Gleichmuth, jene durch nichts zu erschütternde Ruhe ausdrückt, wie solche Spinoza als ethisches Gesetz einem Jeden auferlegt, und in seinem eigenen Leben so unerschütterlich auch bewährt hat, und wie sie in Verbindung mit obigen Eigenschaften und einem zuversichtlichen, traulichen Accent der Rede auch für den Umgang einen so großen Reiz ausübt.

Am 2. März desselben Jahres wird durch eine Cabinetsordre der Befehl ertheilt, eine Criminal-Untersuchung gegen den Verfasser der vier Fragen einzuleiten. (Den 19. Januar 1843 wird der Angeklagte frei gesprochen.) —

Im Jahre 1842, mit dem 22. Februar, also bald nach dem Erlaß eines Ministerialrescripts über mildere Handhabung der Censur (24. December 1841) traten die sogenannten „inländische Zustände" unserer Königsberger politischen Zeitung —

der einzigen, die wir damals hatten — in's Leben. Man könnte dieses literarische Ereigniß in Folge jenes Ministerialrescripts ein für alle Mal anführen als Beweis für die günstige Wirkung humaner Anordnungen, wie dafür, was erst die freie Presse selbst für Segnungen nach sich ziehen müßte, wenn bereits die entfernteste Annäherung an sie jene Folgen haben konnte.

Man ist überrascht, man ist erstaunt, sogar an unserem Orte selbst, über die „inländischen Zustände", über die Mannichfaltigkeit dieser Aufsätze, über die zweckmäßige Wahl der Gegenstände, über die geschickte publicistische Feder, mit der sie größtentheils bearbeitet werden. Man fragt sich unabläßig, wo und wer diese Männer wohl seyn könnten, die eine so gründliche, vielseitige Unterrichtung sich erworben, die mit so entschiedenem Charakter und doch im Ganzen einer so weisen Mäßigung alles zur Sprache zu bringen wüßten. Umsonst. Nie ist über die Verfasser der „inländischen Zustände" im Publikum etwas außer bloßen Vermuthungen bekannt geworden. Und läugnen läßt sich auch nicht, daß hier die Anonymität eine besonders sinnige Bedeutung habe, indem diese geheimnißvolle Unbekanntschaft mit den Verfassern so ausgezeichneter Arbeiten noch mehr einen Ausdruck dafür abgiebt, daß diese Ansichten, die hier veröffentlicht werden, Stimmen des Volkes, Aeußerungen der öffentlichen Meinung selbst seyen, wie sie es denn auch allerdings größtentheils waren.

In diesem Sinne urtheilten wir auch schon an einem anderen Orte, bei Gelegenheit nämlich einer heftweisen Herausgabe jener rühmenswerthen Abhandlungen *) unter andern folgender-

*) Inländische Zustände (3 Hefte) der Königsberger Zeitung mit Genehmigung des Verlegers derselben entnommen. Königsberg, b. Gräfe u. Unzer, 1842.

maßen: „Man konnte uns hiesigen Ortes wahrlich keine angenehmere, bedeutungsvollere Ueberraschung bereiten, keine, die größeren Dank verdient hätte, als indem man eine Zusammenstellung der vorliegenden Aufsätze unternahm. Hier sind die sprechenden Zeugen versammelt von demjenigen Geiste, welcher seit längerer Zeit unaufhaltsam unter uns sich geregt hat, an dem mehr oder weniger Alle Theil nehmen, ja an dem, wenigstens der Gesinnung nach, nicht Theil zu nehmen, geschweige daran zu mäkeln, schon ein entehrendes Zeugniß seyn dürfte. Die Königsberger politische Zeitung, bereits früher vortheilhaft bekannt durch geschickte, freisinnige Redaktion, ist mit dem Beginne der „inländischen Zustände" in ein neues Stadium ihres Wirkens getreten. Man konnte bis dahin das Fordern einer Selbstständigkeit der politischen Presse, und zwar selbstständig durch das Bestehen aus eigenen Mitteln ihres täglichen Inhalts, für ein lustiges Ueberspringen aller Möglichkeit ausgeben. — Seit der fast ununterbrochnen Abfolge der „inländischen Zustände" in der Königsberger Zeitung jedoch ist der Gegenbeweis eine Thatsache. Der Reichthum des Stoffes, die specielle Kenntniß der einzelnen Fächer, das Geschick populären Ausdrucks, das lebendige Interesse des Publikums, das wirkliche, rettungslose Absterben des kindischen, altersschwachen Schlendrians, das jetzt schon wahrzunehmende Besserwerden der einzelnen, noch lebenskräftigen Staats-Patienten, das Hervortreten größeren, gegenseitigen Vertrauens, freieren Gewährenlassens und vor Allem einer Generation voll Rührigkeit des Geistes, voll Wahrheitssinnes und Thatendurstes zum Ruhme des Vaterlandes; dieß alles wird aus den „inländischen Zuständen" für sich selbst sprechen. Aber nicht bloß diese interessanten, publicistischen Erörterungen in ihrer Einzelnheit legen die ganze Größe jener Thatsache dar,

sondern eben so wichtig ist das, was ihren eigentlichen Kern bildet, jenes Vorhandensein nämlich einer solchen Gesammtintelligenz in unserer Mitte, einer solchen Genossenschaft, die sich aus sich selbst vervollständigt, die verschiedenartigsten Kenntnisse und Bildungselemente in ein gemeinsames Organ praktisch ausmünden läßt, und so allerdings eine höhere Persönlichkeit darstellt, als sie der Einzelne darzustellen vermöchte, eine freie, intellektuelle Corporation ohne eigentliche, ohne amtliche Gerechtsame. Und so soll es auch sein. Diese inländischen Zustände bilden ein sociales Thun, welches sich aus der Idee des freien Individuums zum Wohle des Ganzen vollbringt, und welches so wahrhaft Stimme der Oeffentlichkeit, Stimme des Volkes wird. — Die Sophrosyne einer klaren, einer wahrhaften Durchdringung der Tagesgeschichte hat diese Aufsätze diktirt." —

Und so könnte man wirklich jene inländischen Zustände unserer damaligen politischen Zeitung die patriotischen Phantasieen unserer Königsberger Verständigkeit nennen, indem man sie jenen bekannten publicistischen Darstellungen des ausgezeichneten Justus Möser — freilich mit Berücksichtigung ganz anderer Motive und Zeitläufte — vergliche, welche dieser einst zum Ruhme und zum Nutzen seines Volkes aufgesetzt.

Die inländischen Zustände führten unsrer Zeitung weit und breit neue Leser zu, sie veranlaßten einen publicistischen Rapport der Presse zwischen uns und den entferntesten Punkten Deutschlands wie sogar des Auslandes, und die Aufmerksamkeit überhaupt, welche man Königsberg in unsern Tagen in der Ferne bewiesen, die außerordentliche Bedeutung, welche man diesem Orte beigelegt, die Anerkennung, welche man ihm hat zu Theil werden lassen, alles das wurde zwar schon durch einzelne frühere Ereignisse mit angeregt, durch die inländischen Zustände

unserer Zeitung aber erhielt es eine festere Basis, eine bestimmter ausgeprägte Richtung. —

Am 3. Juni 1842 erhält der Geheime Staatsminister Herr von Schön auf eigenen Wunsch seine Entlassung als Oberpräsident der Provinz Preußen. Der wirkliche Geheime Oberjustizrath Bötticher wird an dessen Stelle ernannt.

Was sonst unser öffentliches Leben angeht, so haben sich die Angelegenheiten der Presse einer gewissen Gunst der Umstände zu erfreuen. Nur von außen her wird manches Unangenehme in Erfahrung gebracht.

Am 2. Oktober desselben Jahres wird das Königsberger Literaturblatt, von dem Verfasser dieser Schrift redigirt, durch ein Ministerialreskript verboten.

Inzwischen läßt sich in unserer Stadt bald nach dem Beginne des Jahres 1843 eine strengere und immer noch strengere Handhabung der Censur auf's Unverkennbarste spüren. So daß denn auch die „inländischen Zustände" der Königsberger Zeitung bald aufhören, und auch andere Schriften nur mit Mühe, oder doch nur theilweise, oder auch wohl gar nicht mehr durchgebracht werden. Dieses bewirkt eine große Verstimmung, ja eine entschiedene Unzufriedenheit der Gemüther bis zur leidenschaftlichsten Gereiztheit. Die Parteien vermehren sich, sie scheiden sich immer schärfer gegeneinander ab, sie überbieten sich in gegenseitiger Anfeindung. Die Gedankenäußerung aber wird in dem Grade Bedürfniß, nicht mehr zu unterdrückendes Bedürfniß, als sie eben von außen her auf der einen Seite erschwert, auf der andern dagegen völlig frei gegeben ist. Und so flüchtet sich denn schon jetzt nicht selten das Wort aus der Feder auf die Zunge, aus der Presse in die damals noch unangetastete Harmlosigkeit des geselligen Gesprächs.

In dieser aus den angeführten Gründen so bedenklichen Zeit kommt es dann aber zu einem wahren Heil in der Noth, zu einer thatsächlichen Gesammterhebung freier Geister mitten im Gefühle der Beengtheit, zu einem glorreichen Zusammenströmen geselliger Gedankenäußerung in Mitte all der Verlegenheit, auf welchem Wege der Gedanke sich wohl ungestört noch Bahn brechen dürfe. Dieses unvergeßliche, in der Geschichte unserer Cultur einzige Fest, die eigentliche Geburtsstätte unserer hiesigen socialen Bewegung ist: die Feier des dritten Königsberger Universitäts-Jubiläums.

Die Feier des dritten Jubiläums der Königsberger Universität.

Man hat oft gesagt — und der Gang menschlicher Angelegenheiten bewährt es — daß in Zeiten, in denen ein Volk oder eine Stadt in sich selbst uneins geworden, in denen Parteien auf Parteien sich erheben, und in gegenseitiger Feindschaft den Boden der gemeinsamen Heimath selbstbethört unterwühlen, daß in solchen Zeiten ein gemeinsamer Feind, der sich von außen her biete, als ein wahrer Wohlthäter für die Uneinigen zu betrachten sey, da er ihnen die Eintracht unter einander bringe, die Selbstbesinnung, daß sie Glieder eines und desselben Leibes seyen, gegen den sie bis dahin gewüthet. Man muß indessen nicht ganz so arg von der menschlichen Natur denken, man muß nicht meinen, daß es immer nur ein gemeinsamer Feind seyn müsse, der so etwas herbeizuführen vermöge, daß es immer nur der Haß und nicht die Freundschaft, die Liebe zu einem und demselben Gegenstande seyn könne, welche jenes Werk der Eintracht urplötzlich zu stiften im Stande sey.

Dieses Mal wenigstens war es unter uns Königsbergern wirklich die Liebe, und zwar die Liebe zu einem gemeinsamen Institute, zu unserer ehrwürdigen Albertina, welche, wenigstens während des eigentlichen Festes selbst, stärker sich

zeigte als aller Parteigeist, und in dem Bewußtseyn aufflammte über das gemeinsame Vaterland, über die Höhe seiner Intelligenz, über seinen Beruf für die Zukunft, in dem Bewußtseyn, was deutsche Universitäten für die Wissenschaft, was die besseren unter ihnen für das Leben und seine Befreiung von rohen Gewalten geleistet.

Das, was wir früher bereits in diesen Blättern als das wahre Wesen der Societät und zunächst der socialen Bewegung auseinander gesetzt haben, das Freiseyn von jeder Einseitigkeit, das Beruhen nicht in seinem Privatinteresse, sondern in der Wahrheit, in einem gemeinsamen Wohlbefinden, das stellt die Universität, wo sie nur einigermaßen ihrer Idee zu entsprechen weiß, schon immer in gewissem Sinne von selbst dar. Daher soll auch jede Universität, als ununterbrochene Repräsentation der werdenden Wissenschaft, als Regiment der freien Intelligenz, eben so die Fakultäten in deren Einseitigkeit durch Freiheit überwinden, wie wir es von der Regierung gefordert haben, daß sie die Einseitigkeit der Parteien durch Gewährenlassen überwinden soll. So ist die Universität schon an und für sich Norm für das liberale Handeln. Sie ist sociale Bewegung und Fortpflanzung der freien Lehre und Forschung, kurz sie ist wissenschaftliche Societät.

Nun ist es aber als ein großer Gewinn zu betrachten, daß es die deutschen, und zwar vorzugsweise die protestantischen Universitäten in neuester Zeit im Allgemeinen sehr wohl erkannt haben, wie sie zugleich das Leben mit der Wissenschaft zu vermitteln berufen seyen. Das Bürgerthum der Universität soll zu einem Bürgerthume der Nation, und zwar des Volks wie der Gemeinde, hinüberleiten, damit das sociale Band nicht bloß den Gelehrten mit dem Gelehrten, den Docenten mit dem Studenten,

sondern die Genossen desselben Vaterlandes, ja den Menschen mit dem Menschen umschlinge.

Es muß indessen der Königsberger Universität gerechterweise zugestanden werden, daß sie in der That eine höchst schwierige Aufgabe zu lösen hatte, um sich in der Gegenwart würdig behaupten zu können, würdig ihrer eigenen Idee, würdig aber auch jenes großen Weltweisen, der einst in ihren Hallen gelehrt, und dem Leben stets mit einem so lebendigen Interesse sich hingegeben hatte, es in seinen Rechten vertheidigt, ohne der Strenge, der Unabhängigkeit der Wissenschaft etwas zu entziehen. Kant hatte es von seinem philosophischen Standpunkt aus doch nur mit dem Streite der Fakultäten zu thun, höchstens mit den Drohungen eines Mannes wie Wöllner. Die Königsberger Universität dagegen hatte von jetzt ab ihre Pflichten wahrzunehmen, umhallt von dem wildesten Streite der Parteien. Und wer es weiß, wie weit dieser Streit jetzt vorgerückt ist, wie man gegen einander steht, wie der Vorsichtigste, der Weiseste fast bei jedem Schritte den Boden dieses Streites berührt, und als Mann von Gesinnung und Charakter — als Größe und nicht als Null — auch nicht anders will, und wie er dabei doch noch als Gelehrter die Würde der Wissenschaft zu vertreten hat; wer dieses alles bedenkt, der wird den Repräsentanten der Königsberger Universität, vom Prorektor bis zum letzten Docenten herunter, das Außerordentliche ihrer Aufgabe einräumen müssen.

Man kennt die grenzenlosen, die oft unverschämten Zumuthungen Einzelner, und zwar auch solcher, welche außerhalb der Universität stehen, wenn sie erst durch Parteiwuth zum Fanatismus gediehen sind. Es ist aber auch eben so gewiß, daß in diesem Falle der einzig liberale Akt der ist, solchen Zumuthungen nichts einzuräumen. Die Wissenschaft — und der,

welcher sie vertritt — hat immer nur zu fragen nach dem, was an sich gut, wahr, recht, heilbringend ist, nicht darnach, wer es sey, der etwas derartiges fordert, und was das wiederum sey, was ihm beliebt. Solche Rücksichtslosigkeit ist der nothwendige Standpunkt der Universität und aller, welche derselben wahrhaft angehören. Es ist der unerbittliche Standpunkt über dem Gewirre der Leidenschaften. So wie aber die Forderung, welche der Zeitgeist in den Parteimännern laut werden läßt, sich in diesem oder jenem als an sich gegründet zu erkennen giebt, so ist es Pflicht eines jeden Menschen, wie viel mehr nicht des Gelehrten, für das an sich Gegründete Partei zu nehmen, das Recht der Partei mit aller Energie und Unerschrockenheit durchzukämpfen, alle Waffen der Wissenschaft diesem Kampfe zu weihen, und selbst der äußeren Gewalt die unwandelbare Ruhe und Freiheit, die unbesiegbare Macht der Wissenschaft unermüdet entgegen zu stellen. Aber — wie schwer, wir wiederholen es, ist dieses Beides zu verbinden! Und doch ist es allein das, was liberal ist im Sinne der Wissenschaft, im Sinne einer socialen Verfassung wie die der Universität.

Legen wir nun diesen Maßstab, unter dem Zugeständniß der höchsten Schwierigkeit, welche die jetzige Zeit bringt, an die Königsberger Universität, so müssen wir, so weit unsre Beobachtung reicht, einräumen, daß sogar in den schwierigsten Fällen das Gesammthandeln jenes Instituts ein wahrhaft freimüthiges gewesen, daß es Gründe und Gegengründe weislich abgewogen, daß Einzelne in jener Gesammtheit sich durch Einsicht und Handlung ausgezeichnet haben, kurz, daß sich die Königsberger Universität im Ganzen stets unabhängig von der Tagesmeinung und doch zu Gunsten des Fortschritts, dem Leben sein Recht zollend, bewiesen, so daß die Königsberger Uni-

versität als solche während so bedenklicher Zeitläufte wahrhaft glorreich dasteht, welches nur von denen schnöde verkannt werden kann, welche immer nur daran denken, wie sie von ihrer Stellung aus handeln würden, ohne zu erwägen, daß dieses Handeln unter allen Umständen sehr billig zu haben seyn dürfte, und doch das, was es etwa bewirkte, oft nur die Frucht illiberaler Gesinnung, also selbst unersprießlich seyn würde.

Nur, was einzelne Richtungen und Maßnahmen betrifft, welche ebenfalls von einigen der Königsberger Universität Zugehörigen ausgegangen sind, so würde sich allerdings nachweisen lassen, daß in kirchlicher Beziehung nicht selten eine solche Wirkung ausgeübt worden, die dem pietistischen Separatismus oder dann auch wieder einer rationalistischen Seichtigkeit Vorschub geleistet, und daß erst in späterer Zeit wieder eine spekulative Richtung hinzugekommen, welche eine gedeihlichere Gegenwirkung geübt. Dann aber müßte in Ansehung jener einzelnen Richtungen allerdings zugegeben werden, daß es auch nicht an solchen gefehlt, die in einer Zeit, welche das Urtheil und den Charakter mehr als je herausfordert, immer nur Indifferentismus und gedankenlose Gleichgültigkeit zu erkennen gegeben, so wie endlich auch nicht an solchen, die wohl Einsicht besaßen, auch vielleicht mit dem gesunden Fortschritt im Innern Sympathieen hegten, aber nicht Muth genug hatten, ihr besseres Innere an den Tag des Handelns zu kehren, oder doch in ihrem Handeln die Entschiedenheit ihrer besseren Einsicht verläugneten. Diese Herren schielten nach zwei Seiten zugleich. Sie lavirten und experimentirten, sie wollten es mit Keinem verderben, sie wollten äußere Vortheile nicht aufgeben, und doch auch den Ruhm der Freisinnigkeit davon tragen; und, siehe da, sie verdächtigten ihren Charakter nun erst recht im Bewußtseyn der Oeffentlichkeit. Aller-

dings aber bezeichnet das Gerügte nur die Ausnahme von dem, was der eigentliche Charakter der Königsberger Universität ist.

Wie hätte auch ein Fest in dem Grade glorreich durchgeführt werden können, als es durchgeführt worden ist, wenn nicht die Königsberger Universität als Gesammt-Corporation in Einsicht und Handlung auf der Höhe der Zeit sich befände? Man muß dieses Fest unserer dreihundertjährigen Jubelfeier vom Anfange bis zum Ende mitgemacht, und muß es vor allem mit freier Gesinnung mitgemacht haben, um eines Urtheils über dasselbe auch nur fähig zu sein.*) Es war unser Fest freilich keine leicht im Munde zu führende Allerweltsversöhnung, von der charakterlose Seelen so gern sprechen, und die doch am längsten die Unversöhnlichkeit unter der Maske der Heuchelei bei sich fortdauern lassen. Es war unser Fest vielmehr schon der Anfang einer Zeit-Krisis, die gegenwärtig immer noch andauert und zunimmt, und manche Schwätzer, und manche Finsterlinge und manche Mantelträger und Verleumder wurden in jenen Tagen bereits erkannt als das, was sie sind. Aber im Uebrigen war unser Fest allerdings der thatsächliche Beweis einer Uebereinstimmung alter und junger, hoher und niederer Commilitonen in dem, was die Nation in alle Wege fördert, was die Gegenwart von sich selbst schon als Blüthe verlangt, damit es bereits in der nächsten Zukunft als Frucht zur Reife komme.

Wie wir oben das dritte Jubiläum der Königsberger Universität die Geburtsstätte unserer hiesigen socialen Bewegung ge-

*) Man vergleiche meine Schrift: die große Nationalfeier des dritten Universitätsjubiläums zu Königsberg, 1844, Tag und Koch, eine Schrift, welche der geneigte Leser überhaupt öfter mit der vorliegenden vergleichen möge.

nannt haben, so bewährt sich dieses besonders auch darin, daß man die drei Hauptrichtungen, in denen sich jene sociale Strömung in unserem Orte und auch in dem übrigen Deutschland später ausgemündet hat, schon während jener Festzeit unter uns angedeutet findet. Daher hatte jenes Fest denn auch mit seiner Beziehung auf die Zukunft durchaus den Charakter einer Nationalfeier. Nun sind aber obige drei Hauptrichtungen: 1) das Entstehen der Bürgergesellschaften, 2) das Zusammentreten der protestantischen Freunde, 3) die Bildung einer deutsch-katholischen Kirche.

Wir werden in unserer weiteren Erörterung der Königsberger socialen Ereignisse sogleich die erste dieser Richtungen kennen lernen, und zwar innerhalb der politisch-socialen Bewegung, und später auf kirchlichem Gebiete auch bei den letzten beiden verweilen.

Das Jubelfest der Königsberger Universität hatte durchweg den Ausdruck, daß die frühere Engheit des sogenannten akademischen Bürgerthums bereits durchbrochen sey, indem es sich gegenwärtig vielmehr um ein Bürgerthum der Nation handele.*) Dieser Ausdruck war schon die Ankündigung eines geselligen Zusammenhaltens der Bürger, wie es die nächste Zeit offenbaren sollte. Indem aber gleichzeitig mit unserem Feste mehrere Geistliche und andere freisinnige Männer in unserer Stadt zu besonderem Zweck unter dem Namen Lichtfreunde zusammentraten, so war dieser Verein schon der Vorläufer für die nachmaligen Sitzungen unserer protestantischen Freunde. Aber auch die letzte jener drei von uns angedeuteten Richtungen in der socialen Bewegung, die deutsch-katholische,

---

*) M. vergl. in der S. 73. citirten Schrift die erste Beilage.

deren Idee und Nothwendigkeit einige Jahre vor seinem Tode durch den bekannten Philosophen Ritter Franz von Baader in einer eigenen Broschüre war angegeben und entwickelt worden, auch sie konnte von einem aufmerksamen Beobachter unseres Jubiläums in der öffentlichen Meinung, in dem Redeaustausche vieler einzelnen Anwesenden, obwohl sie noch dem römischen Bekenntniß angehörten, sehr deutlich erkannt werden. Es konnte nicht ausbleiben, daß viele von denen, die an unserer Albertina einst studirt hatten, und denen der eigenthümliche Geist deutscher Wissenschaft in seiner ganzen Freiheit und in seinem ganzen Ernste zu eigen geworden war, daß sie das keinesweges mehr Ausreichende römischer Principien und Consequenzen laut aussprachen; so daß sie eine Krisis auch in dieser Beziehung als unausweichbar verkündeten. Und so wurde durch sie bei unserem Feste denn auch die deutsch-katholische Bewegung repräsentirt, welche sehr bald in einer förmlichen Gemeindebildung in Deutschland und auch in unserer Stadt hervortreten sollte.

Doch wir gehen jetzt auf dasjenige Ereigniß über, welches uns den eigentlichen Mittelpunkt und in seiner weiteren Ausgestaltung die eigentliche Glanz-Partie unserer hiesigen socialen Bewegung zu bilden scheint, nämlich auf die Constituirung der Königsberger Bürgergesellschaft.

Die Constituirung der Königsberger Bürgergesellschaft.

Der menschliche Vorwitz ist im Punkte des Rechthabens und besonderer Nebenzwecke so groß, daß sich Leute, denen man sonst Besonnenheit und Gewissenhaftigkeit wohl zutrauen sollte, dennoch nicht selten erlauben, über Dinge mitzusprechen, von denen sie selbst nicht das Geringste in Erfahrung gebracht. Sie begnügen sich nur mit dem, was sie gehört, und was sie noch dazu von sehr zweideutigen Menschen gehört. Sie haben sogar, wenn sie aufrichtig seyn wollen, die Ueberzeugung, daß ihre Berichterstatter es mit der Wahrheit gar nicht so genau nehmen, aber es macht ihnen, ohne daß sie es merken, Vergnügen, einen gewissen Muthwillen zu üben, den in Rede stehenden Gegenstand mit übler Nachrede entstellen zu lassen, über denselben etwas aussagen zu hören, was sie längst gern über ihn ausgesagt wünschten. Denn sie haben — ohne Umschweif gestanden — einen Widerwillen gegen jenen Gegenstand, einen geheimen Groll gegen diejenigen, welche an demselben betheiligt sind. Kurz, sie möchten vor allem gern eine Gelegenheit finden, den Betheiligten eins oder vieles aufzuheften. Wer Gelegenheit aber sucht, der findet sie bald. Dieß alles leidet seine reichliche Anwendung auf die Königsberger Bürgergesellschaft. —

Man hat gesagt, gegen die Idee einer Bürgergesellschaft lasse sich nichts einwenden, aber die Art, wie sie sich in unserer Zeit verwirkliche, müsse man durchaus verwerfen, und so müsse man eben auch die Königsberger — und sie vielleicht vor allen andern — verwerfen. Man sollte — erwidern wir darauf — gar nicht glauben, wie viel triviales Geschwätz sich mit kostbaren Wendungen einschmuggeln lasse. Die Leute, die so zu sprechen pflegen, wie unsre eben angeführten Gegner, haben gar keinen Glauben an die Idee, und doch soll es nun auf einmal wieder die Idee seyn, die sie sich gefallen lassen wollen. Aber so sind diese Menschen! Erst halten sie nichts von der Idee, die Idee soll die Köpfe verdrehen, die Idee soll eine bloße Schrulle, ein bloßes Hirngespinnst seyn, das aller Wirklichkeit entbehre. Dann aber soll doch plötzlich wieder die Idee die im Jenseits verbleibende Vollkommenheit seyn, welche durch jede Verwirklichung nur verliere und entwürdigt werde. Und wenn nun doch einmal nachgewiesen werden kann, daß sich in der That eine Idee verwirklicht habe, so soll nach jenen ledernen Gesellen weder die Idee noch die Wirklichkeit wieder etwas taugen. (Wer aber taugt hier wohl eigentlich nichts? fragen wir nur so ganz in parenthesi.) Und so ist denn jenes ganze Gerede nur das seichte Raisonnement der steifleinensten Philister, denen die geistloseste, die Gott verlassenste Wirklichkeit die allerliebste ist, denn sie haben vor nichts eine größere Scheu als vor dem Geist und also auch vor der Idee, und vor der Wirklichkeit, welche vom Geiste beherrscht wird. — Sagen aber muß man's ihnen doch wieder und wieder: dasjenige Ideal ist schlecht, welches an der Nichtexistenz laborirt, dasjenige, welches sich keine Wirklichkeit zu geben weiß; die allerschlechteste Wirklichkeit ist aber immer noch besser als ein solcher Popanz von Ideal. —

Es denken jedoch überhaupt jene Herren viel zu gering von dem, was ein Bürger auf sich hat, sie begreifen es nicht, oder wollen doch wenigstens sich zu Liebe es nicht wahr haben, was doch ohne allen Zweifel wahr ist, daß das Bürgerthum in deutschester Bedeutung des Wortes das Hauptfundament im Gebäude des Staates und eigentlich auch im Baue der Kirche ist. Sie sehen es, zu großem Nachtheil des öffentlichen Lebens, nicht ein, oder thun doch wenigstens so, als sähen sie es nicht, daß im Bürgerthum die ewig gesetzliche, für nichts Tüchtiges unempfängliche Intelligenz der Nation concentrirt ist, so daß hier daher auch am wenigsten ohne Nachtheil das freie Aus- und Einathmen geistiger Lebensluft gestört werden darf, am wenigsten in jener Harmlosigkeit des geselligen Lebens, welches doppelt heilig und unantastbar seyn soll, da es sich in der Erholung ergeht nach einer Arbeit, die für das allgemeine Wohl bereits geleistet worden ist. Es gehört freilich eine gesunde Natur oder wenigstens eine seltene Lebenskunst dazu, die verschiedenen Stände anzuerkennen, und doch durch deren Differenz nicht irre zu werden an dem, was rein menschlich ist. Die Stände sollen in ihren amtlichen Funktionen auseinander gehalten werden, damit für das Ganze des Volkes eine heilsame Gesammtthätigkeit herauskomme. Wer aber die Stände auch außer der Amtlichkeit gewaltsam auseinander halten will, der weiß in der That gar nicht, wo der Nation das Herz eigentlich schlägt, oder er sucht mit seinem Privatgelüsten in das Eigenthum der Nation einzubrechen; der ist ein Tyrann im Großen oder im Kleinen, kurz: der ist entweder beschränkt oder bös, er versteht die Zukunft nicht oder will die Menschheit um alle Zukunft betrügen.

Merkwürdig indessen ist es, und über unsern Gegenstand viel Licht verbreitend, in welchem Grade der Mann in Anse-

hung der würdigsten Fassung des Bürgerthums verkannt worden ist, welchem man so oft den Vorwurf gemacht, daß er sich zu den Großen gedrängt. Niemand hat das Bürgerthum tiefer, geistvoller durchdrungen, und in der Richtung auf eine sociale Zukunft umfassender gehandhabt als gerade Goethe. Man studire nur mit rechter Innigkeit den Wilhelm Meister, vor allem die Wanderjahre, außerdem aber auch den vortrefflichen Goethe-schen Aufsatz, der uns eine Fahrt nach der Rochuskapelle zu Bingen beschreibt (m. vergl. Goethe's Werke, Taschenausgabe, Th. 43.), ferner Dichtung und Wahrheit, so wie alles, was Goethe nach und über Hans Sachs beigebracht hat, um sich zu überzeugen, wie Goethe eben deßhalb so leicht und fördersam mit Gelehrten, Künstlern, Kaufleuten, Officieren, Geistlichen, Handwerkern, aber auch mit Aristokraten in ausschließlichem Sinne bis zum Fürsten hinauf verkehren konnte, und jeden auf den Menschen zurückzuführen wußte, weil er sich eben auf den Bürger so trefflich verstand. Das kam daher — Goethe war ein ganzer Mensch, und viele seiner Beurtheiler, und namentlich auch die oben bezeichneten Herren, diese ungeschicktesten Geburtshelfer der Gegenwart, sind nur halbe oder gar nur Viertels-Menschen.

Aber freilich. Wenn eben durch die humane, hochherzige Auffassung des Bürgerthums die stockbeschränkten Vorurtheile abgelegt werden sollen, welche noch immer die einzelnen Stände gegen einander herauskehren, so ist ganz besonders daran zu erinnern, daß die Meisten allerdings von früh auf auch gar keine Gelegenheit haben, mit Ständen der verschiedensten Art zusammenzukommen, so prall und prüde, so klösterlich und zimperlich ist bis dahin noch unser so gerühmter geselliger Verkehr beschaffen. Daher sprechen denn auch die meisten, und beson-

ders unsere Gegner, indem sie von der Nation sprechen, immer nur von einem gewissen abstrakten Etwas, was nie in den Gesichtskreis ihrer Erfahrung gekommen, was für sie daher auch gar nicht existirt. Sie kennen weder den Künstler noch den Gelehrten, weder den Kaufmann noch den Handwerker, wenn sie auch äußerlich und zwar amtlich, geschäftlich jeden Tag mit ihnen zu thun hätten, und eben deßhalb kennen sie nicht den Bürger, und eben deßhalb stellen sie ihn so niedrig in jenem mit so groben Unwahrheiten versetzten Dinge, welches sie, um doch eine Ausflucht zu haben, Volksunmündigkeit zu nennen pflegen.

Die auf die dritte Universitäts-Jubelfeier zu Königsberg folgende Unternehmungen, welche sich dem herrlichen Geiste jenes Festes am unmittelbarsten und verwandtesten anschloß, sollte eben dem immer noch zurückgedrängten Bürgerthum eine würdigere Ausbreitung geben, und demnach einem jeden unbescholtenen Bewohner unserer Stadt Gelegenheit eröffnen, Stände der verschiedensten Art von Angesicht zu Angesicht, aber auch von Geist zu Geist kennen zu lernen. Es hatte sich nämlich beim Schlusse des Jubiläums, bei dem großen Commers im Borckschen Garten, unter den Schauern eines herbstlichen Morgens, jenes tiefsinnige, wahrhaft volksthümliche, aber auch schwärmerische Verlangen laut ausgesprochen, dem Jubelfeste dadurch eine unvergängliche Dauer zu gewähren, daß man festsetzte, etwa alle zwei Jahre in ähnlicher Weise zusammenzukommen. Es darf wohl nicht erst näher begründet werden, wie unausführbar dergleichen ist. Aber auch, wenn es auszuführen gewesen wäre, es würde dennoch phantastisch geworden seyn. Aeußerlich läßt sich nichts verewigen, innerlich ist alles Aechte von selbst ewig. Daher war denn auch die neuliche Nachfeier unseres Jubelfestes im

Meyerschen Hotel, nachdem ein Jahr verflossen, eine Ueberschwänglichkeit und eine Unzweckmäßigkeit zugleich. Die wahre, sich steigernde Fortfeier jenes Nationalfestes ist vielmehr die sociale Bewegung unserer Stadt und Deutschlands überhaupt, und in dieser Bewegung wieder besonders das Hervortreten der Bürgergesellschaften. Mit dem Entstehen der Königsberger Bürgerversammlung aber verhielt es sich folgendermaßen.

Man hatte in unserer Stadt von Handwerker-Vereinen Kunde erhalten, zumal von denen, welche sich in Berlin und in Magdeburg gebildet hatten. Man schrieb nach diesen Orten hin, um sich über die nähere Einrichtung jener Vereine zu unterrichten. Die Nachrichten, welche man erhielt, waren aber von der Art, daß man sich überzeugen mußte, wie jene gesellschaftlichen Verbindungen, an sich vielleicht vortrefflich, dem speciellen Bedürfnisse, welches sich unter uns Königsbergern regte, nicht genügen würden. So ging man denn an's Werk, um nach eignem Ermessen zu verfahren. Einige Literaten und andere gebildete Männer traten zusammen, und zogen einige Handwerker heran, worunter auch ältere, erfahrene Meister sich befanden. Eine Gesellschaft von 14 bis 16 Personen sah sich eines Abends vereinigt, um über dieses und jenes, aber auch über eine etwa zu gründende größere Gesellschaft, zu sprechen.

Man konnte, was auch sehr natürlich befunden werden muß, bei dieser ersten Zusammenkunft bemerken, wie sich die älteren Meister noch in gewissem Sinne genirten, wie sie fast noch ein gewisses Mißtrauen blicken ließen, wenigstens, aus Mangel an Gewohnheit, mit ihrer Sprache noch nicht recht hervorzutreten wagten. Endlich gewannen einige es über sich, und siehe da, es glückte, und glückte immer mehr, und glückte mitunter

ausgezeichnet. Der wackere Handwerker, der nach der hergebrachten, absoluten Auseinanderhaltung der Stände — und auch wohl durch andere Erfahrungen belehrt — sich an den Gedanken gewöhnt hatte, der Kaufmann, der Künstler, der Gelehrte u. s. w. besäßen einen Stolz, der jede Annäherung außer dem Geschäft unmöglich mache, überzeugte sich hier, schon am ersten Abende, vom Gegentheil. Der Kaufmann dagegen, der Künstler, der Gelehrte fanden in dem Handwerker eine natürliche, gerade Liebenswürdigkeit, einen Verein natürlicher Anlagen, eine Empfänglichkeit für Belehrung und Gabe wieder zu belehren, eine Tüchtigkeit des Verstandes, einen Schatz von Erfahrungen, sogar eine Aufgewecktheit zu geistiger Erfindung, welche sie in Erstaunen setzten. Man unterhielt sich mit einander, man lernte sich schätzen, man theilte sich seine Erlebnisse, seine Hoffnungen und Besorgnisse mit, man versprach sich, aus innerstem Antriebe, über acht Tage wieder zusammen zu treffen.

Bei der nächsten Zusammenkunft, die sich schon wieder um viele Mitglieder vermehrt hatte, wurde von einigen der Nichthandwerker der Wunsch geäußert, daß auch Gesellen herangezogen werden möchten, um — wie es doch für das Gedeihen des Besseren immer so erfolgreich sey — auch auf die jüngere Generation zu wirken. Hier erfuhr man indessen, besonders von den älteren Meistern, einigen Widerspruch. Es regte sich jetzt ein gewisses Vorurtheil der früheren Zeit, ein gewisser Stolz nach unten zu, den man früher nach oben hin bei den Nichthandwerkern selbst vorausgesetzt hatte. Endlich ließ man sich auch hierüber auf's Bereitwilligste belehren und gab das Nützliche und Erfreuliche einer Auswahl tüchtiger Gesellen unbedingt zu.

Nachdem man nun in der angegebenen Weise noch einige Male Versammlungen gehalten hatte, wurde von einigen der

anwesenden Bürger für die Zusammenkunft am nächsten Freitage Abends, um einen größeren Raum zu haben, das Lokal der Bürger-Ressource, in der französischen Straße, angeboten. Man nahm dieses Anerbieten mit Dank an.

Dieser nächste Abend, der 20. December 1844, war die eigentliche Gründung der Königsberger Bürgergesellschaft.

Es hatte sich bereits eine Zahl von etwa 200 Personen eingefunden. Es wurden auch schon einige Vorträge gehalten. Der Direktor einer städtischen höheren Töchterschule, Herr Sauter, gab einen sehr lichtvollen, inhaltreichen Bericht in freier Rede über das Leben und die Verdienste Pestalozzi's. Der Maurermeister Herr Sahm theilte einen Aufsatz mit über den Unterschied zwischen alter und neuer Bauart. Herr Bannasch sprach über die verschiedenen Weisen des Feuerlöschens und der Rettung von Menschen aus Feuersgefahr, bei welcher Gelegenheit denn auch verschiedene Apparate vorgezeigt wurden.

Endlich entsteht eine lebhafte Debatte unter dem Vorsitz und der Leitung des Kaufmann's Herrn Heinrich. In dieser Debatte wird alles das festgestellt, was die Gründung des Vereins eigentlich ausmacht.

Der Verein erhält den Namen Königsberger Bürgergesellschaft. Besondere Statuten werden nicht aufgesetzt. Die bis dahin Aufgenommenen, ob anwesend oder nicht, werden den Namen nach verzeichnet. Folgende „nähere Bestimmungen" werden getroffen: „1) über das Lokal des Vereins; der Gemeinde-Garten auf dem Steindamme wird dazu gewählt; 2) über die Oekonomie; 3) über den Geldbeitrag der Mitglieder (4 Sgr. monatlich, später vielleicht weniger); 4) Festsetzung der Ver-

6*

sammlungstage, Stunde und Dauer der Versammlung, (Montag, 6 — 11 Uhr); 5) Wahl des Vorstandes; 6) Ordnung der Unterhaltungen (selbstständige, freie Vorträge und Vorlesungen, und zwar über geographische, naturwissenschaftliche, geschichtliche, technologische Gegenstände); 7) Beantwortung der Fragen im Kasten; 8) Conversation (Gesang nichtgeistlicher Lieder, Deklamation); 9) Bedingungen und Art der Aufnahme, namentlich der Gesellen."

Dieses sollten natürlich erst einstweilige Festsetzungen seyn, von denen sich jedoch fast alle bleibend erhalten haben.

Unterdessen wird der Zudrang zu unserer Gesellschaft mit jedem Tage größer. Man weiß nicht, wie man ihm steuern soll, da selbst das bedeutende Lokal, welches uns zu Gebote steht, der altstädtische Gemeindegarten, schon fast besetzt seyn wird. Der nächste Montag, an welchem die Versammlung der Bürger bereits im Gemeindegarten stattfindet, beweist dieses in der That. Der ungeheure Saal ist fast schon erfüllt. Die Sitzung beginnt mit einem schönen, vollstimmigen Gesange von Männerstimmen. Der Verfasser dieses Buchs trägt darauf ein Gedicht vor: Gruß den Bürgern.*) Unter anderen Vorträgen wird denn auch Folgendes der Gesellschaft über den Zweck derselben mitgetheilt:

„Nachdem unsre Gesellschaft seit dem Tage, an welchem sie sich constituirte, beinahe um das zehnfache sich vermehrt hat — sie zählt 700 Mitglieder — hat der Vorstand es für nöthig erachtet, Ihnen, meine Herren, heute, wo nur die Mitglieder der Gesellschaft versammelt sind, und der Mehrzahl die Beschlüsse der constituirenden Versammlung im Zusammenhange unbekannt

---

*) Man vergleiche: Ostpreußisches Bürgerblatt, No. III., Königsberg, 1845. Bei Theodor Theile.

sind, nebst dem Zweck und der Organisation der Gesellschaft, Vortrag zu halten.

Der Zweck unserer Gesellschaft ist: die durch ihre verschiedenen Geschäfte bisher getrennten, und einander fremd gebliebenen Bürger durch freundschaftlich geselligen Umgang einander näher zu bringen, damit sie sich kennen und achten lernen, und dadurch in ihren gemeinsamen Interessen als Bürger und Menschen gefördert werden. Dieser Zweck soll durch gegenseitige Belehrung über unsere bürgerlichen und häuslichen Zustände, so wie durch Erhebung in geselligen Genüssen, erreicht werden. Lassen Sie uns, meine Herren, gemeinschaftlich dahin wirken, daß wir dieses Ziel erreichen; möge derselbe Geist, der diese Gesellschaft in's Leben rief, und ihr in so kurzer Zeit eine so bedeutungsvolle Stellung anwies, stets unter uns lebendig seyn; möge aber auch alles entfernt von uns bleiben, was störend und hemmend dazwischen treten könnte; vor Allem aber mögen wir gemeinschaftlich dahin wirken, unsern Zweck nur auf gesetzlichem Wege zu erstreben, dann wird, dann kann Niemand es wagen, unsre Versammlungen zu stören.

Was die Beschlüsse der Versammlung betrifft, so kann jeder Einwohner unserer Stadt Mitglied der Gesellschaft werden; ausgenommen davon sind, Schüler und Lehrlinge. Jeder Theilnehmer an der Gesellschaft ist berechtigt, Jemanden zur Aufnahme in Vorschlag zu bringen. Gehülfen können nur vom Meister in Vorschlag gebracht werden. Jeder Vorschlag zur Aufnahme muß in zweien auf einander folgenden Versammlungen der Gesellschaft bekannt gemacht werden, und es erfolgt die Aufnahme, wenn inzwischen kein Einspruch bei dem Vorstande gemacht wird. Sobald ein Einspruch geschieht, tritt der Vorstand mit den neun Beisitzern deshalb in Berathung, und entschei-

det durch Stimmenmehrheit, ob der Einspruch begründet ist oder nicht. Unsittliches Betragen in der Gesellschaft und gemeine Verbrechen begründen den Antrag auf Ausschließung; in diesem Fall tritt dasselbe Verfahren ein wie bei der Aufnahme; wird der Ausschluß ausgesprochen, dann steht es dem Ausgeschlossenen frei, an die Gesellschaft zu appelliren. Jedes Mitglied bleibt ein Jahr mit dem Beitrage von vier Silbergroschen monatlich der Gesellschaft verpflichtet; will Jemand aus der Gesellschaft austreten, dann ist derselbe verpflichtet, solches vor dem 1. Juli anzuzeigen, widrigenfalls derselbe für das nächste Jahr verpflichtet bleibt. Der Beitrag wird nach dem Belieben eines Jeden, monatlich, viertel-, halb-jährlich oder für das ganze Jahr entrichtet.

Der Vorstand wird auf ein Jahr gewählt, und besteht gegenwärtig aus den Herren: Ehlert, Gaik, Conrad, Sahm, Sembritzki, Dinter, Jacoby, Sauter, Heinrich. Die Geschäfte desselben sind in folgender Art getheilt: die Kassengeschäfte besorgen die Herren Ehlert und Sahm, die Oekonomie Herr Sahm, die Vorträge die Herren Jacoby und Sauter, den Gesang Herr Sauter, das Lokal beaufsichtigen die Herren Conrad und Heinrich, die Bibliothek die Herren Dinter und Gaik." —

Wir gedenken nun im Folgenden dem geneigten Leser unter andern einen solchen Abend der Königsberger Bürgergesellschaft von Anfang bis zu Ende vorzuführen, ihn denselben gewissermaßen miterleben zu lassen. Der geneigte Leser wird dann am Besten aus der Sache, aus der gemachten Erfahrung selbst urtheilen. Wir treten hier in keinen Salon, wir treten hier nicht auf das Parquet eines Hotels, in dem so eben ein hochgestellter Wirth einen glänzenden Ball giebt, auf welchem alles nach der

Karte, nach der Rangliste tanzt, wo Eiskälte den Boden durchzieht, Eiskälte die helle Atmosphäre durchschneidet, Eis in tausend krystallenen Kronleuchtern funkelt, Eis gegessen und genippt, ja sogar — gesprochen wird, kurz, wir befinden uns in unserer Bürgergesellschaft in keiner Soirée, in welcher die Bewegung eben so gefährlich ist als die Ruhe, denn jene bringt leicht zum Falle, diese setzt der Gefahr aus, zu erfrieren.

Wir haben es hier vielmehr mit einer Versammlung zu thun, die keine Volksversammlung seyn soll, und eigentlich dennoch eine ist, eine Volksversammlung in großem, wenn auch noch nicht im größten Styl, und doch eine Volksversammlung mit allem Nachdruck, aller Kraft, aller Lust, allem Enthusiasmus, aber auch allem Charakter und aller Freiheit einer solchen.

Die Mehrzahl unserer Abendgenossen werden heute nur Handwerker seyn, jedoch auch Gelehrte und Leute aus den verschiedensten Ständen finden wir zahlreich vor. Aber wie traulich, wie ohne Falsch, wie unblasirt kommt uns der Handwerksmann entgegen, und gleich seine erste Bemerkung ist ein so ursprünglicher, mutterwitziger Einfall, daß dieses Salz der Naivetät und des gesunden Menschenverstandes von keinem ausländernden esprit aufgewogen wird.

Wir unsrerseits verachten keinen Stand. Im Gegentheil, wir schätzen und lieben einen jeden aus Bürger- und Menschenliebe, und möchten keinen Stand entbehren, denn aus allen erst strömt der unendliche Reichthum des Lebens, und jeder Stand hat seine Weisheit und sogar seine Poesie. Aber, man verachte uns auch nicht den Bürgerstand! Nehmet nur einmal zwei der Art der Beschäftigung nach ziemlich weit aus einander liegende Funktionen. Nehmet den Mann der Hand und des sinnlichen Materials und den Mann des Kopfes und der

Intelligenz; nehmet den Handwerker und den Gelehrten. Welche zutreffende Parallele läßt sich zwischen Beiden ziehen, besonders in Deutschland!

Beide haben ganz besonders, wenn sie etwas Tüchtiges lernen und leisten wollen, von früh auf im Schweiße des Angesichts sich zu rühren, beide haben ihre Burschen-, ihre Gesellen-, ihre Meister-Jahre. Auch der Handwerker hat seine Lyrik des Lebens, wenn er sich auch auf diesen Ausdruck nicht versteht, seine Poesie des Junggesellenthums. Die Gesellen-Zeit, besonders mit ihrer Wanderlust — möchte diese wieder alle Freiheit und Befriedigung finden! — ist ganz dasselbe ungebundene Vollglück für den Handwerker, welches die Studenten-Zeit für den Literaten ist. Der deutsche Geselle und der deutsche Student sind jene reizende Staffage des Reise- und Weltlebens, der Landschaft wie des Wirthshauses, auf die wir gegenwärtig fast in allen Ländern Europa's stoßen, und auf deren pittoresken Eindruck sich jetzt ganz besonders die Franzosen in ihrer Literatur verstehen. Der deutsche Gesell und der deutsche Student haben früher schon das ächte Weltbürgergefühl, bevor sie noch das seßhafte Bürgerrecht in ihrer Heimath erhalten. Der Klang des deutschen Liedes gewährt ihnen den Rhythmus, nach dem sie mit Leichtigkeit die weitesten Touren zurücklegen, ein Rhythmus, der zuletzt Lebenstakt wird. Jede Herberge, jedes Wirthshaus erneuet den Commers des Vaterlandes, gegen den man nicht spröde thut; denn, wer des Tages Hitze getragen, soll auch am Abend der Kühlung, der Erfrischung genießen, und wenn auch in gleicher Weise Beiden manche Herberge ein ganz besonderes Abenteuer bringt, so darf man im Allgemeinen schon der deutschen Sitte und Haltung vertrauen, daß dabei der Ehrengeist der Heimath am wenigsten vergessen werden wird. — Uebrigens sind

wir überzeugt, daß Königsberg zu den Städten gehört, welche aus der Werkstatt und von der Universität her schon am meisten junge Männer der Art der Fremde zugeschickt haben. Der Verfasser dieses Buchs selbst hat sie im Tyroler-Gebirg getroffen diese wackern deutschen Gesellen und Studenten.

Doch — wir wollen ja heute noch nach dem Gemeindegarten der Altstadt, zu unsern vortrefflichen Bürgern! Also —

Ein Abend in der Königsberger Bürgergesellschaft im Altstädtischen Gemeindegarten.

Wir kommen den Steindamm hinunter, der nach der Altstadt führt. Es ist etwa sechs Uhr, an einem Winterabende. Je weiter wir in der etwas abschüssigen Richtung vorwärts gehen, desto lebhafter wird es. Wir treffen auf zahlreiche Menschen, auf ganze Bürgerabtheilungen, die aus den Seitenstraßen anlangen, und wahrscheinlich alle nach demselben Ziele wollen wie wir. Auch hören wir es schon an einzelnen Worten des lebhaft geführten Gesprächs, daß wir nicht unrecht vermuthet haben. Wo die breite Straße des Steindammes schmaler wird, und fast die tiefste Absenkung erreicht, da sehen wir rechts einen erleuchteten Ort besonders hell sich markiren. Es ist der Gemeinde-Garten der Altstadt, das Lokal der Bürgerversammlungen.

Dieser sogenannte Gemeindegarten macht wieder, von außen betrachtet, wie Königsberg selbst, einen sehr unbedeutenden, unscheinbaren Eindruck. Der Eingang hat etwas Verschränktes, Abenteuerliches, etwas Mittelalterliches. Aber hier führt uns das Mittelalter sicher zu einer neuen Zeit. Wir treten durch einen Thorweg, und gelangen auf eine von oben her verdeckte, ziemlich enge Gallerie, die auf eine düstre, zusammengedrängte

Mischung von Gehöft und von Garten hinaussieht. Wir treten links durch eine schlichte Thür in einen engen Hausraum.

Hier empfängt uns ein Portier, der so eben mit vielen Herren in einem lebhaften Wortwechsel begriffen ist. Es giebt hier schon außerhalb des Versammlungssaales, schon vor der Debatte eine Debatte, die darauf hinweist, wie genau man an diesem Orte darauf sieht, daß jeder der Eintretenden sich auch legitimire. Es giebt hier einen ungeheuren Zudrang. —

Ich habe meine Karte vergessen, rufen verschiedene Stimmen zugleich. — Meine Herren, antwortet der Thürsteher, wenn ich auch die Ehre habe, Sie zu kennen, so bin ich doch streng darauf verpflichtet, Niemanden ohne Ausnahme, welcher keine Karte vorzuweisen hat, in den Saal zu lassen. —

Unterdessen mehrt sich der Zusammendrang in dem Grade, daß die ganze Hausflur erfüllt ist. —

Machen Sie gefälligst Platz, meine Herren, heißt es, wir werden so gedrängt, daß wir nicht den Fuß zu setzen wissen! — Es steht bis auf die Straße bereits voll! heißt es von einer anderen Seite. — Es ist schon spät — rufen wieder andere — wir bekommen keine Plätze; hier sind unsre Karten, machen Sie Raum, meine Herren, machen Sie Raum! —

Karten auf Karten strecken sich dem Thürsteher entgegen. Einige der Hineinwollenden werden fast unwillig. Nichtmitglieder der Bürgergesellschaft, Auswärtige, wie es scheint, die eben angekommen, wünschen eingelassen zu werden, indem sie sich auf diesen und jenen berufen, der sie kenne. Endlich erhalten wir etwas Luft. Die Abgewiesenen ziehen sich murrend zurück. Zehn, zwanzig, dreißig zeigen zugleich ihre Karten auf. Wir gelangen mit einem gewissen Schwung, den uns die dicht hinter unserm Fuße Nachdrängenden wider unsern Willen versetzen, in den

Saal, so daß wir bei einem so beschleunigten Hineinbugsirtwerden zu thun haben, um nur wieder in eine Haltung zu kommen, um nur einigen links am Eingange versammelten Vorstehern unsern Gruß abzustatten. Es versetzt uns jedoch diese ganze, schwungvolle Ankunft im Saale schon gleich in den besten Humor, denn es ist ächt volksthümlich, von außen her elektrisirt, durch den Nachbar, den Hintermann zum Fortschritt beschleunigt zu werden.

Der Saal, in dem wir uns befinden, vermag gewiß ganz gut seine tausend Menschen zu fassen, besonders da noch ein Nebenzimmer zum Behufe der gegenwärtigen Bürgerversammlungen eingeräumt worden ist. Jedoch macht das Ganze dennoch den Eindruck eines und desselben zusammengehörigen Raumes. Der Saal hat durchaus jene schmucklose, schlichte Behäbigkeit, welche der wohlthuende Charakter des ächten Bürgerthums ist, eine Behäbigkeit und Solidität der früheren Zeit, die auf uns Jetzige, welche, durch Eleganz verwöhnt, oft aber auch durch Mangel an Solidität der Unbehaglichkeit ausgesetzt sind, einen um so größeren Reiz ausübt.

Der Wirkung zum Beispiel jenes schmal doch hoch aufstrebenden Großvaterwesens ist eine unserem nordischen Klima ganz und gar angemessenen Wärme zuzutrauen. Besonders aber finde ich jenen mächtigen Spiegel mit schwarzer Umrahmung allerliebst. Er ist das gerade Gegentheil des Ofens und alles jetzigen Geschmacks, denn er ist von ungewöhnlicher Breite im Verhältniß zur Höhe, er plaudert in seiner altmodischen Façon eine große Mannichfaltigkeit von Vorgängen aus, die alle einer früheren Zeit angehören, und deren Gestalten sich in diesem Spiegel alle abgezeichnet haben. Wie mancher höchst anstandsvolle, sich nicht im Geringsten echauffirende Walzer, von Damen mit thurmhohem

Puder-Toupet und Herren den Dreimaster auf dem Kopf aufgeführt, wie manche zierlich-gravitätische und lang ausgezogene Menuet mag von diesem solid gearbeiteten Spiegelglase nachgebildet worden seyn! — Jener ehrwürdige Meister, der sich so eben auf der Bank dort, nicht weit von den Sitzen der Vorsteher, niederläßt, der so ruhig und verständig dareinschaut, hat vor mehreren Jahrzehnten ohne Zweifel vor demselben Spiegel als schmucker Geselle im Puderhaar gestanden, und sich für seine Jungfer Braut im Biegelrocke das saubere Jabot gar wohlgefällig zurechtgezupft. — Und wie heiter reflektirte sich damals in dem Felde dieses Spiegels das ganze lustige Gewerk, welches hier ehrbar und doch ausgelassen an der Tafel saß, auf der die langen Kalbsbraten und die silberblanken Bierhumpen und die handfesten Krüse aufgereiht standen, deren Inhalt von der besten Qualität den Meisterschmaus mit verherrlichen sollte.

Aber — die Gegenwart wird immer lauter um uns. Suchen wir noch schnell einige andere Standpunkte zu gewinnen, bevor wir in der Versammlung dieser Männer festgefugt sind.

Immer neue Bürger-Colonnen strömen in den Saal. Der Name **Bürger** ist hier, wie wir es dem Ausdrucke der Gesichter, wie wir es dem Inhalte der Gespräche anhören, im weitesten Sinne zu nehmen. Bürger ist hier, wer eine ehrenwerthe, dem Gemeinwohl hingegebene Gesinnung hat. Bürger ist hier, wer sich frei weiß von innen heraus, aber auch frei seyn will nach außen hin, so weit es die Freiheit seines Nebenmannes, so weit es die Ordnung des Ganzen zuläßt. Bürger ist hier, wer das Gesetz achtet, aber auch fordert, daß das Gesetz selbst keine Willkür übe, kein geschriebener todter Buchstabe sey. Bürger endlich ist hier, wer einen Standpunkt hat, auf dem er sicher fußt, einen Boden, den er durch Arbeit bebaut, die er aus dem Grunde ver-

steht, die dem Gemeinwohl zu statten kommt. Der Stand aber macht hier nicht den Bürger, sondern die Gesinnung, die Arbeitstüchtigkeit machen ihn. Daher verkehren hier auch alle Stände mit einander, wie wir sehen, so leicht, so fröhlich, so ohne allen Verdacht, so schnell mit einander vertraut.

Es kann daher diese Versammlung allerdings für eine Volksversammlung gelten, denn alle Stände sind hier in so fern gegenwärtig, als aller Stand als solcher hier aufgehört hat. Die Mehrzahl der hier Anwesenden sind allerdings Handwerker, und zwar Meister wie Gesellen, aber auch die Zahl der anderen National-Repräsentanten ist sehr bedeutend. Wir finden außer den Handwerkern: Literaten, Künstler, Kaufleute, Fabrikanten, Gutsbesitzer u. s. w. u. s. w., wir finden unter den Literaten: Docenten und Studenten, wir finden Lehrer und Schriftsteller, wir finden privatisirende und im Amt stehende Gelehrte. Wir finden überhaupt — als ein gutes Zeichen für die Königsberger Stimmung — Beamte hier häufiger, als man es unter dem obwaltenden Drucke der Zeit, bei der Aengstlichkeit, der Rücksichtsnahme mancher Gemüther erwarten sollte. Wir finden hier den Bürgerlichen als solchen mit dem Edelmanne von Geburt auf's Einträchtigste gesellig verbunden, und zwar in derselben Würde des Menschen geeinigt; wir finden beide durch das gleiche Interesse an dem geistigen Fortschritt, durch die gleiche Vorurtheillosigkeit und Humanität in den gleichen Adel des allgemeinen Bürgerthums der Nation hineingehoben.

Aber — wird man uns einwenden — du sprachst von dieser Gesellschaft als von einer Volksversammlung, und doch sehen wir nirgend hier auch denjenigen Stand an dem Zusammentreffen aller Stände betheiligt, der doch auch mit zur Nation gehört, den Kriegerstand nämlich. — Wir erwiedern hierauf, daß die-

ser Einwurf eben so gegründet als ungegründet ist. Die Abwesenheit der Uniformen an hiesigem Orte ist allerdings zuzugeben, das aber scheint uns eben der charakteristische Ausdruck dieser Versammlung als einer Volksversammlung im höheren Sinne zu seyn. Die Uniform würde hier den Stand nur fixiren, der hier eben gar nicht fixirt werden soll. Die Uniform würde hier der Ausdruck für eine bloße Einheit der Form seyn, während es den hiesigen Bürgern, den Repräsentanten des Volkes vorzugsweise auf die Einheit der Gesinnung, auf die Einheit der Thätigkeit ankommt. Und dann, da wir doch wenigstens in Preußen bereits so glücklich sind, die Wahrheit dessen thatsächlich zu beweisen, daß das Volk recht eigentlich aus sich heraus auch den Kriegerstand constituire, indem es bei uns durch die Landwehr eine allgemeine, ununterbrochene Volksbewaffnung giebt, so ist in dieser Bürgerversammlung der Kriegerstand nur als Kaste, nur dem äußeren Abzeichen nach nicht gegenwärtig, während er in der wahrhaften Bedeutung seiner eigentlichen Funktion allerdings anwesend ist.

Doch — mischen wir uns, so weit es der Raum unserer mit jedem Augenblick noch wachsenden Versammlung zuläßt, unter diese munteren Gruppen der Bürger, in diese den hell erleuchteten Saal im buntesten Durcheinander durchströmenden Abtheilungen.

Rechts neben dem Haupteingange, von der Mitte des Zimmers aus gesehen, drängt sich alles mit Ungestüm einem Tische zu, auf welchem Bücher hoch aufgethürmt liegen, die der Bibliothek der Bürger gehören. Die Vorsteher haben alle Hände voll zu thun, um die Interessenten zu befriedigen, welche von allen Seiten herankommen. Man empfängt die gelesenen Schriften

zurück, man verabreicht neue Lektüre, man trägt das Verabreichte in die Register ein. Auch wird hier das ostpreußische Bürgerblatt verkauft, welches wöchentlich im Durchschnitt in einem Bogen erscheint, und die besonders von der Versammlung für den Druck gewünschten Vorträge enthält. Drüben, dem Katheder gegenüber, erhebt sich eine lange Reihe amphitheatralisch geordneter Sitze, die alle bereits von Gästen eingenommen sind. Hier scheint vorzüglich der Vereinigungspunkt der jüngsten Generation der Handwerker zu seyn, nämlich die junge Gesellenschaft. Wir begeben uns weiter den Saal hinunter. Welches Leben umrauscht uns! Welche Massen strömen von zwei entgegengesetzten Richtungen in den Saal, denn drüben ist ebenfalls ein Eingang, der, wie es scheint, besonders von Einwohnern des südlichen Stadttheils, der Vorstadt, des Kneiphofs, eines Theils der Altstadt in Anspruch genommen wird. Nach den beiden Seiten des Saales wird schon alles so dicht an einander geschoben, daß man eine Veränderung des Platzes kaum noch bewirken kann. Aber in der Mitte dringen wir noch durch. Das freundlichste Zuvorkommen, die urbanste Höflichkeit machen es möglich, daß selbst durch diese auch schon geschlossenen Sektionen immer noch eine Straße sich öffnet, die sich aber wogengleich wieder zusammenschließt, sobald man passirt ist.

Man muß allerdings nicht schwachnervig seyn in einer so respektabeln Volksversammlung wie diese hier. Das Volk braucht Männer. Doch auch, wer schwachnervig ist, der komme herein, und stärke sich in dieser pikanten Atmosphäre, in diesem Schwitzbade des demokratischen Vollglücks, in diesem in das Ohr prallenden und prasselnden Tumulte von Ausdrücken der Erwartung, der Fröhlichkeit, der Ausgelassenheit, der Verwunderung, des Uebermuths, des Niesens, der Gesundheitswünsche, der Trink-

und Eßlust, des Witzereißens, des dröhnenden Auflachens, des Jubelrufs. —

Heda, Marqueur, ein Seidel Baiersches! rufen hier und da und dort Stimmen. — Mir eine Flasche Löbenichtsches! donnert es von der anderen Seite. — Gläser her, Gläser her! gebietet ein Dritter. — Kommen Sie, meine Herren, kommen Sie, ruft einer zu seinen Nachbaren, nehmen wir noch einen Imbiß mit einem Bittern, bis die Vorträge beginnen! — Erlauben Sie mir, meine Herren, meine Cigarre anzuzünden, wendet sich ein zutraulicher Bürger an uns. — Zwei Gläser Punsch an diesen Tisch, Kellner, ruft es von der Ecke dort, aber schnell, schnell! — Dicke Cigarren-Wolken wirbeln sich über die Köpfe weg im Reflexe der Lichter, und stocken dann wieder, so daß wir plötzlich die Volksscene völlig aus dem Blicke verlieren, dann wieder uns mitten darin sehen. Das Wasser dringt aus den Augen von dieser Beize des Tabacks, sogar dem erfahrensten Raucher. Er wird aus Instinkt Homöopath, und pafft jetzt selbst um so stärker, denn Gleiches wird durch Gleiches gehoben. Wer nicht raucht, der lerne hier rauchen, oder doch Rauch vertragen, um ein Mann unter Männern zu seyn!

Wir sind an das Büffet gekommen. Hier giebt es ein besonders lustiges, ein behaglich genießendes Volksleben. Man hält hier ein etwas spätes Vesper. Man präparirt sich hier, nach dem Grundsatze des Volks, Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen, zu den nächstens beginnenden Vorlesungen, zu der gemeinsamen Arbeit der eigentlichen Bürgersitzung. Denn wer arbeitet, der soll ja auch essen und trinken. Zu dem ist ja heute blauer Montag, dieser glückliche Poltertag — wie es einen Polterabend giebt — der lustigen Handwerker, um die Braut der Woche nach Hause zu führen.

Man drängt sich hier eben so begierig an das Büffet, wie dort am anderen Ende des Saales an den Büchertisch. So groß ist dieses Gesellschaftslokal, so sehr ist es eine ganze Welt für sich, daß es die Hauptinteressen der menschlichen Natur nach deren beiden Bestandtheilen von Leib und Seele zugleich hervorruft und zugleich befriedigt, das Leibes- und das Geistesverlangen. Die Damen des Büffets, die Speisewirthe selbst, die Marqueure, die Laufbuben, die weiblichen und männlichen Zuträger aller Art wissen nicht, wie sie die hunderte, die bedient zu seyn wünschen, schon vor dem eigentlichen Abendbrod, befriedigen sollen. Ganze Berge von Butterbrod mit Schinken oder Wurst belegt, welche auf großen Schüsseln aufgethürmt erscheinen, sind im Nu vor dem Feuer dieses Appetits in Nichts geschmolzen. Hundert Bierflaschen knallen aus vollen Hälsen ihre Pfropfen in gleichem Tempo in die Höhe, um die leeren Hälse der Menschen zu erfrischen. Man schwatzt, man scherzt, man lacht, man wettet, man ereifert sich in kleineren Debatten über das, was in der neulichen Sitzung vorgekommen, was in ihr ungelöst geblieben sey, was heute vorkommen, durchgesetzt werden müsse. Man ergeht sich in tausend Vorschlägen, wie das alles noch ganz anders betrieben werden solle. Man theilt sich wiederholt das Geständniß mit, daß doch nichts über einen solchen Abend in der Bürgerversammlung des altstädtischen Gemeindegartens zu Königsberg gehe. —

Ist so etwas, sagt der eine aufgeweckte junge Meister, der ohne Zweifel ein Königsberger von Geburt ist, und eben ein Glas Baiersches mit gesundem Behagen halb hinunterspült, ist so etwas, nota bene ohne Polizei, bei Ihnen auch wohl möglich, Bruder Wiener? — Holter, i glaub's nit, antwortet der Wiener, es giebt nur a Königsberg; so etwas läßt bei uns schon der

Metternich nit zu, weder ohne noch mit Polizei. — Das sollt ich auch meinen, Bruder Wiener, erwiedert selbstzufrieden unser behaglicher Landsmann. — Keinem zu nahe treten, am wenigsten einem Deutschen, ob Oestreicher, ob Baier, die Engländer und Amerikaner verstehen sich ohnehin gut auf Bürgerversammlungen, — mischt sich ein dritter Bürger ein — aber ich lobe mir in Deutschland Preußen, wo man doch bis dato noch ein freies Wort sprechen darf, und, weiß Gott, man spricht's aus so recht ehrlicher Liebe zu König und Vaterland. Es lebe unsre Bürgerversammlung, meine Herren! — Sie lebe! stimmt der Kreis ein, und alle leeren ihre Gläser. — Wer weiß, wie lange sie noch lebt! ruft ein Muthwilliger. — Stille da! donnern ihm hunderte entgegen, von so feiger Besorgniß! — Angstmachen gilt nicht! — ruft noch ein Neuer. — Der junge Doktor, da neulich, spricht ein eben Herankommender, wie hieß er doch gleich? der von dem Druck uns erzählte, unter dem die Irländer sich befinden, hat seine Sache gut gemacht. Ich wünschte das Dings würde im Bürgerblatt abgedruckt. — Wissen Sie, meine Herren, wendet sich an unsern Kreis ein Mann, in den besten Jahren, dem man es gleich ansieht, daß er ein Literat ist, daß der Vortrag am vorigen Montag über das Wandern der Gesellen vortrefflich ausgeführt wurde, und von großer Sachkenntniß und praktischer Anwendung Zeugniß ablegte? Ich gestehe Ihnen, daß ich aus jenem Vortrage mehr über den Gegenstand gelernt habe, als wenn ich ganze Bücher darüber gelesen hätte! — Ja wohl, nimmt der oben erwähnte, junge Bürger wieder das Wort, man muß es unserm Meister N. lassen, er versteht nicht bloß sein Metier aus dem Grunde, er kennt auch seine Leute, er weiß ein gescheidtes Wort zur Zeit zu sagen. Das sollten sich nota bene die jungen Bursche und auch die Eltern der Muttersöhnchen nur

hinter's Ohr schreiben, die es immer besser wissen wollen, wenn wir Meister dem jungen Patron den Rath geben, doch auch ein Bischen in die Welt zu gehen, sich ein's zu versuchen, um zu sehen, wie sie's anderwegen denn machen! — —

Wir werden inzwischen durch Töne der verschiedensten Instrumente plötzlich unterbrochen, die man so eben zu stimmen beginnt. Wir suchen noch einmal, indem wir uns hinter einen Marqueur heften, der mit einer neuen Grog- und Bierladung so eben abgeht, gegen die Mitte des Saales hin zu kommen. Es hält schwer, diese Mauern der Bürger zu durchdringen. Aber unser Marqueur kennt so genau die elastische Seite einer Volksversammlung, er weiß so geschickt einen Weg sich zu bahnen, wo keiner ist, daß wir bald dem Katheder gegenüber uns befinden.

Wenn man nun von hier aus die ganze Versammlung überblickt, so wird man in der That von der Mächtigkeit dieses Eindrucks hingerissen, und muß sich gestehen, daß man hier mitten auf die Höhe einer neuen Zeit versetzt ist. Wer hätte so etwas vor Jahren erlebt? in Deutschland erlebt? wer hätte es zumal in Königsberg erlebt? Die Versammlung einer Gemeinde im Freien, zur Zeit der Kirmeß, das Publikum im Schauspiel, ein sogenanntes Volksfest an irgend einem durchlauchtigen Geburtstage, ein Jahrmarktsgewühl, kurz, was man auch derartiges nehmen mag, alles hatte bisher einen anderen, einen kleineren Charakter als das gegenwärtige Beisammenseyn. Hier steht Jeder in sich selbst gewurzelt, man sieht ihm den Unabhängigkeitssinn ordentlich schon an, die Gehobenheit durch's Ganze, und eben darin giebt sich hier zugleich das Zusammenhalten Aller mit Allen kund, die Verbindung zu einem gemeinsamen, das Tagesleben selbst vorwärts bringenden Zweck. Kurz, hier sind wir an dem Orte eines *socialen* Cultus, an einem Orte, den freie, gleich

geehrte und gleich ehrenwerthe Männer einnehmen, an einem Orte, der keinem geringeren Zwecke gewidmet ist, als dem, die Aufgabe des Jahrhunderts zu lösen. Es ist charakteristisch, daß hier kein Gesetz eigentlich gegeben ist, und Jeder doch das Gesetz frei aus sich selbst, und durch den Geist des Ganzen bestimmt, auf's Heiterste beobachtet. Diese Gesellschaft hat keine Statuten, aber sie statuirt nur die Sitte, nur das Maß, nur die rechtliche Gesinnung, nur den Ehrengeist.

Unterdessen rauscht und stürmt eine wohlbesetzte Instrumentalmusik vom Orchester herunter, welches sich rechts vom Haupteingange des Saales (wenn man hereinkommt) in ziemlicher Erhöhung befindet. Die Musiker sind heute, wie man vernimmt, freiwillig aus der Gesellschaft zusammengetreten, und wahrlich Freiheit und wieder Freiheit jubelt in diesen Weisen.

Versammlungen des Volkes sollten immer durch Musik eingeleitet und von Musik begleitet werden. Nur darf es freilich nicht bei der Musik verbleiben, sondern es muß nach der Musik auch vor allem zu einem Text kommen, der also jener nicht bloß untergelegt wird, sondern selbst die Musik und mit ihr den Ernst und die Lust des Lebens in klaren Gedanken auslegt. Die Musik, der die Sprache zur Seite geht oder folgt, und die Sprache, welche den Rhythmus eines geordneten Vorwärtsstrebens auf klare Principien, auf eine geregelte Methode zurückführt, beide können Außerordentliches bewirken. Die Musik hebt in eine gemeinsame Sphäre hinein; dieß ist die allgemeine Volkslust. Die Sprache bestimmt jene Sphäre; dieß weist dem Individuum die sittliche Aufgabe zu. Die Musik erweckt Courage und Enthusiasmus, die sich alles leisten zu können zutrauen. Die Sprache führt diese unbegrenzte, phantastische Möglichkeit auf ein vernünftiges und pflichttreues Maß wieder zurück, auf die Wirklichkeit. Am

Schönsten und Sinnigsten bildet die Poesie diesen Uebergang. —

Die Musik schweigt. Ein donnerndes Bravo erdröhnt. Ein seltsames Durcheinander von Stimmen erhebt sich wieder aus der Versammlung. Der Hammer des Präsidenten erschallt. Lautlose, feierliche Stille ist im Moment eingetreten, unter 7 bis 800 Menschen eingetreten! —

Meine Herren, nimmt der Präsident das Wort, Herr L. wird ein Gedicht vortragen! —

Herr L. besteigt den Katheder, auf dem zwei stattliche Stobwassersche Lampen eine brillante Beleuchtung um sich her verbreiten. Herr L. liest ein Gedicht, von dem bekannten schottischen Naturdichter Robert Burns: Trotz alle dem betitelt, nach Freiligrath's vortrefflicher Uebertragung.

Das Gedicht athmet durch und durch jenes stolze und doch anspruchslose Freiheitsgefühl, welches in dieser Bürgerversammlung der Grundton ist, und welches bereits vor einigen Augenblicken die Musik zum Ausdrucke gebracht hat, jenen unbeugsamen Männerstolz, unbeschadet der Bescheidenheit, jene Würde und jenes Hochbewußtseyn, welches der Mensch schon als Mensch haben soll, stehe er gegenüber, wem er wolle, denn was könnte der Mensch, der Erdbürger, mehr auf Erden seyn wollen als Mensch, als Bürger? — Das Gedicht giebt in edeln, kurzen Weisen das von der Stupidität des aristokratischen Hochmuths beleidigte Ehrgefühl des Dichters, des freien Schotten, des freien Menschen zu erkennen, und immer und überall ist das Bewußtseyn der Ebenbürtigkeit die Resonanz des Gedichtes, und immer und überall ist Unabhängigkeit und Würde des Menschen das Losungswort. Das Gedicht faßt dieses Erste und Letzte des Freiheitssinnes, der Menschenwürde in den stets wiederkehrenden Re-

frain zusammen: „trotz alle dem", und verstärkt diesen Refrain noch in der Wendung: „trotz alle dem, trotz alle dem". Der Vortragende endet. Ein ungeheurer Applaus erfolgt von allen Seiten. Der Chorus wiederholt mit donnerndem Ungestüm: „trotz alle dem, trotz alle dem," und dieser stattliche, dieser resolute Refrain: trotz alle dem wird die Parole für den ganzen Abend. —

Der Präsident schlägt mit dem Hammer auf den Tisch, und nimmt das Wort: meine Herren, Herr G. wird einen Vortrag halten. —

Herr G. erscheint auf dem Katheder, und erklärt, er wolle über das Thema sprechen: „ist Bier Gift?" Veranlassung zu seiner Mittheilung habe ihm eine Broschüre gegeben, die unlängst erschienen unter der Ueberschrift: Bier ist Gift, — wogegen er sich eben zu erklären gedenke. Der Redner entwickelt eine Reihe interessanter Gesichtspunkte mit großer Geschicklichkeit.*)

Herr G. endet, und das Mitgetheilte hat die Zuhörer, welche den Vortragenden oft durch unendliches Lachen und Beifallrufen unterbrochen, in eine höchst aufgeweckte Stimmung versetzt. Das Drastische der vom Redner eingelegten Witze, das lautere, sittliche Pathos, welches er hat durchfühlen lassen, der gelungene Nachweis, daß das Bier mit Unrecht beschuldigt worden sey von dem bekannten Wasser-Fanatismus der Zeit, entzünden beim Abtreten unseres Redners großen Beifall in der Versammlung. —

Der Präsident schlägt mit dem Hammer auf den Tisch, und nimmt das Wort: meine Herren, Herr H. wird einen Vortrag halten. —

---

*) Diesen wie den nächsten Vortrag, der Herren G. und H., findet der Leser in dem ostpreußischen Bürgerblatte Nr. VII. abgedruckt, weßhalb hier nicht specieller auf den Inhalt beider Aufsätze eingegangen werden soll.

Herr H., ein Handwerker, der, obwohl noch ein junger Mann, doch schon bedeutende Erfahrungen gemacht hat, indem er viele Jahre auf Reisen gewesen, und unter andern längere Zeit auch in London, in Paris und in der Schweiz gelebt, kündigt an, daß er der Versammlung einen kurzen Bericht mittheilen wolle: „über deutsche Handwerker-Vereine im Ausland." Er hält darauf einen Vortrag, dem man es sogleich anhört, daß fast alle diese einzelnen Behauptungen auf eigener Lebensanschauung beruhen.

Herr H. endet. Der Vortrag hat durch seine überall hervortretende Anspruchslosigkeit, durch die Unbefangenheit des Sprechenden, durch die klare und bündige Unterrichtung über den darzulegenden Gegenstand allgemein gefallen. Man entläßt daher auch diesen Redner mit starkem Applaus.

Der Präsident schlägt mit dem Hammer auf den Tisch und nimmt das Wort: meine Herren, es sind einige von den Fragen, welche sich in unserem Kasten vorfinden, theils noch nicht genügend, theils noch gar nicht beantwortet worden. Erlauben Sie, daß ich Ihnen dieselben zuerst vorlese:

1) Ist es nicht zweckmäßig, daß der wiederholt von einigen geäußerte Wunsch, es solle während der Vorträge nicht geraucht werden, durch eine Beschlußnahme der Versammlung seine Erledigung finde? —

2) Wie steht es mit dem Aufbau der sogenannten Bürgerhalle? Die Wichtigkeit, daß die Bürgergesellschaft ein eigenes Lokal für ihre Versammlungen besitze, sowohl der Unabhängigkeit halber, als um einen größeren Raum zu gewinnen, ist unter uns allgemein eingeräumt worden. Auch wurde ausdrücklich von dem verehrten Vorstande hier geäußert, daß außerhalb unserer Versammlung Berathungen über diesen Gegenstand gepflogen werden

sollten. Wie weit sind diese Berathungen nun gediehen? Und ist Aussicht vorhanden, daß bald zum Werke des Aufbaues einer Bürgerhalle geschritten werde? —

3) Aus Mangel an Raum haben wir eine Menge Interessenten, welche Mitglieder unserer Gesellschaft werden wollten, leider einstweilen abweisen müssen; wär' es aber nicht dennoch für das weitere Gedeihen unserer Zusammenkünfte ersprießlich, mit solchen schon jetzt eine Ausnahme zu machen, von denen es sich voraussehen ließe, daß sie vermöge ihres Talentes und ihrer Bildung der Gesellschaft besonders nützlich werden könnten? —

4) Da es in einer so zahlreichen Versammlung natürlich nicht ausbleiben wird, daß mitunter auch solche Vorträge gehalten, oder doch einzelne Aeußerungen gemacht werden, welche weder der verehrte Vorstand, noch die Versammlung billigen kann, und aus welchen noch dazu dem ferneren Bestehen der Gesellschaft Gefahr erwachsen dürfte, wär' es nicht wohlgethan, Maßregeln zu treffen, welche dergleichen von vorn herein verhüten könnten, und worin bestünden diese Maßregeln? —

5) Es wird mit den jetzigen Einlaßkarten, durch Verleihung derselben von Seiten der Eigenthümer an andere Personen, öfter Mißbrauch getrieben; wie kann das abgestellt werden? —

6) Wie hat sich die Bürgergesellschaft gegen Angriffe zu verhalten, welche in Tagesblättern, häufig mit gänzlicher Entstellung der Wahrheit, gegen sie gemacht werden? —

7) Sollte die bereits vorgekommene Frage wegen der Mahl- und Schlachtsteuer, welche für uns alle von so großer Wichtigkeit ist, nicht noch einmal der Beantwortung unterzogen werden müssen? —

8) In welchem Verhältnisse steht unsere Bürgergesellschaft zu dem hiesigen Centralvereine für die Unterstützung der arbei-

tenden Classe, und weßhalb hat dieser Verein so viele Widersacher gefunden? —

9) Ist es zuzugeben, daß politische Vorträge von unseren Sitzungen ganz auszuschließen seyen, und aus welchen Gründen sollen sie ausgeschlossen werden? —

10) Wie soll es ferner mit dem Aufbehalten der Hüte und der Mützen bei unsern Zusammenkünften gehalten werden? — —

Wir gehen demnach, meine Herren, fährt der Präsident fort, für die Beantwortung der von mir verlesenen Fragen zur Debatte über.

Die erste Frage also lautete: ist es nicht zweckmäßig, daß der wiederholt von einigen geäußerte Wunsch, es solle während der Vorträge nicht geraucht werden, durch eine Beschlußnahme der Versammlung seine Erledigung finde?

Wer von den Herren wünscht über diesen Gegenstand zu sprechen? — (Es entsteht ein dumpfes Geräusch, mehrere Stimmen werden vernehmlicher, die eine Stimme erhebt sich aus der Menge besonders laut).

Herr D. hat das Wort, meine Herren, eröffnet der Präsident. —

Ich erlaube mir, zu bemerken, beginnt Herr D., daß der Steller der Frage, welche der Herr Präsident so eben verlesen hat, wahrscheinlich selbst kein Raucher ist, um so ohne alles Weitere von einer Beschlußnahme der Versammlung gegen das Rauchen zu sprechen. Ich selbst bin kein Raucher, aber, auch abgesehen davon, daß die Mehrzahl der Versammlung gewiß lieber raucht als nicht raucht, so darf doch, meines Erachtens, selbst im Falle die Mehrzahl der Versammlung gegen das Rauchen während der Vorträge wäre, keinem der Raucher von Seiten der Versammlung durch ein Verbot der Zwang angethan werden, wäh-

rend der Vorträge nicht zu rauchen, selbst wenn es einigen (der Sprecher unterbricht seine Rede durch ein gewaltiges Husten und sich Räuspern, indem ihm so eben sein Nachbar eine lange Cigarrendampfwolke unter der Nase wegbläst), selbst wenn einigen das Rauchen noch so unangenehm wäre. —

Gut gesprochen, sehr gut gesprochen — rufen 50 bis 60 Stimmen. — Der Herr da weiß, was Aufopferung heißt! ruft ein Einzelner. — Bravo dem edeln Streiter gegen den Zwang — bravo dem Manne der Uneigennützigkeit, brüllt ein ganzer Chorus. —

Ruhe, meine Herren, Ruhe gebietet der Präsident mit einem Hammerschlage, daß es den ganzen Saal durchdröhnt. —

Bitte sehr um Entschuldigung — läßt sich schon wieder eine neue Stimme hören — Erlauben Sie, Mann der unbedingten Rauchtoleranz, anderer Meinung zu seyn — eine zweite: Wie sollte denn das Rauchen — eine dritte —

Aber, meine Herren, wiederholt der Präsident mit zwei neuen Hammerschlägen, so kommen wir nie zum Zwecke! Es muß nothwendig einer nach dem anderen sprechen, sonst hört hier alles auf. Ich muß daher auf das Allernachdrücklichste bitten, genau auf meine Anordnungen zu hören! —

Der Herr dort hat das Wort! bemerkt der Präsident weiter. Ich weiß seinen Namen nicht. Ich bitte Sie, mein Herr, nennen Sie Ihren Namen! (Er nennt ihn.)

Herr L. hat das Wort, meine Herren! —

Bitte also nochmals sehr um Entschuldigung, spricht Herr L. — Mäßigkeit ist die erste Regel zu allem wahren Genießen, Billigkeit und Berücksichtigung Anderer ein Haupterforderniß zu allem geselligen Leben. Es wäre aber eben so unbillig, alles

Rauchen hier geradesweges zu untersagen, als es unbillig ist, das Rauchen auch während der Vorträge — da es nun einmal einigen unerwünscht ist — gut zu heißen. Kommen also die Rauchliebhaber denen, die den Rauch nicht wollen, darin auf weniger als halbem Wege entgegen, daß sie während der Vorträge nicht rauchen, und die Rauchfeinde werden ihnen mit Freuden alle übrige Zeit für den Rauch einräumen. Auch ist dann um so mehr Beiden geholfen, als ja jene Letztgenannten erst kurz vor dem Beginne der Vorträge diese Versammlung zu besuchen brauchen, und selbige wieder verlassen können, wenn die Vorträge zu Ende sind. —

Was schaffen's? — ruft unser Bruder Wiener — wüscht i doch nit, warum i nit zugleich sollt rauchen und hören könne! —

Nota bene — stimmt der junge Meister mit ein — da das Rauchen am blauen Montage das Metier des Handwerkers ist. Auch erlauben sie jetzt von Polizei wegen das Rauchen ja schon auf öffentlicher Straße. Wir aber wollen hier ja Alle die Oeffentlichkeit.

Bravo, bravo dem Redner! ruft es von allen Seiten her. —

Es lebe das Rauchen und die Oeffentlichkeit! donnert es aus dem Hintergrunde. —

Bitte Ruhe zu halten, meine Herren! schärft der Präsident mit drei schmetternden Hammerschlägen ein. Herr B. hat jetzt das Wort. Ich bitte Sie, Herr B., Sie fingen erst schon an zu sprechen; jetzt steht Ihnen die Rede zu Gebot. —

Erlauben Sie also, beginnt Herr B., gegen den ersten Sprecher in der Debatte dieses Gegenstandes gewendet, erlauben Sie, Mann der unbedingten Rauchtoleranz, anderer Meinung

zu seyn, als Sie erst geäußert haben. Es dürfte in einer so ehrenwerthen Versammlung, wie die gegenwärtige, sich wohl von selbst verstehen, daß man sogleich auf den Wunsch eingeht, wenn einige, wenn vielleicht sogar viele erklären, daß es ihnen höchst störend und fatal sey, wenn, indem sie den jedesmaligen Redner auch sehen wollen, um ihm desto besser folgen zu können, wenn ihnen der Nachbar eine dicke Rauchwolke in die Augen bläst. —

Auch Sie dort, spricht der Präsident, mein Herr, ich bitte mir Ihren werthen Namen aus, fingen erst die Rede schon an, und haben jetzt das Wort! (Der Name des Mannes wird genannt.) —

Sprechen Sie gefälligst, Herr K. —

Das, was ich früher sagen wollte, eröffnet Herr K., ist bereits von anderen erwähnt worden, nur das will ich noch in Erinnerung bringen, und viele werden mir, hoffe ich, beistimmen, daß von einer Vorschrift, während der Vorträge nicht zu rauchen, hier auch nicht im Entferntesten die Rede seyn dürfe. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß vielmehr in diesem wie in jedem ähnlichen Falle immer nur an den Gemeingeist, an den Ehrengeist der Versammlung appellirt werden müsse, daß man es aber jedem Einzelnen zu überlassen habe, wie er in Betreff des in Frage Stehenden handeln wolle. Es ist einer Versammlung wie die gegenwärtige zuzutrauen, daß dann um so sicherer die gehegten Wünsche in Erfüllung gehen werden. —

Ganz aus der Seele gesprochen! rufen hunderte und wieder hundert. — So und nicht anders soll's gehalten werden! stimmt der Chor, wie es scheint, fast der ganzen Versammlung mit ein. —

Meine Herren, ruft der Präsident, Sie hören, unsere Sache ist erledigt. Wir gehen demnach zur zweiten Frage über. Sie lautet:

Wie steht es mit dem Aufbau der sogenannten Bürgerhalle? Die Wichtigkeit, daß die Bürgergesellschaft ein eigenes Lokal für ihre Versammlungen besitze, sowohl der Unabhängigkeit halber, als um einen größeren Raum zu gewinnen, ist unter uns allgemein eingeräumt worden. Auch wurde ausdrücklich von dem verehrten Vorstande hier geäußert, daß außerhalb unserer Versammlung Berathungen über diesen Gegenstand gepflogen werden sollten. Wie weit sind diese Berathungen nun gediehen? Und ist Aussicht vorhanden, daß bald zum Werke des Aufbaus einer Bürgerhalle geschritten werde? —

Ich glaube Ihnen, meine Herren, fährt der Präsident weiter fort, im Namen des Vorstandes folgende, einstweilen wohl genügende Auskunft über den angeregten Gegenstand geben zu können. Es sind bereits alle nur möglichen Anstalten zum Bau einer Bürgerhalle von Seiten des Vorstandes getroffen worden. Die von der verehrten Versammlung selbst gewählten Mitglieder einer Commission zur Berathung über jenen Bau sind schon einige Male zusammengekommen. Das Gebäude soll auf Aktien gebaut, der ungefähre Anschlag der Gesammtkosten soll Ihnen, meine Herren, in der nächsten Zusammenkunft hier mitgetheilt werden. Der Plan des Baues ist bereits entworfen, und wird ebenfalls nächsten Montag sauber lithographirt der Versammlung vorgelegt werden. Wir hoffen sonach, daß nichts in den Weg treten werde, recht bald den Bau zu beginnen. Die bestimmte Zeit läßt sich freilich noch nicht angeben. —

Hat einer von den Herren in dieser Sache noch etwas zu erinnern? —

(Tiefe Stille.)

Meine Herren, ruft der Präsident, wir nehmen unsre dritte Frage auf. Es ist diese:

Aus Mangel an Raum haben wir eine Menge Interessenten, welche Mitglieder unserer Gesellschaft werden wollten, leider einstweilen abweisen müssen; wär' es aber nicht dennoch künftig ersprießlich, mit solchen schon jetzt eine Ausnahme zu machen, von denen es sich voraussehen ließe, daß sie vermöge ihres Talentes und ihrer Bildung der Gesellschaft besonders nützlich werden könnten? —

Ich bitte um das Wort, Herr Präsident! Mein Name ist F. —

Sie haben, Herr F., nach Belieben über das Wort zu verfügen — antwortet der Präsident. —

Es würde, erörtert Herr F., soviel ich darüber zu urtheilen vermag, ganz und gar mit dem Zwecke, mit der Verfassung, mit der ganzen Bedeutung unserer Bürgergesellschaft in dem schroffsten Widerspruche stehen, wenn wir eine solche Ausnahme, wie die Frage vorschlägt, zugeben sollten. Ob Jemand durch Bildung vor Anderen hervorragt, ob er durch besondere Anlagen bevorzugt ist, ob von ihm anzunehmen steht, daß er in dem Halten von Vorträgen, in der Debatte, in der Conversation etwas Außerordentliches leisten werde oder nicht; das alles und Aehnliches darf bei der Aufnahme neuer Mitglieder in die Gesellschaft in keiner Weise ein Bestimmungsgrund seyn. Es ist nicht die Bildung als solche, meine Herren, es ist nicht das Talent, welches den Bürger macht; sondern es ist die Gesinnung, es ist das thatkräftige Bewußtseyn von der Würde des Menschen als solchen. Mit Recht müßten sich aber auch viele von denjenigen, welche sich bereits zur Aufnahme in unsre Bürgergesell-

schaft gemeldet haben, und die wir leider haben zurückweisen müssen, weil es in der That an Raum mangelt, mit Recht, sage ich, müßten sie sich gröblich beleidigt fühlen, wenn eine solche Sichtung und Bevorzugung hier statt fände, wie die vorgeschlagene, und wenn sie nun nicht zu den Auserwählten gehörten. Unsre Versammlung, meine Herren, würde sich zu einer Art von Gericht darüber aufwerfen, wer Anlage habe und wer nicht, wer Bildung besitze und wer nicht. Ich überlasse es Ihnen selbst, meine Herren, zu bestimmen, welcher Grad von Mangel an aller Delikatesse im Urtheil, welche Plumpheit der Anmaßung, die wahrlich Niemandem unter uns gebührt, darin läge. Ich wenigstens für meine Person erkläre hiermit, meine Herren, daß, wenn ich noch nicht das Glück hätte, Mitglied dieser ehrenwerthen Gesellschaft zu seyn, und sollte nun erst, nachdem ich mich gemeldet hätte, zu den Bevorzugten gehören, daß ich gegen ein solches Urtheil über meine Anlagen und meine Bildung protestiren, daß ich die Aufnahme nicht annehmen würde. —

Bravo und nochmals Bravo — erhebt sich ein ganzer Sturm der Versammlung. Bravo! dem edeln Vertheidiger der Gerechtigkeit. Bravo! dem Feinde der Bevorzugung, Bravo! dem Ehrenmanne, der gegen die Willkür Protest einlegt. —

Das gäb' eine schöne Geschichte ab, lassen sich Einzelne vernehmen, wenn man sich hier tariren und rangiren lassen sollte; — gelehrt oder ungelehrt, Talent oder nicht Talent, darauf kommt's hier nicht an! — Nichts da von Ausnahme, nichts da von Bevorzugung! — Die Sache ist abgethan! brüllt der Chorus, wir wollen nicht tarirt seyn! —

Beruhigen Sie sich, meine Herren, erinnert der Präsident. —

Bitte um's Wort! — ruft eine neue Stimme. —

Herr Z. bittet um das Wort! — rufen verschiedene. —

Herr Z., Sie haben das Wort, bedeutet der Präsident. —

Bedenken Sie, meine Herren, spricht Herr Z., daß der verehrte Fragesteller mit seinem Vorschlage gewiß keine Bevorzugung — —

Allerdings Bevorzugung! — fällt eine Stentorstimme ein. —

Freilich Bevorzugung und recht auffallende Bevorzugung! — schreien Viele. —

Bitte nicht zu unterbrechen — ruft ihnen der Präsident mit erregtem Affekt und einem betäubenden Hammerschlage entgegen. —

Bedenken Sie also gefälligst, meine Herren, fährt Herr Z. fort, daß der Fragesteller gewiß keine Bevorzugung im Sinne gehabt hat. Aber da es uns doch darum zu thun seyn muß, für jeden Abend unserer hiesigen Zusammenkünfte auch neue und interessante Gegenstände zur Sprache gebracht zu sehen, und da doch verhältnißmäßig unter den hier zahlreich Versammelten nur wenige produktiv seyn dürften, ich meine, nur wenige sich befähigt oder auch aufgefordert fühlen werden, einen Vortrag zum Besten zu geben, so ist es natürlich, darauf zu denken, noch einige heran zu ziehen, welche uns Sicherheit geben helfen, daß es uns nie an Mannichfaltigkeit der Unterhaltung und an Unterhaltung überhaupt fehlen werde. —

Sie wollten erst sprechen, mein Herr, sagt der Präsident. Aber Ihr Name? (Dieser wird genannt.) —

Es ist und bleibt dennoch eine Bevorzugung, meine Herren, beginnt der Aufgeforderte, was der Fragesteller in Vorschlag bringt. Was aber die Besorgniß betrifft, die diesen Vor-

schlag hervorgerufen hat, so ist sie ganz und gar grundlos. Wenn Sie unparteiisch urtheilen wollen, meine Herren, so werden Sie Selbst eingestehen müssen, daß wir schon jetzt über außerordentliche Kräfte zu gebieten haben, die uns gewiß nie im Stiche lassen werden. Urtheilen Sie, meine Herren, nur nach den bisherigen Abenden unserer Zusammenkünfte. Sind wir nicht überrascht, sind nicht unsre kühnsten Erwartungen übertroffen worden von der Fülle des Interessanten, das sich unter uns geregt hat, von der Geschicklichkeit, mit der es zur Darstellung gebracht worden ist? Nach allem aber, was sich hat verlauten lassen, ist nicht bloß der Zudrang derer groß, welche an unserer Bürgergesellschaft Theil nehmen wollen, auch innerhalb der Gesellschaft selbst ist wieder der Zudrang derer groß, welche zu Wort kommen wollen, auch zum Wort der Vorträge. Die einzige Klage, die bis dahin unter uns gehört worden, ist demnach die, daß wir keinen größeren Raum für neue Mitglieder, und daß wir nicht mehr Zeit für alle diejenigen haben, denen das Wort auf der Lippe brennt, und die es nun auch gern lösen möchten. Also jede Besorgniß, meine Herren, es könnte uns je an Unterhaltung fehlen, ist rein aus der Luft gegriffen. Und so sollten wir uns einer Einbildung, eines Phantoms, eines Gespenstes halber hinreißen lassen, zu einer Unwürdigkeit unsre Zuflucht zu nehmen? Unwürdig derer, welche darunter leiden, indem sie zurückgesetzt werden; unwürdig aber auch derer, welche wir zu ehren meinen, und doch eigentlich beleidigen; unwürdig endlich aber auch unserer selbst insgesammt, die wir allerdings den Gesichtspunkt für unsre Zusammenkünfte stets im Auge haben müssen, welchen einer meiner verehrten Vorgänger und Mitbürger so glücklich zur Sprache gebracht hat, nämlich den, jedes Mitglied unter uns als eben-

bürtig anzuerkennen, jeden unter uns als Mitbürger zu begrüßen, der eine ehrenwerthe, thatkräftige Gesinnung zeigt. Und so wäre meines Erachtens die Sache denn abgethan. —

Sie ist abgethan, für alle Zeiten abgethan! erdonnert der ganze Saal, den Donner mit einem unendlichen Bravo für den Redner begleitend. —

Nota bene — ruft unser junger Meister — kein Metier muß bevorzugt werden! — — und die ganze Versammlung fällt mit ungeheuerm Lachen im Chore ein: Nota bene, kein Metier muß bevorzugt werden! — —

Der Präsident schlägt mit dem Hammer auf den Tisch und erklärt: meine Herren, unsere Sache ist erledigt, wir gehen zu der nächsten Frage über, sie lautet:

Da es in einer so zahlreichen Versammlung natürlich nicht ausbleiben kann, daß mitunter auch solche Vorträge gehalten, oder doch einzelne Aeußerungen gemacht werden, welche weder der verehrte Vorstand, noch die Versammlung billigen kann, und aus welchen noch dazu dem ferneren Bestehen der Gesellschaft Gefahr erwachsen dürfte, wär' es nicht wohlgerathen, Maßregeln zu treffen, welche dergleichen von vorn herein verhüten könnten, und worin beständen diese Maßregeln? —

Dieser Gegenstand, meine Herren, fährt der Präsident fort, ist meines Erachtens von ganz besonderer Wichtigkeit. Er regt einen Uebelstand an, der, wenn auch nicht häufig, so doch dann und wann auch von uns während unserer Zusammenkünfte schon erfahren worden ist. Unsre Bürgergesellschaft hat, wie auch oft schon darauf hingewiesen worden, einen lediglich geselligen, der Unterhaltung, der Erholung gewidmeten Zweck. Daß wir dabei die Unterhaltung, die Erholung auch so einrichten wollen, daß wir sammt und sonders geistig dadurch gefördert

werden, wer wollte uns das verdenken? Der eigentliche Zweck unserer Gesellschaft ist speciell so bestimmt worden, daß wir den einzelnen Ständen, und den Individuen in ihnen, Gelegenheit geben wollen, sich gegenseitig kennen, sich achten und lieben zu lernen. Das soll eben auf geselligem Wege erreicht werden. Nun ist es aber schon von vorn herein mißlich, und bringt eine kleinliche Abgrenzung in die Geselligkeit, wenn in ihr nicht alles und jedes zur Sprache gebracht werden darf. Und doch ist dabei sehr auf die Art und Weise zu achten. In demselben Grade nun, meine Herren, als wir hier Versammelte von dem lautern, gehaltvollen Geiste, der sich unter uns vernehmen läßt, erhoben und beglückt worden sind, in demselben Grade, als wir in großartiger Eintracht bis dahin zusammengewirkt haben, in demselben mußte die Versammlung wie der Vorstand von jeder etwa vorkommenden unstatthaften Aeußerung verletzt werden. Dergleichen ist, wie bemerkt, nur vereinzelt vorgekommen. Auch gab sich die Mißbilligung, das Verwerfungsurtheil sogleich in der Versammlung und im Vorstande laut zu erkennen. Obige Frage nun aber wünscht eine ganz und gar ausreichende Vorkehrung gegen dergleichen getroffen, und bittet sich darüber Auskunft aus.

Hat einer von Ihnen, meine Herren, darüber etwas zu sagen? —

Ich bitte um das Wort! meldet sich ein Bürger. (Der Name des Sprechenden wird genannt.) —

Ich bitte, mein Herr, lassen Sie hören — bemerkt der Präsident. —

Ich halte dafür, beginnt der Aufgeforderte, um alles Anstößige und Ungehörige überhaupt zu verhüten, muß dem Vorstande wie der Versammlung das Recht eingeräumt werden,

jeden Vortragenden bei einer unstatthaften, besonders verletzenden Aeußerung anzuhalten, und ihm das Wort zu nehmen. —

Darf unter keiner Bedingung zugegeben werden — erhebt sich ein anderer Bürger aus dem Hintergrunde. — Zu welchen Willkürlichkeiten der Auslegung, zu welchen Gewalthabereien des Einschreitens würde das führen! —

Nicht bloß Jeder unter uns — entgegnet ein Dritter — muß die Erlaubniß zu sprechen haben, sondern Jeder, welcher spricht, muß auch zu Ende sprechen dürfen, sei es, was es sei! —

Bitte um das Wort, Herr Präsident! —

Sie haben das Wort, Herr Z.! —

Mit dem, was da eben von zu Ende sprechen lassen unter allen Umständen geäußert wurde, ist aber dem gerügten Uebel, ist der Gefahr, welche für die Gesellschaft aus ungehörigen Reden hervorgeht, keineswegs abgeholfen. Und darum handelt es sich — — —

Aber — meine Herren, die Hülfe liegt ja so nahe! erhebt sich die Stentorstimme. —

Ruhe da, Stille da! Hier gilt kein Ueberschreien! — brüllt der ganze Hintergrund — Erst zu Ende sprechen lassen! — Keine Hülfe, daß einem die Ohren gellen! — kommt noch ein Einzelner nach. —

Nota bene, was zur Sache, was zum Metier gehört! — ruft der junge Meister. —

Ich bitte Sie, meine Herren, erhebt sich der Präsident mit amtlichem Zorn und mit einem Hammerschlage, daß die Fenster des Saales klingen und klirren, wir kommen bei solchem Durcheinander nicht von der Stelle! Ihnen gebührt das fernere Wort, Herr Z.! —

Also, — fährt Herr Z. fort — meine Herren, es handelt sich ja doch darum, unser weiteres Beisammenseyn zu sichern, jedem würdigen, freisinnigen Gedanken zwar seinen entsprechenden Spielraum zu geben, aber doch auch alles zu entfernen, was dem Ehrengeiste dieser Gesellschaft zuwider ist, und sie endlich gar zur Auflösung bringen könnte. Und wäre es da nicht ganz und gar ausreichend, wenn wir unter uns festsetzten, daß jeder künftige Vortrag erst unserem würdigen Vorstande zur Begutachtung vorgelegt werden müßte, damit dieser entschiede, ob derselbe sich zur Mittheilung an die Gesellschaft eigne oder nicht? —

Ist unter keiner Bedingung einzuräumen — ist ganz gegen die Bedeutung einer Bürgergesellschaft — ist zum Todtlachen unpraktisch — ist ein ganz und gar verunglückter Vorschlag — ist eine Bevormundung, die wir uns verbitten müssen — nichts da von Revision, nichts da von Revision! — rufen Stimmen über Stimmen — ganz und gar nichts von Begutachtung hier — wir wollen und dürfen uns nicht begutachten lassen — wir sind Männer und keine Schüler, schreien wieder andere, Redefreiheit, Redefreiheit, volle Redefreiheit! — brüllt der Hintergrund aus 2 bis 300 der resolutesten Kehlen. —

Aber, meine werthesten Herren, — beschwichtigt der Holzhändler B., ein ächter Mann des Volkes, der, stets des besten Humors, die Gabe hat, die ungestümsten Schreier durch Humor und ein geschickt angebrachtes sentimentales Accompagnement zur Ruhe zu weisen, und sogar die Unzufriedenen selbst in guten Humor zu versetzen, — aber, meine werthesten Herren, wir sind ja Alle auf Gottes schöner Erde da, um uns zu freuen, um uns zu lieben, um einander nachzugeben, um von einander anzunehmen. Warum also, meine lieben Herren und Brüder, so laut,

so ungestüm? Ich komme so eben, diesen Augenblick, von einer Geschäftsreise, und hatte nichts Eiligeres zu thun, als vom Wagen zu steigen und spornstreichs her zu laufen, zu Ihnen, meine Herren, zu laufen. Ein solches Verlangen hatte ich nach Ihnen, so zog es mich an Ihre Herzen, meine hochzuverehrenden Herren, und, weiß Gott, nun bin ich wieder selig unter Ihnen! Aber, meine Herren, warum heute solch' Ungestüm? Ich habe den Krieg mitgemacht von anno 13. u. 14. Glauben Sie, meine Herren, einem erfahrenen Manne, der nie den Vornehmen einen krummen Rücken gezeigt, nie dem Feinde einen feigen Rücken gekehrt, einem Manne, dessen Losung stets gewesen ist: gerad, tapfer und redlich; glauben Sie mir, meine Herren, ohne Ordnung geht's weder im Kriege noch in einer so braven, so herzentzückenden Bürgergesellschaft wie die unsrige, weiß Gott, wie die unsrige ist. Darin haben Sie freilich Recht, meine Herren, zu viel Revision muß nicht seyn, zu viel Revision ist Confusion! —

Bravo dem braven Manne da und nochmals bravo und tausendmal bravo! Zu viel Revision ist Confusion! donnern und brüllen und schmettern und jubeln alle Bänke, alle Stühle, alle Tische. Mützen und Hüte werden geschwenkt, es ist eine rasende Windsbraut, es ist ein wahrer Orkan des Beifalls, und noch einmal erklingt es im Chore: Zu viel Revision ist Confusion! —

Nota bene, zu viel Revision! ruft unser junger Meister. —

Holter, ruft der Bruder Wiener, dos geht ja durcheinander wie a Schneider-Hupferl! —

Drei Donnerschläge des Hammers fallen. Der Präsident ruft: meine Herren, ich bin hier übrig, und meine verehrten Col-

legen sind es mit mir, wenn Sie, meine Herren, so fortfahren wollen! Wir debattiren auf die Weise und debattiren, und kommen doch zu keinem Ergebniß! —

(Lautlose Stille ist eingetreten.)

Ein Herr aus dem Vorstande erhebt sich. —

Ich bitte um das Wort, Herr Präsident! —

Ihnen steht das Wort nach Belieben zu Gebot, mein Herr! antwortet der Präsident. —

Die Ansicht, meine Herren, beginnt der Aufgestandene, welche Herr Z. äußerte, es wäre vielleicht zweckmäßig, um jeden ferneren Uebelstand zu vermeiden, daß ein jeder Vortrag, bevor er gehalten werden dürfte, erst dem Vorstande zur Begutachtung übergeben würde, diese Ansicht, meine Herren, muß nur vor Allem nicht so ausgelegt werden, als wenn damit irgend welche Bevorzugung dem Vorstande eingeräumt würde, als wenn damit dem Vorstande irgendwie eine Herrschaft zugetheilt werden sollte. Der Vorstand, meine Herren, dessen Mitglieder von dieser ehrenwerthen Versammlung gewählt worden sind, repräsentirt ja nur die Versammlung. Was daher dem Vorstande in obigem Falle auch zugestanden würde, das gestände die Versammlung sich nur selber zu. —

Bitte um das Wort, Herr Präsident, erhebt sich ein Herr, den wir aus der Debatte bereits kennen.

Sie haben das Wort, Herr F., erwiedert der Präsident. —

Wir lassen uns keinesweges — erörtert Herr F. — durch die künstliche, scheinbar liberale Erklärung irre machen, welche so eben eines der würdigen Mitglieder des Vorstandes von diesem gegeben hat. Ich sage: wir, denn ich vermuthe es nicht bloß, ich weiß es, so wie ich über den vorliegenden Punkt denke, so denken viele über denselben. Mag immerhin der ver-

ehrte Vorstand die Versammlung nur repräsentiren, die Versammlung liest nicht das jedesmalige Manuskript, sondern der Vorstand liest es, vielleicht gar nur einer aus dem Vorstande liest es, vielleicht ein Mann liest es, der, ohne daß er es weiß, bemüht seyn wird, nur die Ansichten seiner Partei durchzulassen; so daß dieses oder jenes Manuskript, welches ihm vorgelegt würde, nur deßhalb nicht zum Vortrage gelangte, weil es vielleicht entgegengesetzte Gedanken äußerte, als die Partei über das besprochene Thema hegt. Kurz, wir, die wir in dieser ehrenwerthen Bürgerversammlung, wie noch unlängst geäußert wurde, ebenbürtig und mit völlig gleichen Rechten einander gegenüberstehen, wir erlebten es, daß eines unserer achtbaren Mitglieder von der unwillkürlichen Einseitigkeit eines Einzigen oder gar von der einer Partei tyrannisirt und abgewiesen würde. — Nein, meine Herren, das geht nicht, das geht unter allen Umständen nicht, das hieße schlechterdings nichts anderes, als unter uns, die wir nach dem sonstigen Geiste, der hier waltet, gegen alle Censur sind, das hieße, unter uns wieder kalten Blutes, und nach langen Berathungen über das Vorwärts, eine Censur einführen, mit allen kleinen und großen Freiheiten derselben, auf Kosten der Freiheit unserer Versammlung und eines jeden Mitgliedes einführen, mit allen Chicanen und Intriguen und Privatleidenschaften einführen. Ganz Deutschland, meine Herren, und wie weit noch sonst Nachricht von solch seltsamen Unternehmen sich erstreckte, würde uns mit Recht auslachen, und eines schönen Posttages läsen wir in den Zeitungen: hört! hört! die Königsberger sind mir ein capitales, ein rares Völkchen! Da machen sie Lärm in der Welt seit 1840, sie werfen vier Fragen auf, sie schreiben „inländische Zustände“, sie fordern die Abschaffung aller Censur, und fordern diese Abschaffung noch-

mals, sie arrangiren eine Bürgergesellschaft, und in dieser Bürgergesellschaft führen sie wieder die Censur ein, und zwar nicht einen Censor, sondern eine ganze Censoren-Sitzung, einen Vorstand von Censoren, ein Censoren-Ministerium, an dessen Spitze über dem Gesetze der Denk- und Sprechfreiheit der Präsident des Vorstandes noch gar als absoluter Censor-König steht. — Nein, meine Herren, so evident, so großartig, hoffe ich, werden wir uns denn doch vor aller Welt nicht blamiren wollen! Also — in Summa: der ehrenwerthe Vorstand hat kein Manuskript zu begutachten! —

Es lebe der Redner für die Schreibe- und Redefreiheit! kommt es wie aus tausend Pistolen heraus. Es lebe der Mann, der uns hier keine Censur aufbürden lassen will! Er lebe hoch und abermals hoch und zum dritten Mal hoch! —

Sie hätte uns holter bald den Vorstand zur Reichskanzelei erhoben! — ruft der Bruder Wiener. —

Nota bene, es ginge wohl, aber es geht nicht! jubelt der junge Meister. —

Darum aber keine Feindschaft, meine hochzuverehrenden Herren, — ermahnt unser braver Holzhändler B. — keine Feindschaft zwischen unserm würdigen Vorstand und einer so ehrenwerthen Bürgerversammlung wie diese hier! — Meine Herren, was sich zankt, das liebt sich! Verachten Sie das alte Sprichwort nicht. — Ich habe viel schon erlebt, meine Herren, aber solche Abende, wie die unsrigen, eine solche, dem Menschen an Leib, an Seele und an Geist wohlthuende und erquickende Unterhaltung und Belehrung wie hier, im Gemeindegarten zu Königsberg, unter Bürgern, unter denen sich studirt und unstudirt, vornehm und gering, alt und jung, arm und reich, groß

und klein die Hand reicht und sich von Herzen liebt, habe ich noch nicht erlebt, meine Herren; darum, wie gesagt, auch jetzt keine Feindschaft! —

Keine Feindschaft, keine Feindschaft! wiederholt mit frohlockender Vehemenz der Chorus. —

Der Hammerschlag des Präsidenten fällt. In tiefem, gespannten Schweigen steht und sitzt alles da. —

Meine Herren, beginnt der Präsident, ich schlage vor, damit uns nicht zu viel Zeit über der gegenwärtigen Verhandlung hingehe, daß wir über den in Rede stehenden Gegenstand bei unserer nächsten Zusammenkunft eine neue Debatte erheben. Unterdessen beruhigen sich die Gemüther, man orientirt sich in dem Gegenstande, ein neuer, jetzt noch nicht geahnter Vorschlag erledigt die Sache ein für alle Mal, und uns Allen ist geholfen. Sind Sie, meine Herren, mit meinem Rathe einverstanden? —

Wir sind es vollkommen! antwortet die Versammlung. —

Wir gehen, fährt der Präsident fort, zu unserer nächsten Frage über. Sie heißt:

Es wird mit den jetzigen Einlaßkarten durch Verleihung derselben von Seiten der Eigenthümer an andere Personen öfter Mißbrauch getrieben; wie kann das abgestellt werden? —

In Betreff dieses Gegenstandes, erörtert der Präsident, meine Herren, ist wieder vorzugsweise nur unmittelbar der Ehrengeist der Gesellschaft, die ihr eigenes Wohl im Auge haben wird, in Anspruch zu nehmen. Es ist dabei in Erinnerung zu bringen, daß die Karte immer nur der Person zum Gebrauche gegeben wird, auf deren Namen sie ausgestellt ist. Welches andere, aber auch honnetere Mittel bliebe uns übrig, um allen Mißbrauch mit den Karten zu verhüten, als den Ehrengeist dieser

Bürgerversammlung in jedem Einzelnen walten zu lassen? — Bei dieser Gelegenheit bemerke ich aber noch, meine Herren, daß wir es uns selbst schuldig sind, genau darauf zu bestehen, daß Niemand, schlechterdings Niemand — mit Ausnahme der Fremden, die als stets willkommene Gäste von Mitgliedern eingeführt werden, — ohne Karte den Zutritt zu unserer Bürgergesellschaft erhalte. Wer seine Karte vergessen oder gar verloren hat, der darf, meine Herren, für den Abend eben nicht eingelassen werden. Da aber die bisherigen Karten etwas unansehnlich und eben deßhalb leichter verlierbar sind, so hat der Vorstand dafür gesorgt, daß zweckmäßigere Karten an deren Stelle eingeführt würden. Sie werden an einem noch zu bestimmenden nächsten Tage ausgegeben werden. Weiter, sollte ich meinen, dürfte in dieser Angelegenheit nichts abzumachen seyn. Oder hat einer der Herren noch etwas darüber vorzubringen? —

(Alles still.)

Meine Herren, spricht der Präsident weiter, ich theile Ihnen die nächste Frage mit:

Wie hat sich die Bürgergesellschaft gegen Angriffe zu verhalten, welche in Tagesblättern, häufig mit gänzlicher Entstellung der Wahrheit, gegen sie gemacht werden? —

Bitte um das Wort, Herr Präsident! ruft ein uns bereits wohl bekannter Sprecher. —

Auf einen groben Klotz ein grober Keil! schreit die Stentorstimme dazwischen. —

Ruhig, mein Herr, entgegnet der Präsident, es hat sich Jemand schon vor Ihnen gemeldet. Herr F. hat das Wort. —

Die Bürgergesellschaft, bemerkt Herr F., hat allen und jeden Angriff der bezeichneten Art, komme er, von wem er wolle, und stehe er, in welchem Blatt er wolle, und sey er so beleidigend

und so unwahr, wie er wolle, zu ignoriren, denn solch ein Angriff ist stets und in jeder Hinsicht unter der Würde der Bürgergesellschaft! —

Das heißt den Nagel auf den Kopf treffen! ruft eine Stimme. —

Es lebe der Treffer, und — ein für alle Mal abgemacht! — donnert fast der ganze Saal dazu. —

Wir gehen auf die folgende Frage ein, spricht der Präsident. Sie heißt:

Sollte die bereits vorgekommene Frage wegen der Mahl- und Schlachtsteuer, welche für uns alle von so großer Wichtigkeit ist, nicht noch einmal der Beantwortung unterzogen werden müssen? —

Ich glaube, meine Herren, fährt der Präsident fort, im Namen dieser geehrten Versammlung es aussprechen zu dürfen, daß der von dem werthen Fragesteller nochmals angeregte Gegenstand bereits eine so lebhafte und ausführliche Debatte, und in unserm würdigen Mitbürger Herrn W. eine so gründliche, des allgemeinen Beifalls sich erfreuende Beantwortung gefunden hat, daß es Zeit und Kraft verschwenden hieße, wenn wir noch einmal auf jene Sache eingehen sollten. —

Ist die Versammlung mit mir einverstanden? —

Sie ist es in jeder Hinsicht! ruft Einer; sie ist es vollkommen! stimmt die Versammlung aus voller Stärke mit ein. —

Meine Herren, sagt der Präsident, wir nehmen die nächste Frage zur Beantwortung vor. Es ist diese:

In welchem Verhältnisse steht unsere Bürgergesellschaft zu dem hiesigen Centralvereine für die Unterstützung der arbeitenden Classe, und weßhalb hat dieser Verein so viele Widersacher gefunden? —

Wir müssen uns, meine Herren, erinnert der Präsident, bei Beantwortung dieser Frage ja vor Voreiligkeit in Acht nehmen. Denn so viel ich weiß, finden, was den Centralverein für die Unterstützung der arbeitenden Classe betrifft, immer noch die berathenden Sitzungen statt, welche über die bleibende Constituirung und die Wirksamkeit eines solchen Vereins das Nähere erst festsetzen sollen. Sodann aber auch ist Niemand von uns berufen, auf obige Frage, die, wie Sie, meine Herren, bemerkt haben werden, eigentlich aus zwei Fragen besteht, eine genügende Antwort zu ertheilen, als wer den Sitzungen jenes Vereins unausgesetzt beigewohnt hat.

Wer nun von Ihnen, meine Herren, befindet sich in diesem Falle, um, so weit dieses schon jetzt möglich ist, über jenen Verein etwas Genügendes aussagen zu können, und so unsre Sache zu erledigen? —

Ich bitte um das Wort, Herr Präsident. Mein Name ist M. —

Sie haben das Wort, Herr M., zu beliebigem Gebrauch. —

Ich stimme ganz und gar, beginnt Herr M., dem bei, was der Herr Präsident über die nöthige Vorsicht, um schon jetzt über den Centralverein etwas auszusagen, so eben geäußert hat. Ich bin bei den bisherigen Sitzungen jenes Vereins unausgesetzt gegenwärtig gewesen, und glaube demnach zur ungefähren Beantwortung unserer Frage etwa Folgendes beibringen zu dürfen. — Unsre Bürgergesellschaft befindet sich zu dem in Rede stehenden Centralvereine in dem Verhältniß einer auf freiem geselligem Uebereinkommen beruhenden Gesellschaft zu einer auf Statuten gegründeten Corporation, deren Vorstand daher auch viel ausdrücklicher und vorschriftsmäßiger die Leitung des ganzen Vereins übernommen hat, als dieses von dem Vorstande

der Bürgergesellschaft gesagt werden könnte, die ja eben keine Statuten besitzt. Aber auch die Zwecke, die sich beide Gesellschaften gestellt haben, machen ihren Unterschied völlig klar, und bestimmen demnach ihr Verhältniß zu einander. Der Centralverein nämlich hat die Unterstützung einer außerhalb seines Bestehens vorhandenen Menschen-Classe, die er die arbeitende nennt, zur Absicht; die Bürgergesellschaft dagegen hat ihren Zweck in sich selbst, nämlich in allen denen, die in ihr gegenwärtig sind, die ihr als Mitglieder angehören, so jedoch, daß dieser Zweck keine Unterstützung, sondern eine durch gesellige Mittel, also durch Unterhaltung und Belehrung, zu bewerkstelligende Förderung in der gegenseitigen Anhänglichkeit und Bildung ist. Daher ist denn auch der ganze Verlauf der Wirksamkeit des Centralvereins ein mehr gemessener, ein auf die äußere Noth des Proletariats gerichteter; der Zweck des Centralvereins ist das Wohlthun im engeren Sinne, begleitet von einer gewissen Formalität, ich möchte sagen, von einer gewissen vorschriftsmäßigen Feierlichkeit. Dagegen nun ist der Verlauf der Wirksamkeit der Bürgergesellschaft ein mehr freies Gewährenlassen, ein auf die geistige Mündigkeit des Bürgers gerichteter; der Zweck der Bürgergesellschaft ist das Wohlthun im umfassendsten Sinne, ist die Humanität, begleitet von dem möglichsten Freiseyn von aller Steifheit, von aller Umgangsetiquette. Wenn wir daher im Centralvereine deutlich unterscheiden können, 1) den Gesetz gebenden Körper, das eigentliche Centrum der Gesellschaft, welches die Statuten entwirft, sie publicirt, über deren Beobachtung wacht, den Fonds, aus dem die mildthätigen Gaben bestritten werden, bewahrt, ihn vermehrt, zur Anwendung bringt, und zu gehöriger Zeit allen Mitgliedern über die Verwaltung desselben Auskunft giebt; wenn wir ferner

2) unterscheiden die Gesellschaft selbst, die sich um jenes Centrum herumgebildet hat, und bei den Sitzungen beinahe nur eine passive Rolle spielt, indem sie die Berichte mehr anhört, und nur die Aktivität übt, daß sie die Beisteuer zahlt, und dann und wann auch wohl diesen oder jenen Vorschlag macht; wenn wir endlich unterscheiden 3) das Proletariat oder die außerhalb der Gesellschaft weilende und zu unterstützende Classe der Arbeiter, die sich denn auch zur Gesellschaft völlig passiv verhält, indem sie die Gaben eben nur empfängt; so ist die Gliederung unserer Bürgergesellschaft dagegen eine in keiner Weise so formell und schroff abgestufte, eben daher aber auch eine unendlich reichere, indem hier jedes Bürgerindividuum in sich selbst schon die völlig gleiche Bedeutung mit jedem anderen hat, und doch nur wiefern es dem Ganzen angehört; dann aber auch, indem jedes Individuum der Bürgergesellschaft, wie es ebenbürtig jedem anderen ist, zugleich den Beruf, wenigstens die Freiheit hat, seine Eigenthümlichkeit in der Gesellschaft geltend zu machen, und zwar sich in der Weise handelnd zu bewähren, daß es, worüber es sei, seine Gedanken zur Aeußerung bringt, und dem allgemeinen Gedankenaustausche überliefert. — Uebrigens aber dürfte sich auch schon in den Ausdrücken: Centralverein und Bürgergesellschaft, in der sehr zu unterscheidenden Bedeutung der Ausdrücke Verein und Gesellschaft der Unterschied beider socialen Verbindungen in ihren Principien, in ihrer Wirksamkeit und in ihrem Resultat hinlänglich herausstellen. Die freiere, wirksamere Stellung des Einzelnen findet sich offenbar in der Gesellschaft, die gebundnere, die mehr leidendliche in dem Verein.

Was aber den zweiten Theil unserer Frage betrifft, weßhalb der Centralverein so viele Widersacher gefunden habe, so

hat man schon daran Anstoß genommen, daß von einer arbeitenden Classe im engeren Sinne die Rede sey. Man hat gesagt, die Pflicht der Arbeit sey, namentlich von der gegenwärtigen Zeit, einer jeden Classe zugewiesen, denn nur der solle ferner noch des Genusses sich erfreuen, welcher auch arbeite, und wer da arbeite, der habe auch allein gerechten Anspruch auf den Genuß. So aber wie dort ausschließlich von einer arbeitenden Classe sprechen — worunter man doch die niedere oder das Proletariat verstehe — das sey durchaus unstatthaft, es beweise das immer noch den alten Dünkel und Hochmuth der sogenannten höhern Classen, in denen Einzelne sich sogern einem nichtsthuerischen Lodderleben widmen, um andere für sich arbeiten zu lassen. — Aber auch mit der sogenannten Unterstützung der arbeitenden Classe sey es in so fern ein mißliches Ding, als man aus wiederholter Erfahrung ja wisse, daß mit dergleichen Wohlthätigkeit auf die Länge gar nichts ausgerichtet werde. Im Gegentheil, die Unterstützten würden oft in ihrer Trägheit noch sogar bestärkt, auch sey die Quelle durch dergleichen gar nicht zu stopfen, man müsse das Uebel vielmehr bei der Wurzel angreifen, man müsse den Menschen auf sich selbst stellen, das heißt, er müsse lernen, von seiner eigenen Kraft Gebrauch machen, Lust an der Arbeit gewinnen, unabhängig von der Unterstützung werden, und seine Existenz sich durch Tüchtigkeit selbst sichern. Daher komme vielmehr alles darauf an, die sogenannte arbeitende Classe moralisch zu heben, um sie eben zum Bewußtseyn menschlicher Würde zu bringen, mit dieser zu der Freudigkeit an der Arbeit. Jedes edlere Individuum aus der Classe der Proletarier müßte sich daher von Rechtswegen — und solche Fälle kämen allerdings bereits vor — jede Unterstützung von außen her verbitten, müßte dergleichen als Beleidigung aufnehmen. —

Endlich aber wäre die Constituirung eines Centralvereins zur Unterstützung der letztgenannten Classe auch aus dem Grunde zu verwerfen, weil eine solche Verbindung fast ein Ueberfluß sey, indem eine Menge dieser Vereine bereits bestünden, alle aber hätten bis dahin die Erfahrung gemacht, daß, wie bemerkt, auf dem Wege dem Elende des Pauperismus kein Ende zu machen sey. Uebrigens sey ja die Unterstützung Nothleidender etwas so Lobenswerthes, der menschlichen Natur tief Eingeprägtes, daß auch eine neue Veranstaltung der Art an und für sich sehr anzuerkennen sey. Nur müsse man nicht glauben, mit einem solchen Centralverein etwas Unerhörtes arrangirt zu haben, eben so wenig, als man damit mehr ausrichten werde, als alle die andern Wohlthätigkeitsanstalten bis dahin ausgerichtet hätten. — Dieß, meine Herren, sollte ich meinen, wäre das Wesentlichste von dem, was auf die von dem Herrn Präsidenten verlesene Frage zu antworten wäre, und was auch neulich bei einer öffentlichen Sitzung des Centralvereins zur Sprache gebracht wurde. Nur das erlaube ich mir noch hinzuzusetzen, daß es — um in allem der Wahrheit die Ehre zu geben — Pflicht auch derer ist, welche die Nothwendigkeit eines solchen Centralvereins nicht einräumen können, zu erwähnen, daß der Vorstand desselben in seiner letzten Sitzung ausdrücklich erklärt hat, daß er es keinesweges auf eine bloß äußere Unterstützung der arbeitenden Classe abgesehen habe, sondern daß er auch moralisch gegen die Versunkenheit jener Classe in vegetirende Dumpfheit wirken wolle, was gewiß an dem Centralverein im höchsten Grade geschätzt werden muß. Und so schließe ich noch mit der Bemerkung, daß wir Mitglieder dieser ehrenwerthen Bürgergesellschaft auch für andere, löblichen Zwecken nachstrebende Vereine, also auch für den Centralverein, uns das In-

teresse erhalten müssen, wie es unserer würdig ist, den verschiedensten socialen Bestrebungen einen günstigen Fortgang und das beste Gedeihen zu wünschen. —

Nota bene — ruft unser junger Meister — daß in diesem Punkte die Gewerbefreiheit bleibt, und auch unsre Bürgergesellschaft ihr Metier ungestört ausüben darf. —

Das wollt' ich meinen! rufen drei, vier andere Stimmen. —

Es lebe unsre Bürgergesellschaft! — wieder andere. —

Leben und leben lassen! — ein ganzer Chorus. —

Bitte um Ruhe! — bemerkt der Präsident mit einem gewaltigen Hammerschlage. —

Ich sage Ihnen, Herr M., fährt der Präsident fort, im Namen dieser verehrten Versammlung den verbindlichsten Dank für den ausführlichen Bericht, den Sie uns über den in Erwähnung gebrachten Gegenstand gefälligst gegeben, und uns dadurch eine weitere Debatte erspart haben. — Meine Herren, ich glaube, wir dürfen so die Sache als vollkommen abgemacht betrachten? —

Vollkommen abgemacht! — rufen Hunderte. —

Wir gehen, fährt der Präsident fort, zu der nächsten Frage über. Es ist diese:

Ist es zuzugeben, daß politische Vorträge von unsern Sitzungen ganz auszuschließen seyen, und aus welchen Gründen sollen sie ausgeschlossen werden? —

Meine Herren, erörtert der Präsident, ich halte dafür, daß wir diese in einer Zeit, wie die unsrige, in der That etwas kitzlige Frage mit aller Entschiedenheit dahin beantworten können, daß in so fern allerdings politische Vorträge von unsern Sitzungen ausgeschlossen seyen, als unsere Gesellschaft in keiner

Art einen politischen Zweck hat. Da nun aber, wie oft schon ausgesprochen worden, der Zweck unseres wöchentlichen Zusammenkommens ein geselliger genannt werden muß, aber die Geselligkeit, wie wir sie beabsichtigen, nicht die alltägliche des gedankenlosen Hin- und Herredens, des Karten- und Brettspiels, des bloßen Essens und Trinkens ist, sondern eine solche, die den Geist und seine Interessen nach allen Seiten in Anspruch nimmt, um diese Interessen in einer allgemein faßlichen Sprache auszudrücken und zu befriedigen, so kann es gar nicht ausbleiben, daß auch das Politische in der Reihe unserer Unterhaltungen vorkommen wird. —

Hat einer von den Herren in diesem Punkte noch etwas zu erinnern? —

Ich bitte um das Wort, Herr Präsident, mein Name ist B. —

Verfügen Sie, Herr B., wie es Ihnen beliebt, über das Wort. —

Man kann nach meinem klarsten Beurtheilen, beginnt Herr B., gar nicht das Versprechen abgeben, ohne sich in jedem Augenblicke Lügen zu strafen, daß man, und nun noch besonders in einer Versammlung wie die gegenwärtige, nicht über Politisches sprechen wolle. Denn im Grunde genommen kann überhaupt nichts gesagt werden, was nicht in die Politik gehörte. Und wie ganz und gar unvermeidlich ist nun noch gar für den Bürger das Politische! Der Kaufmann spricht am liebsten von Handelsangelegenheiten, der Soldat von militärischen, der Gelehrte von wissenschaftlichen, der Bürger von politischen, denn was ist der Bürger ohne den Staat, ohne die Politik? Ich bin daher so sehr Bürger, meine Herren, daß ich ganz und gar mit der Politik verwachsen zu seyn mich er-

kläre: ich athme die Politik aus und athme sie ein, ich wache und träume Politik, ich denke Politik, und zwar laut, wenn ich spreche, und denke Politik und zwar still, wenn ich schweige, ich fühle Politik, ich lehre und lerne Politik, kurz, ich mag machen, was ich will, oder man mache mit mir, was man wolle, so wird die Politik aus mir nicht vertrieben werden können. Ich lebe in der Politik, und wenn ich sterbe — die Herren Pietisten werden Zeter schreien — so sterbe ich in der Politik, und bin nun, sogar auch wenn ich todt bin, so wenig politisch todt, als der Welt-Bürger, der Bürger des Reiches Gottes, erst recht der universelle Politicus ist in Vergleich mit dem Erdbürger und dem Bürger irdischer Fürsten! —

Das muß wohl wahr seyn und wahr bleiben! erhebt sich schon wieder eine Stimme. Wenn unser eins das auch nicht so auszudrücken versteht, so fühlt er es doch, daß es sich so verhält, und es thut einem wohl! —

Ja, meine lieben Herren und Brüder — bemerkt der Holzhändler B., wovon das Herz voll ist, davon geht der Mund über! Wenn man so recht von Herzen seine Eltern, sein Weib, seine Kinder lieb hat, so spricht man auch gern von ihnen, und wenn man, wie wir alle, sein Vaterland aufrichtig lieb hat, so spricht man auch gern von seinem Vaterlande, und wenn man alle Menschen, wie wir ja sollen, von Herzen lieb hat, so spricht man auch gern von allen Menschen, und so sprech' ich, meine besten Herren, für meine Person sehr gern von meiner Familie, von meinem Vaterlande und von andern Ländern, in denen auch Menschen wohnen, die meine Brüder sind, und die ich lieb habe, und das ist denn so meine Politik, meine lieben Herrschaften. Und weil wir, meine Brüder, hier gewiß Alle so

denken und fühlen, so kann wohl auch bei uns, in der Bürgergesellschaft, im Gemeindegarten zu Königsberg, so'n Stündchen Politik nicht ausbleiben! —

Es lebe ein Stündchen Politik und wieder ein Stündchen und noch ein Stündchen! schmettern hunderte von Stimmen im Chorus. —

Sie leben! ruft die Versammlung einmüthig. —

Drei Hammerschläge fallen. — Ruhe, meine Herren, Ruhe und Ordnung! schärft auf's Neue mit starkem Affekt der Präsident ein. — Unsre Frage scheint beantwortet. —

Beantwortet, ganz und gar beantwortet ist sie! stimmen Alle bei. —

Meine Herren, fährt der Präsident fort, wir gehen zu unserer zehnten und letzten Frage über. Sie ist folgende:

Wie soll es ferner mit dem Aufbehalten der Hüte und der Mützen bei unsern Zusammenkünften gehalten werden? —

Wünscht einer von den Herren, wendet sich der Präsident an die Versammlung, in dieser Angelegenheit das Wort? —

Ich wünsche, bemerkt Herr W., über das Angeregte etwas zu bemerken. —

Haben Sie die Güte, mein Herr, erwiederte der Präsident, Ihre Mittheilung uns zukommen zu lassen. —

Die Frage, bemerkt Herr W., um deren Beantwortung es sich jetzt handelt, läßt darauf schließen, daß es immer noch ängstliche, in die herrschende Form verliebte Leute giebt, die in jeder Abweichung von dieser Form schon gleich eine Unschicklichkeit erblicken, während doch wahrhaftig, besonders an diesem Orte, sich keineswegen in dem gezogenen Filz oder Deckel die Schicklichkeit zu erkennen giebt, sondern in dem ganzen, aus der Gesinnung herausfließenden Benehmen. Wir bilden hier, meine

Herren, bekanntlich keinen Salon, sondern eine Bürgerversammlung. Hier soll es noch gelten: ein Mann ein Wort, ein Handschlag ein Gruß. Zudem brauchen wir Raum! Sollte nun also dennoch die Höflichkeitsform des stets gezogenen Hutes unter uns beobachtet werden müssen, so würde ich nur gleich, damit nicht eines ganzen Hutes wegen schon ein halbes Mitglied, zwei gezogener Hüte halber ein ganzer Bürger wegbleiben müßte, ich würde nur gleich vorschlagen, den Claque-Hut für unsre Zusammenkünfte mitzubringen. Wahrlich, meine Herren, der Deutsche ist ein seltsames Gemisch von Genie und von Pedant. Es ist wahr, der Deutsche ist überaus erfinderisch, aber er verharrt doch auch im Althergebrachten gar zu gern, und wäre es die leerste Form, bis zur Leblosigkeit einer Mumie. In seinen Briefen verharrt der Deutsche bekanntlich zweimal, und hat deßhalb auch zwei Zeichen für diese Verharrung, den langen Devotionsstrich gleich am Anfange, nach der Anrede, und den langen Devotionsstrich am Ende des Briefes, vor der Unterschrift. Der Deutsche verharrt so sehr in der unterthänigsten Devotion am Ende seines Schreibens, daß er sogar als der gehorsamste Diener darin erstirbt, wie er sich ausdrückt. So verharrt und erstirbt er auch mit dem Hut in der Hand beim Grüßen. Er steht wie eine Salzsäule da, mit gezogener Kopfbedeckung. Er hat die Hand nicht frei, sondern die Hand ist, wie er meint, dazu geschaffen, beim Gruße ununterbrochen den Hut zu halten, und darum eben, weil der Deutsche die Hand nicht frei hat, so handelt er auch so wenig. Man könnte, meine Herren, zwar einwenden, daß das Aufbehalten des Hutes oder der Mütze ja auch ein Verharren sey. Aber es ist doch wenigstens ein mehr sich von selbst verstehendes, bei dem doch also vor allem die Hand frei ist, so daß keine Versteinerung der

Gestalt daraus hervorgeht. Und eben darum, meine Herren, weil wir hier nicht zusammengekommen sind, um in dem althergebrachten Schlendrian zu verharren und zu ersterben, sondern weil wir hier leben, und in allem Guten und Rechten hier auch vorwärts wollen, so wollen wir auch die Hand frei behalten und den Hut auf dem Kopf. In andern Ländern, in England und in Frankreich, in Amerika, nehmen sie deßhalb auch gar keinen Anstand an öffentlichen Orten. — Es könnte indessen, meine Herren, dennoch ein und anderer hier auf die Kopfentblößung so erpicht seyn, daß er daran erinnerte, es sey ja nicht nöthig, den Hut während der ganzen Versammlung in der Hand zu behalten, sondern man könne ihn ja, wie es auch bereits viele unserer anwesenden Mitbürger beobachtet haben, in dem Nebenzimmer zur Aufbewahrung abgeben. Ich erinnere indessen, meine Herren, daran, wie es immer gut in der Welt ist, alles bei sich zu haben, um vorkommenden Falles nicht erst seine Sachen zusammensuchen zu dürfen. Stellen Sie sich vor, meine Herren, es verbreitete sich plötzlich in dieser so überaus zahlreichen Versammlung die Nachricht, daß Feuer in der Stadt ausgebrochen sey. Jeder wollte hinaus, und doch auch erst nach dem Orte, wo er seinen Hut und Stock abgegeben hätte. Welches gefährliche Gedränge würde entstehen und doch nicht einmal zum Zwecke führen. Auch könnte ja in diesem Saale selbst Feuer entstehen. Kurz, ich schlage vor, meine Herren, daß es dabei bleibe, wozu auch von einigen schon der Anfang gemacht worden, daß wir hier, wie es Männern zukommt, dastehen den Hut auf dem Kopf, indem wir, wie ich bereits angedeutet habe, von unserer gegenseitigen Achtung anderweitig zu sehr überzeugt sind, als daß jenes nicht stattfinden sollte. Decken wir uns also, meine Herren, sammt und sonders! —

Wir decken uns! rufen eine Menge Bürger, indem sie ihre Hüte und Mützen aufsetzen. —

Ich bitte um das Wort, Herr Präsident! ruft eine neue Stimme. —

Ihr Name, mein Herr? erwiedert der Präsident. —

(Der Name wird genannt.)

Haben Sie die Gewogenheit, mein Herr, fährt der Präsident fort, von dem Worte nach Wohlgefallen Gebrauch zu machen. —

Ich wollte nur, erwiedert der Angeredete, die kurze Anfrage mir erlauben, ob es nicht zweckmäßiger wäre, daß ein Jeder für den heutigen Abend eine Mütze und nicht einen Hut als Kopfbedeckung mit sich führte, damit der Hintermann im Vorwärtsblicken nicht behindert würde. —

Dagegen werde ich mir erlauben zu protestiren, antwortet der Hutfabrikant Herr E., da ich meinen großen Vortheil davon habe, den mir die Herren, ich bin davon überzeugt, auch von Herzen gönnen, wenn die Hüte tüchtig abgenutzt werden! —

Gut bemerkt! rufen hunderte von Stimmen mit innigem Lachen, sehr gut bemerkt! —

Es leben die Hüte! fällt der Chorus ein. Hüte und nur Hüte sollen mitgebracht, und während der ganzen Versammlung auf dem Kopfe behalten werden! —

Nach mehrmaligen, kräftigen Hammerschlägen bemerkt der Präsident: meine Herren, unser Gegenstand scheint expedirt. —

So ist es! ruft die Versammlung. —

Meine Herren, fährt der Präsident fort, Herr M. wird die Güte haben, die Namen derjenigen laut zu verlesen, welche sich

zunächst zur künftigen Aufnahme in unsre Bürgergesellschaft gemeldet haben. Es sind gegen 200 Personen. —

(Herr M. liest die Namen von der Liste ab. — Nachdem er geendet, bemerkt der Präsident weiter:)

Aus Mangel an Raum, meine Herren, kann natürlich vor der Hand Niemand der verlesenen Herren Interessenten zur Aufnahme gelangen. Sobald indessen durch Abgang gegenwärtiger Mitglieder Vakanzen entstehen, sollen diejenigen Herren, welche sich von jenen Bewerbern zuerst gemeldet haben, auf der Stelle bedacht werden. Auch wird der mit jeder Woche sich mehrende Zudrang zu unserer Bürgergesellschaft uns um so dringender bestimmen, den Bau der Bürgerhalle zu beschleunigen. —

Meine Herren, zeigt der Präsident der Versammlung an, die Debatte ist beendigt; wir gehen demnach zur Conversation über! — Einige der Herren Sänger werden uns aber erst mit einem Vortrage erfreuen. —

Ein reich besetzter Sänger-Chor, der rechts vom Katheder, von unserem Standpunkt aus, auf einer tribünenartigen Erhöhung sich aufgestellt hat, führt, von den Tönen eines Fortepiano's begleitet, ein herrliches Gesangstück aus. Die Töne sind auch jetzt wieder der glückliche Ausdruck allgemeiner Volkslust und wenn auch dann und wann eine Partie eintritt, die etwas Wehmüthiges, etwas Klagendes ausspricht, eine Partie, in welcher all' das Niederhaltende, all' die traurige Zerrissenheit, kurz das mächtige Pathos unserer Zeit mit anklingt, welches die ernsteren und sinnigeren Zeitgenossen gegenwärtig nicht selten fast bewältigt, so siegt in jenen Tönen doch in zukunftsvoller Fröhlichkeit sogleich wieder der Jubel, und wird in hinreißender Weise das treue Herzensbekenntniß all' des Muthes, all' der Hoffnung und Seligkeit, die hier versammelt sind. —

Der Gesang schweigt, das donnernde Bravo so vieler hunderte von Menschen erschallt, und geht nun in ein wie Wellen durch einander brandendes Gebrause von Gespräch, von Ausruf, von Begrüßung und Verabschiedung, von Husten und Lachen über. —

Es beginnt jetzt in der ganzen Versammlung eine seltsam stockende Bewegung. Man will seinen Ort verlassen, und kann es noch nicht. Man will sich wenigstens setzen, um abzuwarten, und kann es noch nicht. Man hebt die Füße und hebt sie wieder. Man ficht mit den Elbogen, diesen Steuerrudern in einem Volkstumult, und muß aus Mangel an Raum sie wieder sinken lassen. Obgleich die Debatte längst aufgehoben ist, so sieht man doch, so weit das Auge nur reicht, noch nichts als eine stehende, stockende, compakt zusammengedrückte Menschenmasse, und zwar nach beiden Seiten der Ausgänge zu. — Die Conversation soll beginnen, nach der Aufforderung des Präsidenten, aber wer in aller Welt kann hier conversiren? —

Endlich, endlich spürt man denn doch etwas von leisestem Luftzug, wie von einer geöffneten Thür her. Dabei indessen bleibt es auch zunächst. Nun aber tritt doch auf einmal wieder eine kleine Auflockerung ein. Hier, da, dort beginnt ein unscheinbares Rücken und Fortrücken. Es steht aber schon wieder, und steht jetzt unerbittlich stockender als je. Plötzlich kommt von Südwest über dieses Menschenmeer herüber ein Schub. Vorn muß eine bedeutende Ausmündung zur Thür hinaus stattgefunden haben, denn, man weiß nicht, wie einem geschieht, man wird durch jenen Schub mit hundert anderen Kameraden im Nu eine ganze Strecke weit fortgerafft. Nun steht aber auch alles schon wieder eben wie vorher. Es ist zum Verzweifeln. Eine sengende Hitze. Man lebt wie unter dem Aequator. Ein neuer

Stoß kommt, dieses Mal mehr vom Süden herüber. Er theilt sich, indem er uns erfaßt, in zwei Richtungen, und es erfolgt nun wirklich eine allgemeine Auflösung, und in zwei neben einander fortgehenden Strömungen, die eine her, die andere hin, bewegt sich nun wirklich die ganze Versammlung. —

Jetzt erst empfängt man eine recht übersichtliche Vorstellung von der Größe dieser Gesellschaft. Hundert von Menschen haben bereits den Saal geräumt, hundert und darüber drängen sich nach den Ausgängen, und verlassen ununterbrochen das Zimmer, und doch ist das Lokal immer noch zahlreich erfüllt. Jetzt erst, da doch einigermaßen Raum zur Ausbreitung gewonnen ist, treffen die Bekannten auf einander. Leute, die sich bei der Größe der Stadt, bei dem weit aus einander führenden Gange des Geschäftslebens Monate lang nicht gesehen haben, sie finden sich hier zusammen. Leute, die sich bis dahin nur vom Hörensagen oder vom bloß zufälligen Sehen gekannt, auch wohl Vorurtheile gegen einander gehabt, sie kommen hier in ein sehr ausführliches Gespräch mit einander, berichtigen ihren Irrthum, werden gegenseitig vertraut, und gewinnen sich auf bleibende Weise lieb. —

Indessen ist jetzt die ganze Gesellschaft so zu sagen auf den Beinen. Diejenigen, welche noch an der Conversation Theil nehmen wollen — und deren ist eine sehr große Zahl — denken vor allem daran, sich erst zu restauriren. —

Wie? also auch Sie hier? — hört man einander zurufen. — Das war doch wieder einmal, ruft ein anderer, Stärkung für eine ganze Woche! — Ja, wahrhaftig für eine ganze Woche, entgegnet der Nachbar, man freut sich auch wahrlich die ganzen acht Tage auf den Montag! — Sie werden doch nicht gar schon nach Hause gehen? fragt der nächste Bürger den Freund —; be-

hüte Gott, antwortet dieser, nur will ich erst eine kleine Herzstärkung zu mir nehmen. —

An das Büffet ist gar nicht heran zu gelangen. Die Table d'hôte ist Stuhl an Stuhl besetzt. Eine Menge kleiner, viereckiger Tische, gegenüber, sind ebenfalls von Schmausenden und Trinkenden eingenommen, an allen Seiten und Ecken. Dort kommt so eben ein Präsentir-Teller an, dessen bloßer Anblick schon einem bei einem Mäßigkeitsverein angestellten Prediger das complete Entsetzen vor der Hölle beibringen müßte, um der Gesellschaft sogleich eine Bußpredigt zu halten. Denn wer anders befindet sich wohl auf besagtem Präsentirteller als die Feuergeister des Grog's und des Punsches, wozwischen eine kleine Flasche baiersches Bier wie eine wahre Kinderunschuld und Tugendmilch hervorsieht. Aber die Bürger des Königsberger Gemeindegartens, die tüchtigen, nordischen Naturen, sie greifen alle nach den funkelnden Grog- und Punschgläsern, und die kleine baiersche bleibt sitzen, und bekommt richtig keinen Mann. —

Wenn man nun diese ganze mächtige Bürgerversammlung bis auf die einzelnen kräftigen Gestalten hin durchmustert, so sind es unseres Erachtens vorzüglich zwei bedeutende Eindrücke, die man empfängt, einmal der Eindruck von dem wirklich großstädtischen Vereinsleben Königsbergs, und dann wieder der Eindruck von der alles durchdringenden und umbildenden Macht des gegenwärtigen Zeitgeistes.

Was den ersten Eindruck betrifft, so bemerken wir in dieser Bürgergesellschaft außer den Ostpreußen auch Kurländer, Polen, Lithauer, Westpreußen, Pommern, Schlesier, Märker, Sachsen, Baiern, Würtemberger, Badener, Rheinländer, Oestreicher, Schweizer, und wenn wir in Betreff jenes zweiten Eindrucks auf die Sprache, auf die Kleidung, auf die Physiognomieen

achten, so stellt sich uns hier eben jener moderne Typus der Einheit heraus, der, ungeachtet aller Verschmelzung, doch das Mannichfaltige der individuellen Eigenthümlichkeit nicht zu unterdrücken vermag. Das Hochdeutsche, und zwar ein reines Hochdeutsch, siegt immer entschiedener über alles Platte, welches früher der Handwerker bekanntlich in der Regel sprach, ja das Hochdeutsche siegt sogar über den Provinzial-Dialekt. Aber auch alles früher so Abgrenzende der Tracht verschwindet in eine, man kann es nicht läugnen, geschmackvolle Eleganz, so daß der Handwerker sich in keiner Weise mehr, auch was das Detail der Kleidung angeht, von den übrigen Ständen unterscheidet. Die Nachtheile einer solchen Verallgemeinerung des Costüms haben wir schon früher besprochen, so wie wir auch der Vorzüge gedacht. Endlich aber ist Anerkennenswerthes auch von den Gesichtern zu sagen. Der deutsche Grundton der Physiognomie tritt immer reiner, immer übereinstimmender hervor, wobei sich der Ausdruck des Individuellen, des Eigenthümlichen zumal in einem festen Beruhen auf sich, in einer Selbstständigkeit des Verstandes kund giebt und unendlich nüancirt. Und selbst der Schönheitssinn, der Geschmack erhält sich bei allen im Durchschnitt auf einem gewissen Niveau der Uebereinstimmung, bis auf die Zierlichkeit und Nettigkeit der Toilette, mit der der junge Handwerker jetzt eben so malerisch seinen Bart zu stutzen weiß, wie irgend ein anderer.

Wir betrachten das alles als ein sehr günstiges Zeichen der Zeit, obwohl wir die kleinlichen Bedenken alle sehr wohl kennen, welche hypochondrische Pedanten und vor allem eingebildete Gecken beim Wahrnehmen der angedeuteten Erscheinung zu haben pflegen. Die ohne Gottlosigkeit nun einmal nicht zu läugnende Gleichheit der Menschenwürde muß sich auch äußern,

und auch in der Sprache, in der Kleidung, in der Haltung, im Geschmack sich erkennen lassen, wenn sie sich allerdings auch schon früher in viel Wichtigerem an den Tag bringen muß. Und erst wenn diese Menschenwürde in Jedem wenigstens einigermaßen selbstständig hervortritt, erst dann ist von einem Volke Großes zu erwarten, erst dann ist ihm wahre Nationalität beizumessen.

Doch — wir wenden uns wieder zu unserer Versammlung. —

Es wird auch in der Mitte des Saales schon wieder sehr lebendig. Die meisten haben sich bereits auf's Beste restaurirt. Nur einige, die bis dahin noch nicht heranzukommen vermochten, lösen die Aufstehenden ab, und setzen sich an die Tische, um nunmehr ebenfalls ihr Abendbrod zu sich zu nehmen. Die Gesättigten sind jetzt wieder um so thatlustiger zur Unterhaltung. Die Cigarren dampfen auf's Frischeste. Die Einzelnen treten zu munterem Zwiegespräche zusammen. Ueberall, wohin man nur sieht, bilden sich Gruppen, ja an mehreren Punkten sieht man große Kreise sich schaaren, als würden verschiedene Parolen hier ausgegeben, Kreise, in deren Mitte die Vortragenden stehen, so daß schon wieder die lebhafteste Debatte im Gange ist.

Immer mehrere der Neugierigen stellen sich an diese Kreise heran, und möchten so gern hineindringen, um zu hören, welche Verhandlungen daselbst vor sich gehen. Ein lautes, ausgelassen fröhliches Lachen erschallt. Man giebt seinen Beifall auf's Stärkste zu erkennen. Man bittet sich die Geschichte, die Anekdote, den Witz, das Gedicht noch einmal aus. Wiederum unendliches Lachen und Beifallrufen. Einige der Kreise lösen sich auf. Das behaglichste Lebensgefühl, die glücklichste Seelenstimmung sieht man allen Gesichtern an. Es verbreitet sich eine Art geheimnißvoller Erwartung über die ganze Gesellschaft. Man

ist höchst gespannt, ob der Dinge, die da kommen werden. Man tritt näher, man steckt die Köpfe zusammen, man ergeht sich in tausend Vermuthungen, man fragt, man lauscht, man bringt endlich heraus, was vorbereitet werde, was los sei, oder glaubt doch wenigstens, es herausgebracht zu haben. — —

Selbst die immer noch mit großen Ladungen hin und her eilenden Diener werden unwillkürlich aus dem Mechanismus ihres Geschäfts herausgerissen, und horchen auf das, was hier vorgeht, was jetzt wohl kommen werde! Da steht ein solcher Marqueur zwei Schritte von uns, die Serviette über den Arm geschlagen, mit der Servirung eines vollständigen Abendbrodes auf dem Brette. Es giebt ein allerliebstes Genrebild. Unser Marqueur ist versteinert vor Neugierde. Er hat seines Amtes vergessen.

Wenn plötzlich durch ein politisches Erdbeben diese Königsberger Bürgerversammlung des altstädtischen Gemeindegartens verschüttet würde, und man sie nach einigen Jahrhunderten, wohl erhalten, wie Herculanum und Pompeji, aus der Erde grübe, so würde wahrscheinlich bezeichneter Marqueur, den man in dieser Stellung noch fände, zu besondern Studien und spitzfindigen Vermuthungen dem Alterthumsforscher, vielleicht auch der Polizei, Anlaß geben. Man würde sich vielfach bemühen, gelehrt oder ordnungsmäßig herauszubringen, was diese vielen Menschen hier eigentlich wohl gewollt haben, ob es ein Eß- oder ein Ballsaal, ob dieser ganze Complex ein Gasthausleben oder ein Picknick oder ein Volksfest gewesen. Besonders würde ein Handschuh, den, im Moment der Verschüttung, ein auf der Bank stehender Bürger seinem Nachbar zum Fehdehandschuh an die Erde werfen wollte, und der im Erbeben des Erdbodens

durch Vibration auf den Fricassée-Teller besagten Marqueurs gefallen, selbst den Chemikern viel zu schaffen machen. Alle würden den in der Sauce und vor Alter zusammengeschrumpften Handschuh für ein gewesenes Stück Braten, die Einen für einen früheren Fasan, die andern offenbar für ein ostseeisches Birkhuhn erklären, und der einstige Fehdehandschuh würde nochmals zum Fehdehandschuh werden. Die Polizei des künftigen Jahrhunderts, die billigerweise, da doch alles mit der Zeit sich vervollkommnet, noch viel feinspüriger seyn muß, als eine frühere, wird aus dem politischen Ausdruck des wohlerhaltenen Marqueur-Gesichts mit Entschiedenheit, nach langer Untersuchung, endlich herausbringen, daß in diesem Lokal ein politischer Club versammelt gewesen seyn müsse, und also doch vorbeitreffen. —

Unterdessen schaaren sich viele Abtheilungen der Bürger immer dichter zusammen. Einige steigen auf die Stühle, die Bänke, die Tische, um einen weiteren Ueberblick zu haben. Gedruckte Zettel werden ausgetheilt. Man versucht die Stimmen. Das Clavier giebt verschiedene Akkorde an. Es erklingt das Präludium. Drauf erschallt folgender Gesang, der allmählig vollstimmiger wird, indem immer neue Gruppen der Anwesenden in die allgemein ansprechende Melodie mit einfallen:

„Das Leben blüht, die Welt ist noch die alte,
Und unsre Augen schauen froh hinein:
Denn, wie sich auch die schwarze Nacht gestalte,
Die Sonne kommt, und Licht muß wieder seyn; —
So oft sie auch mag schwinden,
Sie wird uns wieder finden,
Der gold'nen Sonne sey drum erster Preis,
Die Nacht und Dunkel zu verjagen weiß.

Wir sind vereint, nicht um den Stein der Weisen
Mit Diogen's Laterne zu erspähn,
Wir lassen gern die Grillenjäger reisen,
Die Jahr und Tag bei einem Steine stehn.
Wir wollen rascher weiter,
Froh Muth ist unser Leiter,
Wir fragen nicht, wie tief der Weisheit Meer,
Führt's uns nur das, was recht und nützlich, her.

Was kümmern uns die hohen Potentaten,
Die über uns auf gold'nen Thronen stehn, —
Erst auf des eig'nen Fleißes Müh'n und Saaten
Laßt Freunde uns mit klugen Blicken sehn;
Doch steigt zum Wohl der Brüder
Ein Heil von oben nieder,
Was mehr als Pflicht, was Menschenliebe gab,
Dann, wahrlich, nehmen wir die Mütze ab.

Nie soll ein Titel unser Herz bethören,
Nein, unsre Liebe sey stets frei und rein!
Den Braven soll sie überall verehren,
Und mag er brav im Bettelkleide seyn.
Die Wackern mögen leben!
Die für das Gute streben,
Hier gilt nicht Kron', nicht Scepter, Stern und Band,
Der Beste nur ist Fürst im Herzenland.

Nicht Volkesfeinde dürfen hier sich zeigen,
Kein Volksverräther halte bei uns Stand;
Hier gilt kein Munkeln, kein verdächtig Schweigen,
Wort, Herz und Sinn sey alles gleich zur Hand;
Um kritische Gedanken
Laßt sich die Weisen zanken,
Doch gilt's ein Handeln drum für Gut und Recht,
Dann nicht gezagt, dann munter in's Gefecht!

Laßt Hand in Hand uns inniglich verbinden
Zu wackerm Thun, in fröhlichem Verein,
Der Funke mag zur Flamme sich entzünden,
Und Gutes mag stets ihre Nahrung seyn.
Zieh' Herz an Herz sich enger!
Das Band sich immer länger,
So muthig vorwärts in den Sturm der Zeit!
Viel fester steht sich's Mann an Mann gereiht."

Dieser Gesang hat der ganzen Versammlung außerordentlich wohlgethan. Man hat sich durch ihn so recht aus Herzens Grund in einer allgemeinen Verbrüderung zusammengefunden. Auch ist es von besonderer Wirkung, zu vernehmen, daß der Text zu diesem ergreifend componirten Liede recht eigentlich aus dem Volke stammt. Ein Maler-Gehilfe in Berlin, Namens W. Steinhäuser, hat ihn gedichtet, und zwar „zur Einweihung des neuen Versammlungs-Lokals des Berlinischen Handwerkervereins (am 28. Juni 1844)." —

So reichen sich im Geiste die Bürger verschiedener Städte schon die Hand, so klingen ihre Stimmen schon zu einem großen socialen Hymnus, der die nahe Zukunft begrüßt, zusammen, so wird eine Begeisterung wach aber auch laut, die allerdings der allgemeinen Freiheit gilt, der allgemeinen Menschenwürde, aber diese Begeisterung ist nicht, wie der knechtische Leumund es so absichtlich und gern zu entstellen pflegt, ein Frevel gegen das gemeinsame deutsche Vaterland, er ist vielmehr eine Verherrlichung desselben, mit der freilich keine Wuth gegen die Franzosen oder überhaupt gegen die Ausländer sich verträgt, wiefern diese natürlich selbst eine gleich ehrenwerthe Gesinnung hegen.

Was aber unser obiges Lied betrifft, so werden sie wieder kommen die Mückenseiher einer trocknen, altklugen Gelehrsamkeit,

die Zwittergeschöpfe vornehmer Halbbildung, sie werden kommen, und an dem Text unseres Liedes herummäkeln, daß er nicht im Verse correkt, daß er im Sinne nicht poetisch sey. Sie aber, diese Mäkler, sind und bleiben doch vorzugsweise die Impotenten in aller Poesie und Prosa. In Ansehung jenes Textes jedoch sey nur das ihnen gesagt, daß schon dieses die Poesie desselben ist, daß er ganz abgesehen von seiner Musik, so allgemein Hunderte und wieder Hunderte ergreifen, und in eine andere Wirklichkeit — die keinesweges utopisch ist — hineinversetzen konnte, als die ist, in welcher jeder hinter seinem Stuhl einen Bedienten hat, und jeder freie Genuß nur durch einen sklavischen Dienst erkauft wird.

Aber — Poesie und Musik selbst geben uns in ihrer schönen künstlerischen Verschlingung sogleich den Beweis, daß in dieser würdigen Versammlung überhaupt eine allgemein deutsche Verbrüderung gemeint sey, daß man harmlos, wie produktiv und empfänglich genug sey, um sich auch an jeder andern nationalen Eigenthümlichkeit, als die eigene ist, zu erfreuen.

Denn plötzlich vernehmen wir eine ganz neue musikalische Scenenverwandlung. Es giebt hier lebende Bilder, von Poesie und Musik zugleich in Scene gebracht. Es giebt hier ein hinreißendes Drama aus den Freuden und Leiden des Volkslebens. Alle Affekte spielen hier mit, sind selbst die Acteure und die Actricen. Und dieß alles die Wirkung eines einzigen Sängers! Dieß alles in einfachen Tönen und Worten hingehaucht!

Der Sänger versetzt uns mit außerordentlicher Sinnigkeit mitten in das Behagen der Wienerischen Volkslust. Die Worte seiner Durchführung wetteifern an Lieblichkeit mit den Tönen, und keines von beiden kann das andere übertreffen, denn beide sind gleich vortrefflich.

Ein ganzer Liebes-Roman mit all' seinen Abenteuern und Genüssen, mit all' seinen Intriguen und all' seiner Sinnengluth, mit seinen tausend Naivetäten und Neckereien und burlesken Einfällen, mit seiner Derbheit und Schwärmerei und Phantastik, spielt sich vor unsern Ohren — ja vor unsern Augen, denn wir glauben die handelnden Personen vor uns zu sehen — mit unendlicher Anmuth ab. Der Strauß und wieder der Strauß mit der Allmacht seiner Tanzmusik! Und die Madel und die Bursche, und selbst die Väter und die Mütter drehen sich, daß es ein Schick hat!

Und wie sich das alles zu immer neuen, immer verschlungneren, immer wilderen Walzern formirt, und wie das junge Volk all' das Leben und die Liebe in seinen Adern fühlt, und wie es ihm in den Füßen wirbelt, und wie man einander Schabernack macht, und wie der eine die Braut, der andere den Korb davonträgt; das alles, und wie vieles noch sonst von all' dem süßen Wienerischen Vollglück bringt der Sänger uns nah und vor Augen. Wir glauben dicht vor den Brettern des Leopoldstädter Theaters, wir glauben mitten im Prater oder im Volksgarten zu seyn.

Ja der Strauß und wieder der Strauß! heißt es in diesen Tönen und Worten. Und uns selbst thut er es an, der Strauß, wir sind wie verzaubert, und die süße Wienerische Mundart schmeichelt sich in unser Ohr, daß wir zu thun haben, um auf den Füßen zu stehn, und nicht auch den Wirbel der tollen Lust mit allen Gliedern zu schlagen.

Und alle schauen so befriedigt und der Wirklichkeit entrückt darein, und alle lächeln und lachen so wohlgefällig und freudetrunken, als wäre jeder selbst der vom Glücke verfolgte Liebesheld in diesem Roman, und alle Politik und alle die socialen

Fragen und Antworten sind einstweilen vergessen, und alle Männer dieser Versammlung schreien und jubeln und toben: da capo, da capo! als der Sänger schweigt; und er mag wollen oder nicht, er muß wirklich noch einmal hindurch durch diesen ganzen Reigen klagender und frohlockender, schelmischer und rasender Töne.

Ja, das ist alles der Strauß und wieder der Strauß, der allen, weß Landes und Standes sie sind, das angethan hat! —

Das Merkwürdigste und Bewunderungswürdigste aber an dieser ganzen Scene und Wirkung scheint uns dieses zu seyn, daß das alles hier in Königsberg ein Akt der Kunst in dem Sänger und ein Resultat der Empfänglichkeit in den Zuhörern ist, daß es das Vermögen ist, sich fremde Zustände und andere Naturen zu produciren und sich in dieselben hineinzuversetzen, um durch die Elasticität der Phantasie alle die Unterschiede des Klima's, der Sitte, der Verfassung, der nationalen Individualität zu überfliegen, und das Fremde darzustellen und zu empfangen, als wär' es das Eigenste, da es ja auch in der That alles das Deutsche ist. So daß auch hier wieder der Geist und seine Macht über die Schranke der bloßen Heimath den Triumph feiert.

Das schien denn auch — den Mangel des materiellen Vollglücks übrigens keinesweges vergessend — der Bruder Wiener zu fühlen. Weisch Gott, rief er voll Enthusiasmus aus, indem er den Dampf seiner Cigarre kräuselnd in die Luft blies, hier isch mehr denn Strauß un Lanner! Gäbsch hier au no gebackne Hänerl, so wär hier wahrlich Sperl in Floribus! —

Nota bene, stimmte ihm unser junger Meister bei, daß sie bei uns das Metier verstünden, die Hähnerl auch eben so gut zu backen, und die Kröpferl dazu, wie bei Euch! —

Doch — wer könnte oder wollte sich dennoch, wenn anders

der Geist eines Volkes erst einmal das ganze Gebiet der ihm zukommenden Interessen und Rechte ausgemessen und in Erfahrung gebracht hat, wer wollte sich dennoch in der Naivetät des sinnlichen Behagens, in der Romantik der Sehnsucht und Liebe auf die Länge hin absperren lassen? Nachdem noch einige mit ähnlicher Lebhaftigkeit durchgeführte Gesangweisen uns nach Tyrol und in die Schweiz versetzt hatten, brannten, wie es nicht ausbleiben konnte, von den Schweizerbergen in hellen Jodel-Tönen tausend Freiheits-Feuer auf. Diese Freiheitslieder unseres edeln Sängerchors waren die Signale für eine neue Wendung der Conversation, sie riefen in der Versammlung wieder alle Tagesfragen, alle Anliegen des Nachdenkens wach. Die Unterhaltung der mannichfaltigsten Gespräche durchrauschte auf's Neue den Saal, und bildete Gruppe an Gruppe, in deren jeder ein andederes und doch dem allgemeinen Geiste entsprechendes Thema abgehandelt wurde. —

Meine Herren — hören wir aus einem der nächsten Kreise eine edle, gebildete Stimme sehr vernehmlich heraus erschallen — meine Herren, giebt es denn eine größere Rechtfertigung und Genugthuung für uns hier, als daß wir all' den Berichten, die über uns in öffentlichen Blättern und höchst wahrscheinlich auch mündlich abgegeben werden, den einfachen Sach- und Thatbestand entgegen zu setzen haben? Dieser Sach- und Thatbestand aber, meine Herren, ist, wie wir alle nicht läugnen können, von der Art, daß er schon an und für sich ein rühmenswerther, ein sittlicher, ein solcher genannt werden muß, welcher die Treue des Bürgers auf's Schönste bewährt, die innigste Liebe zu seinem Vaterlande. Oder hört diese Vaterlandsliebe etwa auf Liebe und Tugend zu seyn, wenn sie nicht mehr auf kriechender Unterthänigkeit beruht, sondern auf Ueberzeugung, auf Gewissenhaftigkeit,

auf Bildungsbeflissenheit? Aber, meine Herren, der Sach- und Thatbestand sämmtlicher Verhandlungen in der Königsberger Bürgergesellschaft erscheint erst recht in seinem vollen Glanze, wenn man ihn einfach mit dem Inhalte jener schleichenden, finstern Denunciationen vergleicht, die über uns stattgefunden haben. Was wollen wir denn mehr, als daß alle diese Denunciationen das Gegentheil von dem aussagen, was uns beseelt, was wir gesprochen, was von uns hier gerechtfertigt worden ist. Wenn doch einer der Herren, die Zeit genug haben, solche Denunciationen anzuhören oder zu lesen, Leichtgläubigkeit genug, ihnen zu trauen, wenn doch einer dieser Herren dafür es lieber einmal vorzöge, hier mitten unter uns zu erscheinen, einen Abend mit uns zuzubringen. Man pflegt doch sonst, wo es einem darum zu thun ist, hinter die Wahrheit zu kommen, nicht bloß auf Hörensagen zu vertrauen oder gar zu behaupten; man pflegt doch sonst an Ort und Stelle zu beobachten! —

Das ist es, was Sie da andeuten — erwiedert ein Anderer — darauf allerdings kommt es an, auf den Thatbestand. Was ist doch aber der Thatbestand? Er ist die Wahrheit. Ja, meine Herren, wir haben auf nichts anderes in Betreff aller Anschuldigungen, die etwa gegen uns ergehen, in Betreff unseres künftigen Schicksals, Acht zu geben, als auf die Wahrheit. Haben wir die Gesinnung, die man uns beimißt oder nicht? verfolgen wir die Tendenzen, die man uns nachsagt oder nicht? Nein, meine Herren, es ist ganz entschieden beides nicht der Fall, denn — an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Wonach hat man denn aber unsere Gesinnung, unsere Tendenzen und somit unsere Früchte zu beurtheilen? Nach dem, was hier im Durchschnitte gesprochen, nach dem, wie hier gehandelt worden ist, und nach nichts anderem. Nach dem, was sich unter uns,

im Vorstand und in der öffentlichen Meinung der ganzen Versammlung über das Gesprochene und Gehandelte für ein Urtheil zu erkennen gegeben hat. Denn das, meine Herren, wäre denn doch wohl eine himmelschreiende Ungerechtigkeit, wenn man uns Einzelne, wenn man den Vorstand, wenn man die ganze Versammlung für jede einzelne Aeußerung verantwortlich machen wollte, die in einer Gesellschaft von so vielen hunderten von Personen auch einmal vorgekommen ist! Macht man denn etwa an andere Gesellschaften solche Anforderungen? macht man sie an sich selbst im geselligen Leben? Wir können aber nicht allein mit gutem Gewissen auf die positiv sittlichen, durch und durch gesetzmäßigen Aeußerungen hinweisen, welche von dieser ehrenwerthen Versammlung in Prosa und Vers, in Vortrag, Debatte und Conversation ausgegangen sind, wir dürfen und müssen auch, der Wahrheit gemäß, ausdrücklich darauf hinweisen, daß wo einmal etwas Excessives vorgekommen ist, der Vorstand seine Mißbilligung laut ausgesprochen, die Versammlung die Ungehörigkeit laut gerügt hat. —

Sie erwähnten vorhin — erhebt sich ein Dritter — das Wort gesetzmäßig. Ja, das Gesetzmäßige, das Gesetzliche, das bestehende Gesetz möchte auch wohl, außer dem schon erwähnten Thatbestande und der Wahrheit, unser fortwährendes Augenmerk verdienen. Wir haben in dieser ehrenwerthen Versammlung unsere Aeußerungen in Wort und Handlung vor allem auch immer so durchzuführen, daß sie vor dem Gesetze bestehen dürfen, daß wir uns in keiner Weise den Vorwurf zu machen brauchen, das Gesetz in irgend einer Beziehung verletzt zu haben, nicht immer auch gesetzlich im Rechte gewesen zu seyn. Doch — ich wüßte eben nicht, was wir uns in dieser Hinsicht vorzuwerfen hätten. —

Aber — schließt sich dem Gespräche ein Vierter an — wir wollen doch auch, meine Herren, wie es dem wackeren Menschen und Bürger geziemt, keineswegs schon so ganz mit uns selbst zufrieden seyn, daß wir nicht auch für die Zukunft gute Entschlüsse fassen sollten. Wir finden ja eben dasjenige Urtheil unmenschlich, welches einzelner Fehltritte halber gleich den ganzen Menschen oder gar eine ganze Versammlung verdammt. Wir finden, sage ich, ein solches Urtheil unmenschlich, weil schon von vorn herein sogar angenommen werden muß, daß, wo Menschen zusammenkommen, daß da auch gefehlt werden wird. So ist es denn, meine Herren, allein unserer würdig, einzugestehen, daß auch wir in diesem und jenem Punkte sicherlich gefehlt haben werden, aber eben so auch zu behaupten, daß wir deßhalb noch in keiner Weise zu verurtheilen seyen, daß wir aber gemeinsam darauf halten wollen, daß jener Fehler, die uns ereilt haben, immer weniger werden. Und so glaube ich denn auch, was die von einem meiner werthen Mitbürger vor einigen Augenblicken in Erinnerung gebrachte Wahrheit angeht, auf die uns alles ankommen solle, hier aussprechen zu müssen, daß vor allem auch das zur Wahrheit gehört, gegen den Gegner wahr zu seyn, auch dem Gegner die Wahrheit zu lassen, ihm in den Punkten Recht zu geben, in welchen er etwa Recht haben sollte. Es gehört Muth, meine Herren, es gehört Charakter, es gehört besonders die absolute Gewißheit dazu, daß ehrlich am längsten währt, daß die Wahrheit auf die Länge immer den Sieg davon trägt. Aber dieser Muth, dieser Charakter, diese Gewißheit gehören auch zur wahren Freisinnigkeit, und wir Bürger, meine Herren, müßten erröthen von Liberalität zu sprechen, wenn wir in jenen Tugenden uns nicht bewähren, wenn wir nicht, was uns darin noch etwa mangelte, nachholen sollten.

Es ist daher, meine Herren, zweifelsohne eine der hohen sittlichen Aufgaben, welche zur Lösung an den liberalen Bürger gebracht werden, nie Gleiches mit Gleichem zu vergelten, nie auf die Lüge die Lüge zu entgegnen, sondern immer auf das freche Haupt des Lügners die feurige Kohle der Wahrheit zu sammeln. So, meine Herren, müssen wir auch in unsern Berichten über unsere Gegner, über den Vorgang einzelner Ereignisse, die ihn betreffen, durchaus wahr seyn, das heißt, wir müssen stets den vollständigen Vorgang erwähnen, nicht etwa nur einen Extrakt daraus nehmen, wie er einigen von uns etwa munden, wie er Schadenfreude, wie er für uns einen augenblicklichen Vortheil herbeiführen könnte. Nein, meine Herren, die halbe Wahrheit sagen, heißt schon immer die ganze Lüge zur Welt bringen, und eine neue Bosheit noch dazu; auf dem Wege der halben Wahrheit einen augenblicklichen Vortheil erringen, heißt sich selbst und noch dazu zu einem unmoralischen Narren machen, und so sich um den ganzen Sieg betrügen. Wer mündig ist, oder wer wenigstens doch darnach strebt, mündig zu werden, der, meine Herren, muß stark genug seyn, die ganze Wahrheit zu sagen, und die ganze Wahrheit auch auszuhalten, und in allem und in jedem der Wahrheit die Ehre zu geben. —

Sie sprechen, meine Herren — bemerkt Jemand, der so eben von außen her in den Kreis dieses immer neue Zuhörer um sich sammelnden Gesprächs hereinbringt — Sie sprechen da, wie ich vernehme, von Mündigkeit. Ich muß Ihnen gestehen, daß, so oft ich dieses Wort Mündigkeit bereits seit einer längeren Periode höre, immer ein gewisser Schauer mich durchzuckt, indem ich bei diesem Worte beinahe, verzeihen Sie es mir, meinen Glauben an die Aufrichtigkeit der Menschen eingebüßt habe. Oder haben nicht auch Sie, meine Herren, vor einigen Jahren, als sich zuerst in

Deutschland wieder ein freierer Geist, ein frischeres Interesse für öffentliche Angelegenheiten unter uns zu regen begann, als man aber erst noch wenig mehr als nur einige specielle Wünsche von Seiten jenes freieren Geistes äußeren hörte, haben nicht auch Sie damals gewisse Leute bis zum Ueberdruß wiederholen hören, das sey schon alles recht schön und löblich mit solchen Forderungen, wie sie gemacht würden, mit dem Bemühen um den Fortschritt überhaupt, nur könne dergleichen doch in keiner Weise schon jetzt gewährt werden, weil das deutsche Volk für all' dergleichen noch nicht mündig sey? Ja — hieß es weiter — so wie indessen das Volk mündig geworden wäre, dann, es verstehe sich von selbst, werde das Gewünschte nicht allein gewährt werden, sondern es werde vielmehr als reife Frucht von selber abfallen. — Ich bekenne Ihnen, meine Herren, das klang auch mir damals sehr erhaben, sehr weise, denn es trug den Charakter höchster Besonnenheit, Ueberlegtheit, Mäßigung; es schien mir von einem durchaus sittlichen und gewissenhaften Bemühen um eine recht gründliche Volksbildung für öffentliche Angelegenheiten eingegeben zu seyn. Denn in der That — mußte man dem letzt erwähnten Redeführer beistimmen — mit dem bloßen, auch noch so vortrefflichen Wünschen und Fordern kann es doch noch nicht abgethan seyn. Und kommen sie denn auch, mußte man sich fragen, aus dem Volke diese Wünsche, diese Forderungen und nicht von Einzelnen bloß, welche das Volk in ihrer Bildung weit überholt haben? — Und wo sollte denn auch das Volk schon jetzt einen so aufgeschlossenen Sinn für das, was ihm fehle, her haben, da doch nirgend nachzuweisen sey, daß es sich auch nur mit den öffentlichen Angelegenheiten beschäftige, daß es auch nur, außer dem Lesen irgend eines windigen Zeitungsblattes, eine Gelegenheit besitze, sich in den Fragen und Antworten

des öffentlichen Lebens zu üben? — Ich wiederhole es, meine Herren, ich gestand damals ein, die Gelegenheit fehle dem Volke allerdings mündig zu werden. — Aber wie schnell änderten sich die Zeiten, wie rasch gingen jene sogenannten Wünsche Einzelner in publicistische Leistungen über, die sich vervielfältigten, von den verschiedensten Seiten her kamen, immer gediegener, immer überlegter, immer zahlreicher wurden (wie es ja damals auch die Presse noch gestattete), so daß man jetzt gar nicht mehr nur von einigen wenigen hervorragenden Geistern oder gar bloß von exaltirten Köpfen sprechen durfte. Auch las jetzt — man konnte es nachweisen — die Durchschnittsintelligenz schon nicht mehr bloß irgend ein einziges, nachdruckendes Zeitblatt, etwa das des Städtchens, welches der Herr Magistratsschreiber, wenn's hoch kam, irgend ein obskurer Literat redigirte, irgend ein Assessor oder auch wohl ein gelehrter Beamter censirte; man las jetzt Blätter, die gediegensten Blätter des In- und des Auslandes, meine Herren; man las und prüfte, aber man las auch Bücher, und zwar nicht bloß den mit Recht zu verachtenden Abschaum eines fanatischen Radikalismus, sondern Schriften, deren Verfasser sehr wohl wußten, was sie wollten, die nicht auf's Gerathewohl, in's Blaue hinein behaupteten, sondern die da motivirten, was sie behaupteten, Verfasser, welche die Uebelstände nachwiesen, von denen sie sprachen, welche bis zur Evidenz erörterten, was sie nicht als ihr Privatgutachten abgaben, sondern was sie als in den gegenwärtigen Zuständen seine Wurzel schlagend außer Zweifel setzten. Wer diese Zeit, meine Herren, diese herrliche Zeit eines neuen geistigen Auflebens bei uns hier in Königsberg oder auch an andern Orten, an der Oder, an der Saale, an der Elbe, am Rhein, am Neckar u. s. w. u. s. w., nicht erfahren hat, der ist eben abwesend gewesen, entweder gei-

stesabwesend, oder wenn auch dem Leibe nach, so muß er in irgend einem verzopften Krähwinkel bei den Spießbürgern hinter dem Ofen oder in der Mittwochs-Ressource gesessen haben, bei uns hier in Königsberg oder in dem eigentlichen Deutschland ist er nicht zugegen gewesen. Aber noch mehr, meine Herren! Die Zeiten änderten sich noch mehr zu Gunsten! Zwar wurde die Presse damals schon immer mehr eine enge, schwer durchzumachende Passage. Und doch hatte die Presse bis dahin das Volk schon um vieles bereits mündiger gemacht. Man hatte aber, wie Sie sich erinnern, meine Herren, daß ich gleich am Anfange erwähnt habe, eben die Unmündigkeit des Volkes vorgeschützt. Jetzt, indem die Presse eingeengt wurde, fing ich schon ein und das andere Mal in meiner schlichten bürgerlichen Weise an, bei dem Worte Mündigkeit den Kopf zu schütteln. Die Gelegenheit also mündig zu werden, welche allerdings in vielen Beziehungen dem Volke gefehlt hatte, und erst durch eine so ziemlich unbehinderte Presse war gegeben worden, verschwand um etwas wieder mit der strengeren Ueberwachung der letzten. Aber die sociale Bewegung ging jetzt mehr in das unmittelbare Leben, in den Gebrauch des mündlichen Wortes über. Wir Deutsche lernten sprechen und zwar vortrefflich sprechen, während wir bis dahin nur vortrefflich geschrieben hatten. Wir erlebten eine Wiedergeburt in unserm ganzen geselligen Leben. Ich berufe mich, meine Herren, was uns Königsberger betrifft, auf unser Universitäts-Jubiläum, als auf einen Knotenpunkt des Angedeuteten, als auf ein Fest, das für das gesellige Leben des Socialismus Epoche bildend gewesen ist, indem es einen doppelten Uebergang wichtigster Art bezeichnet. Einmal den des bloßen Literatenlebens in einen wahrhaft nationalen Verkehr. Denn das Königsberger Universitäts-Jubiläum war kein Gelehrtenfest,

es war eine Nationalfeier. Sodann bezeichnet unser Fest noch einen zweiten, verwandten aber specielleren Uebergang, indem es die Ueberlieferung und Popularisirung der die Zeit bewegenden Ideen über die Presse hinaus auf die geselligen Kreise überträgt. Und aus diesen Gründen eben ist, meine Herren, jede aparte Nachfeier unseres Jubiläums ganz und gar bedeutungslos und überflüssig. Der wahre Fortschritt und die wahre Fortfeier jenes Festes sind unsre gegenwärtigen socialen Bewegungen der Bürgergesellschaft und der protestantischen Freunde (mit allem, was sie wieder zur Folge haben werden), deren Geburtsstunde für uns Königsberger eben unser Universitäts-Jubelfest gewesen. Und so ist denn auch in den Sitzungen unserer Bürgerversammlung und in denen der protestantischen Freunde gegenwärtig die Hauptgelegenheit gegeben, welche die frühere weit überflügelt, die Mündigkeit des Volkes im gesetzlichsten Sinne herbeizuführen. Wenn nun aber dennoch — und dieß ist es, meine Herren, worauf ich mit meiner langen Rede eigentlich hinaus wollte — wenn nun dennoch dieselben Leute, welche anfangs über den Mangel der Volksmündigkeit und der Gelegenheit mündig zu werden, so viele Klagen ausstießen, wenn dieselben nun dennoch die jetzige Gelegenheit selbst wieder angreifen, und alles dazu thun, um zum Beispiel unsere Bürgergesellschaft zu verdächtigen, so möchte man wahrlich alles weitere Vertrauen zu den Menschen quittiren, und alles Gerede von dem Mangel an Mündigkeit und von dem Wünschenswerthen derselben für eine abscheuliche, nichtswürdige Heuchelei erklären, und geradesweges behaupten, dieselben Menschen hätten vielmehr die Absicht, die Unmündigkeit, koste es, was es wolle, zu conserviren. Und diese Unwahrheit der Gesinnung, diese Perfidie scheinbar erhabener, moralischer Reden, ist, meine Herren,

das Hauptunglück unserer Zeit, ist dasjenige, was dem Siege der wahren Freiheit und eines allgemeineren Wohlseyns so große Verzögerungen bereitet. —

Vergessen Sie, mein Herr, dabei aber auch nicht — erhebt sich ein junger Literat — daß auch noch mancher andere Umstand für die jetzige Lage der Dinge ein sehr großes Unglück ist. Vergessen Sie nicht, daß es noch einige andere Sorten von Menschen giebt, welche täglich unsere Gegner und Verschwärzer sind, und denen man leider nur zu vielen Glauben zu schenken pflegt. Die einen von ihnen nämlich sind gewisse trockene, in sich selbst verliebte Pedanten, kirchliche und politische Doktrinäre, die sich einbilden, wie sie einen Gegenstand, einen Menschen, wie sie eine Gesellschaft, wie sie ihre Zeit beurtheilen, so sey es das Rechte. Diese geistlosen Schwätzer halten sich für das kleine Häuflein der kirchlich und politisch Geretteten, die anderen ohne Ausnahme sind die Verlorenen, und so wird denn über diese mit höchster Behaglichkeit in Urtheil und That die Verdammung geübt, und alles gegen sie für erlaubt gehalten. — Aber es giebt, meine Herren, noch eine andere Sorte unter unsern Feinden. Sie führen als Publicisten so die Feder, daß sie entweder geradesweges feil sind: wer ihnen das meiste Geld giebt, für den schreiben sie, oder sie haben doch anderweitig immer nur ihren äußeren Vortheil, bei dem, was sie behaupten oder nicht behaupten, im Auge; in diesem Falle aber sind sie durch und durch ordinäre Naturen, sie sind in dem Grade der Spelunken-Gemeinheit, der schamlosesten Abgefeimtheit verfallen, daß sie, was sie anrühren, auch beschmutzen, und was sie beurtheilen, auch verfälschen, sie sind so tief gefallen, daß sie, selbst wenn sie es sich in einer Anwandelung von Erhebung etwa vornehmen, ihrer Zeit und den seltensten Menschen in ihrer Zeit doch einmal

auch eine Erhabenheit abzugewinnen, daß sie dieselbe Erhabenheit, so wie sie solche, ihnen ungewohnt, ausdrücken wollen, sofort wieder in eine Farce, in eine welke Platitüde verwandeln. —

Ich bin Ihnen, mein Herr, vielen Dank schuldig — erwiedert der Angeredete — für Ihre sehr begründete Ergänzung meiner früheren Worte, und da wir nun einmal bei dem Capitel angelangt sind, all' die Mißliebigkeit, Unwürde und Oberflächlichkeit zu rügen, mit denen wir und unsre ganze Unternehmung so oft beurtheilt werden; so will ich doch auch noch des seltsamen Umstandes hier erwähnen, daß man behauptet, die Bürgergesellschaften seyen auch deßhalb zu verwerfen, weil man die schlichten Bürger eitel mache. Fürwahr ein höchst grundloser Grund! Als wenn die Eitelkeit ihrer ganzen Natur nach im Allgemeinen nicht vielmehr gerade in den nicht bürgerlichen Kreisen schon von vorn herein zu Hause wäre, als wenn sie nicht wenigstens da ordentlich systematisch cultivirt würde, wo man es so viel mit äußeren Ehren, mit Rang und mit Gehaltserhöhung, mit der Cokretterie einer unendlichen Gefallsucht und den Mitteln sie zu befriedigen, mit einem täglichen Raffinement des Genießens zu thun hat. Als wenn nicht die Eitelkeit der **großen** Welt, und keineswegs die der bürgerlichen, zum Sprichwort geworden wäre, worin denn bei dem schönen Doppelsinn, den der Ausdruck Eitelkeit in unserer Sprache hat, zugleich das Vergängliche, der bloße Rausch, die ganze Inhaltlosigkeit, die glänzende Misere alles dessen angedeutet wird, mit dem sich diejenigen so gern beschäftigen, welche uns jetzt den Vorwurf machen, unter den Bürgern die Eitelkeit zu verbreiten. Das also, meine Herren, wäre Eitelkeit, in uns und in unsern Brüdern die Anlagen noch über die Schule hin-

aus zu entwickeln, welche wir in uns und in ihnen vorfinden; das wäre Eitelkeit, den Menschen zum Bewußtseyn der Würde zu bringen, von welcher die Religion schon als von einer Voraussetzung ausgeht, oder die sie doch als eine ausdrückliche Ueberlieferung und Lehre enthält. Demnach müßten die ältesten herrlichen Urkunden unseres Geschlechts, welche sagen, der Mensch, und nicht der Vornehme, der Edelmann, der Gelehrte, sey nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen, es müßten die späteren Religionsbücher, welche so tief bedeutsam fordern, das im Laufe der Zeiten entstellte Ebenbild Gottes müsse wiederhergestellt werden, beide müßten ebenfalls darauf angeklagt, die Menschen eitel zu machen, und demnach mit gleichem Rechte unterdrückt werden. —

So verhält es sich denn auch — erwiedert der junge Literat — mit der kostbaren Bemerkung jener Herren, die meisten von denen, die sich unter uns befänden, verständen das gar nicht, was ihnen hier mitgetheilt würde. Dieß nicht verstehen sollen ist auch so eine von den wohlfeilen Redensarten des Hochmuths, des exklusiven Beliebens und alles beim Alten Lassens. Aber es ist auch eine Unwahrheit durch und durch. Es ist oft nur der Ausspruch der eigenen Schwerfälligkeit im Verstehen. Oder es ist auch der Wahn, das Verständniß werde durch die Instanzen der Staats-Prüfungen dem Menschen eingepfropft, und sey nun ein Reis, welches, gehörig verpflanzt und in die Sonne menschlicher Gnade gebracht, zuletzt einen adeligen Stammbaum gebe, dessen Nebenstämme und Aeste, dessen Zweige und Blätter, dessen Blüthen und Früchte, dessen ganze genealogische Nachkommenschaft nun all' das Verstehen der schwierigsten Dinge umsonst und im Schlaf habe als ein hochväterliches Erbe, als eine Blut-Tinktur von Seiten der

vornehmen Abkunft. Wer versteht denn so recht eigentlich, meine Herren? Der Geist und nur der Geist. Wer aber hat im Durchschnitte Geist? Der Vornehme? Der Gelehrte? Der Hochgestellte? Der Einflußreiche? O, der Himmel bewahre! Den Geist hat immer nur der, der ihn hat, das heißt, der menschlichen Würde und Abstammung nach könnte und sollte Jeder Geist haben, und hat ihn auch Jeder, aber eben das Vorurtheil in der Erziehung, eben der Wahn, dem menschlichen Wesen nach mehr zu seyn als ein anderer, die machen oft in dem Grade geistlos, als man Ahnen und Macht und Gelehrsamkeit hat. Meine Herren, welcher Schriftsteller hätte sich denn nicht schon darüber entsetzt, wie so oft er gerade von denen bis zur Lächerlichkeit, bis zur completen Absurdität falsch und gar nicht verstanden wurde, welche die vornehme Floskel immer im Munde führen: das versteht ja das Volk gar nicht, so weit ist ja unser Volk noch gar nicht vorgedrungen, um dieß und das fassen zu können? Hinterher aber erwies es sich, daß dasselbe, was Ihro Gnaden, der vornehme Herr, falsch oder gar nicht verstanden hatten, daß dieses von dem einfachen Volke mit der größten Leichtigkeit eingesehen worden, ja daß dasselbe längst in einer vielleicht gar nicht beachteten Redensart im Munde des Volkes gelebt hatte, sein Eigenthum, seine eigene Geistesschöpfung gewesen war. —

Meine hochzuverehrenden Herren — erhebt sich jetzt von einer anderen Seite her die Stimme des Holzhändlers B., den wir bereits von früher her kennen, so laut, daß das Gespräch, dem wir längere Zeit unsre Aufmerksamkeit geschenkt, dadurch unterbrochen wird — meine hochzuverehrenden Herren, wie würde jeder Menschenfreund, wenn er auch den höchsten Rang hätte, und an Weisheit uns noch so überlegen wäre, im Fall er

uns hier so einmüthig und zufrieden beisammen sähe, wie würde er ausrufen: wehret diesen Bürgern nicht, zu mir zu kommen, wie ich es nicht bereue, heute Abend zu ihnen gekommen zu seyn, wehret ihnen nicht, denn ihrer ist das Himmelreich schon hier auf Erden! Welche ganz falsche Vorstellung, würde er sagen, hat man mir doch von diesen meinen lieben Bürgern beigebracht! Nein, wahrlich, wenn solche Gesinnungen hier sich erkennen lassen, wie ich sie heute hier erkannt habe, wenn man so nützlich, so Herz und Geist erbauend den Abend hier zubringt, wie diese meine lieben Bürger ihn heute zubringen, dann wahrlich muß man solchen Gesellschaften Glück wünschen, man muß ihrer mehr stiften, man muß sie mit allen nur möglichen Privilegien ausrüsten, man muß denjenigen segnen und belohnen, der zuerst auf den Gedanken gekommen, dergleichen Zusammenkünfte in's Leben zu rufen! — — Ja, meine hochzuverehrenden Herren, so würde jener hohe Menschenfreund von uns sprechen. Und sollen wir uns demnach nicht freuen und guten Muthes seyn? Sollen wir nicht lieben und hoffen und glauben, daß es wirklich noch solch einen Menschenfreund in unserem lieben Preußenlande für uns giebt, der uns mit seinem Besuche wirklich einst noch beehren, und gegen uns gerecht seyn wird? Ja, meine hochzuverehrenden Herren, wir sollen und wir werden es! Darum sind wir auch so froh und guter Dinge hier! Wir suchen hier, wie es die Herren doctores uns schon so oft und so erhebend auseinandergesetzt haben, wir suchen hier nur die Wahrheit, meine Herren, wir wollen hier nur das Rechte und das Gute, wir wollen hier *einen* Abend in der Woche nur uns mit einander freuen, und zwar vorzüglich im *Geiste* freuen, aber dafür wollen wir auch um so pflichttreuer, meine hochzuverehrenden Herren, die Woche hindurch arbeiten, für unsere Familie, für unsere Nebenmenschen,

für unsere Nachkommen arbeiten, im Schweiße des Angesichts! Und so haben wir auch Alle hier ein gutes Gewissen, und eben weil wir ein gutes Gewissen haben, so muß es auch lustig unter uns hergehen, denn im Himmel, meine Herren, da hängen sie auch nicht die Köpfe, da wird jedem Kopfhänger vom Petrus auf der Stelle die Einlaßkarte abgenommen, die Wohnung gekündigt, da wird jeder Kopfhänger vom Petrus sogleich zur Thüre hinaus gewiesen! Ich sage, meine Herren, es muß auch lustig unter uns hergehen, und wahrlich, es ist heute schon lustig unter uns gewesen, und wird gleich noch lustiger werden, denken Sie an meine Worte! Woran soll es uns hier auch wohl fehlen, meine hochzuverehrenden Herren? Haben wir hier doch volle Redefreiheit, um so alle Gedanken, die wir in der Woche Keinem anzuvertrauen wissen, unsern lieben Brüdern an das Herz zu legen, um wiederum auch alle die Gedanken zu erfahren, welche sie eben so auf dem Herzen haben wie wir, und gleichfalls nirgend anders aussprechen dürfen als gegen uns! Haben wir doch auch, meine Herren, die edle Musik, von der schon unser braver Luther sagt, daß sie alle böse Gedanken austreibe, und eine große Lieblichkeit über den Menschen verbreite! Haben wir doch dazwischen aber auch zu essen und zu trinken! Also, meine verehrten Brüder, Nahrung für Seele und Leib haben wir, und es müßte darum nicht mit rechten Dingen unter uns zugehen, wenn wir hier nicht froh, so recht aus dem Grunde des Herzens froh seyn sollten. — Verdenken Sie mir's daher nicht, meine lieben Herren, wenn ich auch meine Freude, so eben, wie das Wort nun gerade gelingen will, laut werden lasse! Jetzt will ich mir dafür aber auch gern wieder Schweigen gebieten, damit auch die andern unserer lieben Brüder das gleiche Verlangen ihrer Seele befriedigen können, denn ich sehe es diesen wohl-

bekannten aufgeräumten Gesichtern schon an, daß sie nur darauf warten, auch ihre Lustigkeit schießen zu lassen. Es lebe deßhalb die Lustigkeit aller deutschen Bürger, es lebe die Lustigkeit aller Erden- und Himmelsbürger, und daher auch der Königsberger Bürgergesellschaft! Es lebe die Lustigkeit aller derer, denen ein freies Herz in der Brust schlägt wie uns! Es lebe die Rede- und die Sing-Freiheit und durchschalle diesen Saal bis zum letzten Augenblicke! —

Sie lebe, sie lebe, sie lebe, und unser braver Mitbürger B. mit ihr! erhebt sich ein donnernder Chorus von Stimmen, dem man es nicht im Entferntesten anhören kann, daß die Versammlung seit der Beendigung der Debatte schon um so viele hundert Personen kleiner geworden ist. —

I geh mai Lebtag nit wieder na Wien zuruck! — ruft der Bruder Wiener noch hinterdrein. —

Nota bene, bemerkt der junge Meister, daß wir hier in Königsberg nicht bloß frei unser Metier treiben, sondern auch alle Montag die Bürgergesellschaft im Gemeindegarten, auf dem Steindamm, besuchen dürfen! Sonst schiffe ich mich gleich ein nach der Mosquitoküste, wie sie das Dings da nennen! —

Unterdessen hat sich, während ein großer Theil der Gesellschaft, wie wir bemerkt, dem lebhaftesten Gespräche in verschiedenen Kreisen hingegeben gewesen, in der Mitte des Saales wieder eine ganz andere Scene vorbereitet, die jetzt aller Aufmerksamkeit an sich zu ziehen beginnt. Es sind nämlich den Saal entlang eine Menge Tische an einander gestellt worden, die eine fast unabsehbare Reihe bilden. Alles versorgt sich mit Stühlen, wo die Stühle nicht mehr ausreichen, werden Bänke an die Tische geschoben. Diejenigen, welche keinen Platz mehr erhalten können, stellen sich auf die entfernteren Bänke und Tische, um

die Perspektive des Ganzen vor Augen zu haben, von ihrer Erhöhung aus mitagiren zu können, und so besser vernommen zu werden. Es gewährt einen eigenthümlichen, einen höchst festlichen Anblick, diese wohlbesetzten Tische zu sehen. Fast jeder der an den Tischen bunt durcheinander Sitzenden hat ein Seidel Bier vor sich. Die Flaschenstöpsel knallen, die Deckel der baierschen Gläser klappern, die Stimmen der Sprechenden, Singenden, Schreienden brausen wie ein gewaltiger Sturm durcheinander. Es erinnert diese muntere, großartige Scene an den großen Commers während des Königsberger Universitäts-Jubiläums, im Bockschen Garten.

Plötzlich wird es stille, ohne gegebenes Signal stille, als hätte jedem ein gewisser Spürsinn, daß etwas Neues im Anzuge sey, eine so anhaltende Stille geboten. Eine allgemeine Gespanntheit, ein Schweigen wie vor dem Gewitter! Und wirklich beginnt jetzt nach dieser vorhergegangenen Stille gleichsam ein Gewitter der Gedankenäußerung mit einer erschütternden Energie zu spielen und sich zu entladen, ein Gewitter, in dem die groteskesten, die blendendsten und zündenden Witze das Leuchten unaufhörlicher Blitze bezeichnen, denen der mächtige Donner des Beifalls der ganzen Versammlung auf dem Fuße nachfolgt. Lyrische Gedichte, Humoresken, Anekdoten, Zeit-Genre-Bilder, Satiren, Epigramme, eine ganze Komödie, aus kleinen Lustspielen bestehend, durch den sinnreichsten Zufall der Ironie musivisch zusammengesetzt, dieß alles wird theils vorgelesen, theils deklamirt, theils, wie es scheint, aus dem Stegereife producirt. Blitz auf Blitz reißt die schwarze Nacht aller in der Zeit herrschenden Vorurtheile lichterloh auf, Donner auf Donner des unbändigsten Lachens und Bravorufens rollt über die Versammlung dahin. Dort schlägt eben der Blitz eines furchtbaren Sarkasmus in eine

alte morsche Institution. Die Spritzenpolizei — wenn es hier unter uns Polizei gegeben hätte — wäre gewiß sogleich herbeigeeilt, um selbst zu löschen. Aber alles vergebens! Hier, da, dort, nun gar an vier, fünf Orten zugleich, zündet das himmlische Feuer des Geistes schon wieder, und es ist an gar kein Löschen mehr zu denken. Die Spritzen, in der bisherigen Weise eingerichtet und gehandhabt, erscheinen auch schon mittelalterlich unbrauchbar, sie brennen daher auch schon selbst, statt zu löschen, ja die Spritzenmeister laufen Gefahr — so theilt sich hier der Geist dem Geiste mit — ebenfalls Feuer zu fassen, und wieder andere Menschen und Dinge zu entzünden! —

Und wenn man nun dieses ganze prächtige Zeitphänomen nicht mehr einer producirenden Einzelnheit, sondern einer producirenden Volksversammlung*) unbefangen auf sich einwirken läßt; wenn man nicht schon, wie jetzt so viele, neidisch und boshaft gegen alle Gerechtigkeit eingenommen genug ist, um die Wahrheit nicht zu verdrehen, sondern ihr die Ehre zu geben, so muß man eingeständig seyn, daß dieses reiche Zusammentreffen von scharfer Pointirung und wirklichem Humor, dieses Zusammenströmen von Phantasie und Begeisterung für eine glänzende Zukunft des deutschen Vaterlandes, etwas bis dahin im geselligen Leben ganz und gar Unerhörtes ist. Hier nöthigt aber nicht bloß der Reichthum des Vorhandenen an guten Gedichten und anderen Produktionen eines gewissen Genres Aufmerksamkeit ab, sondern das scheint uns ganz besonders wichtig und für die Zukunft von Bedeutung, in welcher Vollständigkeit der Geist dieser Polemik sich in den Besitz aller Gebrechen der

*) Man vergleiche meine Vorlesungen über sociales Leben und höhere Geselligkeit, Danzig, bei Fr. Sam. Gerhard, 1844, dritte Vorlesung, S. 154 u. a.

Gegenwart gesetzt hat, in welcher Consequenz er seine Kritik über die vorhandenen Zustände ausübt. —

Suchen wir aber alle diese Einzelnheiten dessen, was wir hier empfangen — wie sie sich ja auch als zusammengehörig und auf einer höheren Nothwendigkeit beruhend zu erkennen geben — zusammen zu fassen, so ist es die Komödie vom deutschen Michel, welche von dessen Geburt bis zum noch dahingestellten, dermaleinstigen Verscheiden desselben durch einen ganzen Lebenslauf hier dramatisch durchgeführt wird. So daß diese zerstreuten Effulgurationen voll des treffendsten, ächtesten Humors schon auf den künftigen Dichter hinweisen und warten, der das alles zu einem komödischen Kunstwerke für die Nation verarbeiten wird. Daß jedoch schon jetzt diese sporadische Komödie des deutschen Michel in der Weise, wie sie an diesen Tischen in Scene gesetzt und aufgeführt wird, möglich ist, dieses beweist, daß ein concreter, unversöhnlicher Bruch vorhanden ist zwischen der Gegenwart und der Zukunft, zwischen dem liberalen Proceß und der conservativen Stabilität; so daß dieser Bruch nicht mehr geläugnet, nicht mehr übertüncht, nicht mehr diplomatisch oder jesuitisch ausgebessett, sondern nur ehrlich durch einen Neubau von Grund aus gehoben werden kann.

Wie hier der deutsche Michel im Gemeindegarten zu Königsberg von den Bürgern selbst aus klarem Bewußtseyn und Erlebniß heraus komödisch in den verschiedensten Situationen aufgeführt wird, und wie die hier mitversammelten Rheinländer und Schlesier, Schweizer und Sachsen, und wie die anderen deutschen Stammesgenossen alle heißen mögen, theils handelnd, theils empfangend ebenfalls mit einstimmen in diese satirische Komödie auf den deutschen Michel; so ist der deutsche Michel eine eben so die ganze deutsche Gegenwart charakterisirende Idee,

wie es die Sage vom Faust nur je für eine frühere Zeit gewesen. Und wie erst der Teufel der wahre Teufel ist, der alle Rollen des Lebens durchspielt, und daher eben so wohl als Staatsmann denn als Gauner, eben so wohl als Orthodoxer denn als Freigeist, auf Universitäten wie in der Wildniß, im Salon wie in der Banditenhöhle vorkommen kann und vorkommt; so ist auch das erst der wahre deutsche Michel, der nicht bloß als Philister in kleinstädtischer Zurückgezogenheit weilt, und dem in seiner unterthänigsten Unterthänigkeit alles eben recht ist, was über ihn gnädigst verfügt wird, sondern der wahre deutsche Michel macht seine Carriere, und er macht sie erst recht, eine geistliche oder weltliche, eine diplomatische oder jesuitische oder gar liberale Carriere, und Ehren über Ehren werden ihm zu Theil, und es wird nicht bloß über ihn verfügt, er verfügt selbst, und so weiß sich auch der deutsche Michel überall den Schein des Mutterwitzes, der hervorragenden Bildung, ja selbst der vorwärtsstrebenden Liberalität zu geben, überall aber ist und bleibt er dennoch derselbe düpirte und bornirte, derselbe das Commando zum Stillstehn austheilende oder auf Commando stillstehende und eben deßhalb rückwärtsgehende, allerunterthänigste Knecht.

Dennoch aber ist es auch wieder die Größe des deutschen Volkes, und weist eben auf eine Zukunft desselben hin, daß es sich in dem deutschen Michel so harmlos selber Preis giebt, daß es sich in dieser Idee so in's Komische und zugleich aus sich heraussetzt, daß es diesen Michel in der ganzen Maskerade und diplomatischen Verstellungskunst dennoch stets als sich selbst heraus zu erkennen vermag. Denn auch darin gleicht der deutsche Michel dem Teufel, daß er, wie dieser nach der alten Vorstellung einen Afterschweif, so einen Kopfschweif hat, in

dem Zopfe nämlich, den der deutsche Michel heut zu Tage durch Toilette eben so künstlich zu verbergen aber dennoch nimmer zu entbehren vermag, wie dieses beim Teufel mit seinem Schweife der Fall ist.

Und eben war der letzte Akt zu Ende geführt in der großen Komödie vom deutschen Michel, und man hatte auch das Ende des deutschen Michels selbst, wenigstens in der Poesie und hier in diesem Saale, erlebt, und er war zur Erde bestattet worden der lange deutsche Michel — ich sage: der lange, denn er war schon seit dem westphälischen Frieden groß geworden, und noch dazu bis an sein seliges Ende immerdar gewachsen, denn der alte Knabe war ja nie mündig geworden — und eine neue Zeit ging jetzt über Deutschland auf, und die Deutschen waren allesammt Männer geworden, und sie furchten sich nicht mehr vor einer jeden Idee, geschweige vor dem ersten besten Einfall, welchen irgend ein Menschenkind laut werden ließ, denn jeder hatte jetzt ja selbst einen Gedanken daran und zur Wehr zu setzen, und Handel und Wandel war frei, und der Mund war frei, und die Presse war frei, und die Deutschen waren eine einheitsvolle, eine freie Nation, und so hatte das Gewitter der Poesie, wenigstens in diesem Saale, die schwüle Atmosphäre der Zeit gereinigt, daß alle die hier versammelten Bürger sich wie neugeboren dünkten, und aller Groll war getilgt, zum besten Beweis, daß man nicht aus Muthwillen und aus Bosheit gegrollt und gewittert, und die Kraft und die Freudigkeit eines Jeglichen war unendlich gewachsen! —

Aber, meine Herren — nimmt einer der anwesenden Bürger das Wort — täuschen wir uns auch nicht über den wahren Stand der Dinge! So wie wir uns hoffentlich jetzt Alle hier fühlen, nachdem wir uns hinlänglich ausgesprochen haben,

Digitized by Google

so steht es bekanntlich noch lange nicht draußen in der Wirklichkeit! Aber — das ist der Segen des Witzes und des ächten Humors, welche hier heute so reichlich über uns gewaltet haben, das ist der Segen des Dichters, den er über Alle bringt, wenn anders er selbst die wahre Weihe besitzt, daß er verwundet aber auch heilt, daß er die Drommete zum Kampfe bläst, daß er mit in den Kampf hineinstürmt und den Frevel tilgt, daß er aber auch aussöhnt, daß er den Frieden verleiht! — Lassen wir es uns, meine Herren, ein für alle Mal gesagt seyn, und auch unserem Gegner sey es gesagt, der es nur zu häufig vergißt: wer ewig zürnt, wer ewig nachträgt, der hat gar nicht das Recht zu zürnen, der hat gar nicht das Recht, Genugthuung zu fordern; wer den Kampf um des Kampfes und nicht um des Sieges, des Friedens willen ausübt, der ist und bleibt ein Barbar, und er wird im Kampfe schmählich bestehen, und der Sieg wird ihm nimmer zu Theil werden! — Dieß vor allem muß die Grundgesinnung und Grundüberzeugung in der Kriegführung des wahren Liberalismus seyn: die Hand zum Kampfe auf Leben und Tod für Gott und die Menschheit zu rühren, aber auch dieselbe Hand zu aufrichtigem, rückhaltlosem Frieden zu bieten, sobald Gottes und der Menschheit heilige Angelegenheit zu ihrem Rechte gekommen ist! — Meine Herren, die Ueberzeugung habe ich mindestens aus der streitsüchtigen, oft so unlauteren Debatte unserer Zeit gewonnen, daß es auf beiden Seiten auf die wahre Hochherzigkeit ankommt (denn von der in Schlaffheit versunkenen Mitte wollen wir gar nicht einmal sprechen,) auf eine Hochherzigkeit, die beiden Seiten bis dahin noch meistens gefehlt, uns aber, die wir aus Princip freisinnig seyn müssen, am wenigsten fehlen sollte, die wir dem

Gegner nicht das Geringste nachsehen, und die Wahrheit und das Recht mit unbeugsamer Tapferkeit vertheidigen wollen, jedoch auch nie ehrlos in der Behandlung des Gegners, nie kleinlich oder gar schmutzig in unsern Maßregeln seyn dürfen! Meine Herren, wüßte man nur erst von der wahren Ehrenhaftigkeit im Großen Gebrauch zu machen, um die Ehre auch im Gegner, wenn auch nur durch Beschämung hervorzurufen! Meine Herren, es giebt eine Macht der Beschämung, der Hochherzigkeit, die, indem sie zwei Schritte entgegenkommt, den stumpfesten, kleinlichsten Gegner zwingt, den ganzen Weg im Fluge zurückzulegen, sein Unrecht einzusehen und einzugestehen, und den Feind als den Sieger freudig anzuerkennen! Meine Herren, es lebe die Hochherzigkeit! —

Es lebe die Hochherzigkeit! erschallt es im donnernden Chore. —

Ich bitte um das Wort! Ich bitte um das Wort! lassen sich hier, da, dort Stimmen über Stimmen vernehmen. —

Ich wünsche noch ein Gedicht vorzutragen! eine neue Stimme — ich eine kleine Anekdote! eine andere. —

Meine Herren — erhebt sich die Stentorstimme, und bohrt alle die andern nicht blöden Schreier, welche durchdringen wollen, in Grund — meine Herren, hier sind viele Bürger, welche uns noch sehr interessante Sachen vorzulesen haben; setzen wir uns! Setzen Sie sich, meine Herren, lesen Sie gefälligst! Hören wir, hören wir! —

Meine Herren — ertönt schon wieder eine Stimme, dieses Mal aber aus dem Vorstande — erlauben Sie mir, daß ich Sie im Namen des Vorstandes daran erinnere, daß die Zeit da ist, welche wir nach allgemeinem Uebereinkommen für die Beendigung unserer Bürgerversammlung ein für alle Mal bestimmt

haben! Lassen Sie uns streng, wie es Ordnung liebenden Bürgern geziemt, darauf halten, pünktlich unser Uebereinkommen zu erfüllen! Wir haben hier Alle heute des Erfreulichen so viel erfahren, daß wir uns jetzt damit begnügen und nach Hause gehen wollen! Meine Herren, die Uhr ist dreiviertel auf elf! Unsere Bürgerversammlung ist für heute geschlossen! —

Sie ist geschlossen! Sie ist geschlossen! schallen noch einige Stimmen nach. —

Sollte es schon so spät seyn? — lassen sich wieder andere vernehmen. —

So ist es! — antwortet man. —

Nur noch einige Augenblicke, meine Herren, — nur noch einen — nur noch ein Wort — rufen wieder andere. —

Nein, meine Herren, erwiedert man von der anderen Seite, lassen Sie uns auch im Aufbrechen pünktlich seyn! —

Gut — erschallt es aus der Mitte her — wir gehen nach Hause, wie es wackern Bürgern geziemt! — Meine Herren, wir gehen zusammen, wir wohnen ja in einer Gegend! — Gute Nacht, meine Herren, gute Nacht! Spätestens Montag sehen wir uns wieder, aber recht früh! Gute Nacht!

Ach, wenn es nur alle Tag' Montag wär',
Daß ich in dieser Versammlung wär'!

(mit diesem Gesange geht so eben eine ganze Abtheilung ab; die anderen folgen in verschiedenen Gruppen, scherzend, lachend und guter Dinge.) — —

Und so hätten wir denn einen Abend in der Königsberger Bürgergesellschaft verlebt.

Wirksamkeit der Königsberger Bürgergesellschaft.

Wir haben schon früher darauf hingewiesen, und müssen es der Wichtigkeit halber hier noch stärker hervorheben, daß uns das eben der Hauptsegen der Bürgergesellschaften in Deutschland überhaupt und der Königsberger insbesondere zu seyn scheint, der eigentliche Fortschritt des liberalen Elements, daß die Partei über sich selbst hinausgerückt wird, daß die Partei es durch diese ihre Ausweitung in die Gesellschaft, durch diese mündliche Veröffentlichung ihrer Ansichten an die Bürger, daß sie es durch die Kritik des gesunden und praktischen Menschenverstandes, welche sie erfährt, durch so manche außerdem in der Versammlung vielleicht noch vorhandene anders denkende Persönlichkeit genugsam erkennt, was an ihr Schwindel, was Haltung, was an ihr Fanatismus, was gesunde Praxis gewesen. Die Bürgergesellschaft ist die Berichtigung der Partei in doppelter Hinsicht. Einmal, indem die Partei zu ihrem Rechte kommt, in wie weit sie Recht hat, und sodann, indem die Partei sich eines Besseren belehrt, wo sie dem Unrechte gehuldigt. Die Partei verliert sich keinesweges in der Bürgergesellschaft, wiefern sie etwas Tüchtiges und vor allem etwas Sittliches, Vernünftiges bezweckt, sie

gewinnt sich vielmehr in einem höheren Bewußtseyn wieder, aber sie wird jetzt auch ihrer Ohnmacht inne, wo sie zu weit gegangen, ihrer Anmaßung und Schuld, die sie so oft für Tugenden gehalten, und muß so jene ihre krankhafte Existenz ein für alle Mal daran geben.

Wir beziehen das Gesagte natürlich auf jede Partei ohne Ausnahme, da die Partei als solche immer in Gefahr steht, sich im Fanatismus abzuschließen, und so Tyrannei über Fremde und über ihre eigenen Mitglieder zu üben. Dieß Fanatische, dieß Fixe, dieß Tyrannische nun soll eben gehoben werden durch die sociale Freiheit und Humanität, durch die sociale Bewegung, welche alle eigensinnige Rechthabereien der Partei aufzehrt, die vorwärts treibende Macht der Partei dagegen erhält, und diese Macht besonders in der Debatte, in der Reibung mit dem Gegensatze in Thätigkeit setzt.

Das was man den Bürgergesellschaften schuld gegeben, ist nie daran schuld gewesen, sondern das Wahre an solcher Beschuldigung traf immer nur die Partei, wiefern sie schon bis zum Fanatismus fortgegangen, und in demselben bereits, ohne daß sie es freilich in der Regel wußte, stabil geworden war. Uebrigens aber verräth es die alleräußerste Armseligkeit des vulgären Bewußtseyns, wie es der Philister tagtäglich zu erkennen giebt, sich mit den bereits vorhandenen Formen der Geselligkeit schon zu begnügen, nicht zu bemerken, wie sie sich ausgelebt haben, und bis auf welchen Rest von Geistesgehalt sie heruntergekommen sind. Aber so ist der Mensch nur zu oft! Lieber den althergebrachten Vergnügungstaumel immer wieder auf's Neue mit durchgelebt, um nur selbst ohne den Tribut eines eigenen Gedankens davon zu kommen. Lieber ein Partiechen l'Hombre, lieber eine Fete, mit allen Registern eines leeren Hin- und Hergeredes,

und mit recht vielen Gängen in Aussicht auf einen vollen Magen mitgemacht, lieber einen Ball der Noblesse, lieber eine Ressource der Spießbürger, lieber ein Quartett, bei dem der Geist der Musik auch sehr gleichgültig, das Kunststück des fehlerlosen Herunterspielens die Hauptsache ist, als ein Zugeständniß an den Genius und den Glauben an dessen unvergängliche Schöpfungskraft, als eine vertrauensvolle Hingebung in sich aufkommen lassen an eine freiere, umfassendere Gemeinschaft und das, was sie des Neuen, des Erhebenden aus der Menschenbrust hervorzulocken vermag.

Man hat sich über die Königsberger Bürgergesellschaft auch in der Weise geäußert, daß man gemeint, sie hätte unter Umständen allerdings Segen stiften können, aber wie sie sich gebildet, wie sie sich fortgestaltet habe, so sey es nur zu deutlich geworden, daß sie zu gewissen ungesetzlichen Zwecken habe benutzt werden sollen, daß es auf eine Irreleitung der schuldlosen Bürger abgesehen gewesen, daß gewisse Leute, wie man sich auszudrücken pflegt, dieselben zur Verwirklichung ihrer aufwieglerischen Absichten haben hinlenken wollen.

Der Verfasser dieser Zeilen weiß Niemanden, den man solcher Absichten beschuldigen dürfte, er weiß auch nicht, daß in der Königsberger Bürgergesellschaft solche Absichten je vorgekommen sind. Der Verfasser hält dafür, daß man überhaupt, wie auch in diesem Falle, was den Einzelnen betrifft, sehr behutsam im Urtheil seyn müsse. Man kann oft dem Einzelnen bis auf das gerade Gegentheil Unrecht thun. Es ist gewiß das Weiseste unter solchen Umständen, zunächst immer nur an sich und an keinen andern zu denken. So bewahrt man sich am Sichersten vor Lieblosigkeit und gewissenloser Verleumdung der Unschuld. Und so mag denn auch jeder der Theilnehmer an der

Königsberger Bürgergesellschaft zunächst nur selbst in sich gehen, und sich fragen, was er denn gewollt hat und was nicht. So könnte denn auch der Verfasser hier hauptsächlich nur von sich sprechen, wenn er nicht hoffte, daß diese ganze Schrift selbst dafür Zeugniß ablegen werde, welch' eine sittliche Angelegenheit ihm die Bürgergesellschaft gewesen.

Der Verfasser weiß es aber ausdrücklich von vielen anderen (wie dieser Geist denn auch wirklich im Durchschnitt die ganze Gesellschaft beseelte), wie er es von sich weiß, daß bei ihnen jede Ungesetzlichkeit der entschiedensten Mißbilligung gewiß seyn konnte, daß man, wo in der Bürgerversammlung Frevelhaftes in der Absicht bei einem Einzelnen bemerkt worden wäre, voll Empörung dergleichen durch das, was man längst als das Rechte erkannt, zurückgewiesen haben würde. Der Verfasser weiß es ferner von vielen andern und sich, daß man treu und ohne Falsch und in der reinsten Absicht der Bürgergesellschaft sich angeschlossen habe. Treu und wahr und lauter nicht aber bloß in Bezug auf die Bürgergesellschaft, sondern auch eben so treu und wahr und lauter in Bezug auf das Vaterland. Ja, die Vorträge, die Debatte, die Unterhaltung, schon deßhalb, weil hier jedem die Berichtigung, die Entgegnung an Ort und Stelle frei gegeben war, haben selbst die Tüchtigkeit der Gesinnung bei Vielen noch unendlich cultivirt und groß gezogen.

Aber auch das glaubt der Verfasser von vielen seiner Mitbürger entschieden verbürgen zu dürfen — wie es sein eigenes Bekenntniß ist — daß sie die Möglichkeit zugeben werden, leicht ein und das andere Mal in einzelnen Aeußerungen sich geirrt zu haben. Denn welcher Mensch könnte beim besten Willen nicht dennoch das Rechte verfehlen? In diesem Falle jedoch wird seiner Natur nach Niemand bereitwilliger seyn, als der wahrhaft

Freisinnige, seinen Irrthum einzugestehen, und diesen Irrthum durch die thatsächliche Darlegung der erkannten Wahrheit wieder gut zu machen. Der freisinnige Charakter, wenn anders mit diesem Ausdrucke nicht, wie in unsern Tagen freilich so oft, nur eine bloße Phrase gemacht werden soll, kann schlechterdings nicht anders bewährt werden, als dadurch, daß der Einzelne den Beweis giebt, auch frei von sich selbst, auch frei von seiner bloßen Meinung zu seyn.

Das aber allerdings dürfte von Interesse, und auch für die Wirksamkeit, welche die Königsberger Bürgergesellschaft etwa ausgeübt haben sollte, von Wichtigkeit befunden werden, daß der eine und der andere offen darlegte, was ihn für Beweggründe zu jener socialen Verbindung getrieben. —

Der Verfasser nun hat es — soll er in Bezug auf die vorherrschende Richtung der Zeit für sich einen Uebelstand darin finden? — als seine Aufgabe erkannt, vom Standpunkte des Idealismus aus die Welt zu begreifen, sich, und so weit es ihm möglich, auch andere dadurch zu fördern, freilich von einem Idealismus aus, der vorzugsweise die wahre Wirklichkeit selbst ist, und auf seine fernere Verwirklichung hinarbeitet. Man sollte aber gar nicht glauben, wie unwürdig und platt viele über das Wesen der Idee unterrichtet sind, wie sie an die confuseste, ordinärste Vorstellung mehr glauben, als an die Idee und deren durchgreifende Macht in der Natur und Geschichte. Kein Standpunkt wird in unseren Tagen mehr verkannt, willkürlicher taxirt als der des ideellen Elements, während doch derselben Zeit die Ideen bereits an der Ferse brennen, ihr keine Ruhe lassen, und den Parteienkampf so lange zu den hellsten Flammen schüren, bis sie, diese Ideen, verwirklicht seyn werden. Hätten viele Zeitgenossen ein tieferes und vernünftigeres Glauben und Wissen an

und um Gott, so hätten sie auch sehr bald das rechte Glauben und Wissen in Betreff der Ideen. Man wird indessen sehr bald einsehen lernen, und die tiefer Blickenden haben es bereits eingesehen, wie weit man in der Gegenwart mit den bloß materiellen Hebeln gelangt, wie es die Freiheit des Geistes und seine Rechte bereits im Principe tödten heißt, vollends aber eine förmliche Herausforderung der Macht des physisch Stärkeren, also auch der Reaktion ist, wenn man allein die materiellen Faktoren in dem Grade in Anschlag bringt, als man sie leider in der letzten Zeit in Anschlag gebracht. Aber man wird, wie gesagt, den praktischen Idealismus schon wieder in seinem unendlichen Werthe für die Gesellschaft anerkennen müssen. Schon die Vernachlässigung der strengsten Sittlichkeit, der strengsten Wahrheitsliebe erkennt man bereits als eine der furchtbaren Consequenzen des modernen Materialismus. Was ist aber auch sogar alle Sittlichkeit, ohne die Religion, die man in der neueren Zeit bekanntlich erst recht grob verkannt hat? — Und hier müßte wohl selbst dem Verblendetsten ein Licht aufgehen! Daß nämlich in diesem Augenblicke die für manchen gewiß überraschende, unwillkürliche Wendung eintritt, daß die sociale Bewegung einen religiösen und noch dazu einen kirchlichen Charakter annimmt, das ist die ernste Nemesis, welche für die vernachlässigte Sittlichkeit Genugthuung fordert, und vor allem die Religion selbst in deren Rechte wieder einsetzen wird, um so auch den wahren Socialismus, wie sehr er den Männern des Rückschritts verhaßt ist, in die Gegenwart einzuführen.

Von seinem Standpunkt betrachtet nun ist dem Verfasser die Religion für den Menschen das Universellste, das Höchste, was es nur giebt, freilich eine Fassung der Religion, wie sie von der der sogenannten Gläubigen, vollends aber von der

der Ungläubigen bedeutend abweichen dürfte. Er wird sich in seiner Religionsphilosophie darüber des Weiteren auslassen. Die Religion nun drängt den Verfasser zu einer höheren Persönlichkeit hin als die ist, welche jeder bloß an sich selbst hat, nicht aber so, daß der Verfasser damit das Selbstständige in der individuellen Persönlichkeit gering achten sollte. Der Verfasser findet aber darin mit dem Zeitalter sich im vollsten Einklange, daß auch dieses darauf hinarbeitet, die Persönlichkeit des Einzelnen zu potenziren durch die Gesellschaft. Diese große Arbeit, welche die Gegenwart übernommen, und woran Königsberg eine so lebhafte Betheiligung hat, ist eben die sociale Bewegung, ihr nächster Zweck der Socialismus. Aber auch damit soll doch in keiner Weise gesagt seyn, daß etwa nur der Socialismus der Zweck der Religion sey. Wohl aber ist aller wahre Socialismus so sehr religiöser Natur, daß er zunächst auch nur auf dem Wege der Religion verwirklicht werden kann.

Wie nun der Verfasser bereits zwei Jahre vor dem Entstehen der Königsberger Bürgergesellschaft in seinen Vorlesungen über sociales Leben und höhere Geselligkeit auf das Nothwendige einer Erweiterung des Persönlichen durch die höhere Gesellschaft, und wo möglich durch die Geselligkeit der Nation, ja der Völker mit Völkern hingedeutet hatte, und wie er eine Annäherung dazu in der Königsberger Universitäts-Jubelfeier wirklich erlebt, so mußte er, bei einem noch umfassenderen Gedeihen des Socialen in der Königsberger Bürgergesellschaft, sich auf's Lebhafteste aufgefordert fühlen, diesem Vereine beizutreten.

Die mächtige, heilsame Wirkung, welche die Königsberger Bürgergesellschaft auf den Einzelnen wie auf die Gesammtheit auszuüben vermochte, mußte jedem sogleich deutlich werden, der anders mit einem vorurtheilslosen Blick und mit Empfänglich-

keit für einen freieren Verkehr in derselben zu verweilen Gelegenheit hatte. Wir wollen nicht weiter dabei stehen bleiben, welchen Gewinn für den mündlichen Ausdruck und zwar besonders für die populäre Darstellung hier ein jeder sich aneignen konnte, welche Erstarkung des gesunden Nationalbewußtseyns aus jener Geselligkeit der Bürger mit Bürgern, ohne Unterschied des Standes, wie wir solche in diesen Blättern bereits geschildert haben, hervorgehen mußte. Wir wollen jetzt nicht weiter darauf eingehen, daß hier der Ehrengeist einen wirklichen, noch viel individuelleren Gehalt zu bekommen Gelegenheit hatte, als in so vielen Fällen, in denen man so leichtfertig mit dem Worte Ehrgefühl umspringt, während aus dem wahrhaften Ehrengeiste des Bürgerthums ein Patriotismus erblüht, in dem der Staat und die Kirche ihre unwandelbare Sicherheit finden. Wir wollen hier nur bei der Sittlichkeit im specielleren Sinne etwas genauer zusehen, das sittliche Handeln einmal unser besonderes Augenmerk seyn lassen.

Auch das sittliche Handeln einer Gesellschaft wird im Allgemeinen ein segensreicheres, nachhaltigeres seyn, als wenn nur der Einzelne so handelt, obwohl dieser alles Preises werth ist, wenn er in einer Gesellschaft den ersten Anstoß zu einem solch' sittlichen Handeln giebt. Um nun ausdrücklich hier auch diese Seite der Königsberger Bürgergesellschaft nach Gebühr hervorzuheben, so wollen wir außer vielen anderen, dessen wir gedenken könnten, nur des folgenden, ganz bestimmten Ereignisses hier erwähnen.

Herr Bernhardi, Sekretär der Königsberger Börsenhalle, hält am 14ten April 1845 in unserer Bürgergesellschaft einen Vortrag über die „Verbesserung der Lage und der Aus-

sicht in die Zukunft des weiblichen Gesindes." Herr Bernhardi hebt darin unter andern folgende Punkte hervor.

Die zu beantwortende Frage ist von der größten Wichtigkeit, sie schließt sich einem andern Thema an, welches in der Königsberger Bürgerversammlung ebenfalls kürzlich zur Sprache gekommen, wie nämlich „die Lehrlinge der Handwerker durch zweckmäßige Vorbereitung in ihren Mußestunden zu tüchtigeren Leistungen in ihrem Beruf und zu sittlicherer Führung heranzubilden" seyen. Der weibliche Dienstbote, für dessen Erziehung zu Hause in der Regel wenig gethan ist, wird die Dienstzeit bei einer guten Herrschaft als eine fortgesetzte Erziehung zu betrachten haben, ist er aber in der Wahl des Dienstes minder glücklich, so wird die Verwahrlosung seiner sittlichen Anlagen sich steigern, sein Unglück zunehmen, vielleicht durch eine übereilte Heirath das Elend sich vollenden. Armuth, Unsittlichkeit, Jammer brechen über eine ganze Familie herein. Gerade das treue, ehrliche Gesinde wird während seiner Dienstzeit am wenigsten von seinem Lohn erübrigen. Während alles seine Lage verbessert, sieht der Dienstbote einer öden, traurigen Zukunft entgegen. Daher tritt denn auch so leicht eine Art Stumpfheit ein. Die Aufgeweckteren suchen in der Lotterie, auf dem Tanzboden ihr Heil, und finden vielleicht nur größeres Unheil. Ein solcher Zustand des Gesindes ist für die Herrschaft, die Familie selbst nachtheilig. Abhülfe dieses ganzen Elends thut im höchsten Grade Noth. Es fehlt dem Gesinde 1) die nöthige Vorbereitung zum Dienste; 2) die ausreichende Belohnung für mehrjährige, treue Dienste bei einer und derselben Herrschaft. — Was den ersten Punkt angeht, so müssen diejenigen Kinder, welche einst auf den Dienst gewiesen sind, zwischen der Einsegnung und ihrem Dienstantritt mit ihren künf-

tigen Pflichten und mit der nöthigen Geschicklichkeit in einer zu diesem Beruf zu gründenden Anstalt (welche die Kinder in jeder Woche zu besuchen haben) bekannt gemacht werden. — Was den zweiten Punkt betrifft, so „bestände die Belohnung mehrjähriger, treuer Dienste bei einer und derselben Herrschaft in Prämien, deren Höhe sich natürlich nach der Dauer der Dienstjahre richten, und deren Ertheilung in Folge einer zu veranstaltenden Verloosung jährlich am zweiten Weihnachtstage im Beiseyn des Frauenvorstandes und gewiß auch vieler Frauen, in deren Dienst die zu belohnenden Mädchen stehen, erfolgen würde." Alles, was man früher in dieser Hinsicht in der edelsten Absicht gethan, war nicht ausreichend, weil die Anerkennung des Verdienstes durch die Belohnung zu spät eintrat, indem sie erst etwa nach 15 oder 20 Jahren erfolgte, aber auch dann noch zweifelhaft seyn konnte. „Wenn wir daher — fährt der Redner fort — schon nach dem vierten Jahre der Stiftung 100 Prämien an Gesinde, das während dieses Zeitraums bei einer und derselben Herrschaft treu gedient, ertheilen, welche in ermäßigter Anzahl von 3 zu 3 Jahren ansehnlich erhöht werden könnten; wenn diese ersten 100 Prämien auch nur aus Gewinnen von resp. 10 und 5 Thlr. oder einem Stücke Hauslinnen à 3 Thlr. 10 Sgr. bestünden; wenn dann bei einer größeren Anzahl der Gleichberechtigten eine Vorverloosung darüber entschiede, wer zur Gewinnverloosung und wer nicht in diesem Jahre dazu gelangen soll; wenn die also Leerausgehenden im folgenden Jahre ohne Vorverloosung zur Gewinnziehung gelangen; wenn schon nach 10 oder 12jährigem treuem Dienst beim Ausscheiden aus diesem Verhältniß durch Verheirathung eine Aussteuer von 50 Thlr. gegeben; ja wenn sogar dem, Alters halber zum Dienste nicht mehr fähigen Gesinde ein versorgendes Asyl in Aussicht gestellt werden könnte; dann

dürfte alles dieses wohl ein Band seyn zum längeren Aushalten im Dienste bei einer und derselben Herrschaft, das nicht jeder Unmuth über wirklich erfahrene oder nur vermeinte Härte so leicht zerreißen könnte." Und an einer anderen Stelle heißt es: „Es liegt aber in der Natur der Sache, daß der Ausschluß von der Theilnahme an dieser Anstalt immer geringer werden muß, weil jedes nur einigermaßen ordentliche Gesinde sich scheuen wird, bei einem nicht Betheiligten in Dienst zu treten, wo ihr keine Belohnung von der Anstalt, und vermuthlich auch sonst nichts Gutes bevorstände; und wer die Theilnehmer an der Anstalt sind, würde jedes Gesinde aus einem alphabetischen Verzeichniß erfahren können."

Dieser in der Königsberger Bürgergesellschaft gehaltene Vortrag findet einen außerordentlichen Anklang, der am schönsten durch die That gekrönt wird, indem nicht nur eine große Zahl von Mitgliedern des Bürgervereins, sondern auch viele andere Bewohner unserer Stadt an dem beabsichtigten Werke Theil nehmen. Eine Commission wird gebildet. Folgende Liste cirkulirt:

„Aufforderung zur Bildung eines Vereins zur Belohnung treuer weiblicher Dienstboten."

„In Veranlassung des in der Bürgerversammlung vom 14ten April d. J. gehaltenen bereits im Druck erschienenen Vortrages*) des unterzeichneten Sekretairs Bernhardi über Verbesserung der Lage des weiblichen Gesindes sind die Unterzeichneten zusammengetreten, um einen diesen Zweck verfolgenden Verein zu gründen.

---

*) Man vergleiche das Weitere: Ostpreußisches Bürgerblatt, X. Königsberg, 1845. Bei Theodor Thelle.

Sie nehmen für diesen Verein die Theilnahme, für sich selbst das Vertrauen ihrer Mitbürger in Anspruch.

Sie sind über folgende Grundzüge des Vereins übereingekommen:

1) Der Zweck des Vereins ist: Belohnung treuen weiblichen Gesindes, Errichtung einer Versorgungs-Anstalt für dienstunfähige weibliche Dienstboten, Gründung einer Unterrichts-Anstalt für die zum Dienen bestimmte weibliche Jugend und Aufbringung der dazu nöthigen Geldmittel.

2) Der geographische Bezirk der Wirksamkeit des Vereins wird durch den Polizeibezirk der Stadt Königsberg bestimmt.

3) Die zu ertheilenden Belohnungen werden nur solchen weiblichen Dienstboten gewährt, welche mindestens durch vier hintereinander folgende Jahre bei einer dem Verein angehörigen Brodherrschaft treu und tadelfrei gedient haben.

4) Als weibliches Gesinde werden diejenigen weiblichen Dienstboten betrachtet, von denen der Magistrat den Lohngroschen erhebt.

5) Der ad 3 erwähnte vierjährige Zeitraum wird vom 2ten Juli dieses Jahres ab gerechnet.

6) Der Prämienfonds wird durch Beiträge der Herrschaften von wöchentlich vier Pfennigen für jeden weiblichen Dienstboten aufgebracht.

7) Die Beiträge werden vierteljährlich durch besondere Einsammler eingefordert. Es steht den Theilnehmern frei, den Beitrag für ein Jahr mit einem Male zu entrichten.

8) Die Zahlungen werden von den mitunterzeichneten L. Funke und Robert Warschauer in Empfang genommen,

und die Quittungen von diesen beiden Theilnehmern gezeichnet.

9) Die Vertheilung der Prämien, deren Höhe sich nach der Größe des Fonds und der Menge der Berechtigten richtet und ebenfalls durch das Loos geregelt wird, erfolgt öffentlich.

10) Die Unterzeichneten legen mit Ablaufe jedes Jahres einer aus zwei Stadtverordneten und einem Magistratsmitgliede zu bildenden Commission über das Resultat ihrer Verwaltung Rechnung ab, und machen das desfallsige Ergebniß öffentlich bekannt.

11) Die Unterzeichneten verwalten ihre hiermit übernommenen Funktionen vier Jahre lang bis nach Beendigung der ersten Prämien-Vertheilung.

12) Die Unterzeichneten werden sich bemühen, im Laufe dieser vier Jahre eine dem Unterrichte und der Vorbereitung der zum Dienen bestimmten weiblichen Jugend gewidmete Anstalt in's Leben treten zu lassen.

Die Unterzeichnung erfolgt, in Ermangelung anderer Veranlassung, bei den Herren Bezirksvorstehern, deren gütige Mitwirkung die Unterzeichneten vorauszusetzen sich erlauben. Der ausführliche Plan über die Erreichung der ad 1. angedeuteten Zwecke wird im Laufe des ersten Verwaltungs-Jahres bekannt gemacht werden.

Königsberg, den 25ten April 1845.

Bernhardi. Broschy. Crelinger. Dinter. Ludwig Funke. Heinrich. Robert Warschauer."

Es sind im Interesse dieses wahrhaft menschenfreundlichen, großartigen Unternehmens gegenwärtig an unserem Orte bereits

für 1300 Dienstboten Beiträge eingegangen, und täglich finden sich neue. Es muß aber vor allem dem edeln Gründer dieser Stiftung, Herrn Sekretär Bernhardi, ein schönes Bewußtseyn gewähren, ein Werk hervorgerufen zu haben, welches einen unberechenbaren Segen nach sich ziehen wird, aber es gereicht dann auch der Königsberger Bürgergesellschaft zu bleibender Genugthuung durch jenen ihren vortrefflichen Mitbürger ein solches Denkmal sich selbst gesetzt zu sehen.

Außerdem gedenken wir noch zu bestimmtem Beleg, wie bereitwillig man an unserm Orte ist, jene humane Veranstaltung zu fördern, eines Ehrenmannes, dessen Namen zu nennen uns leider nicht gestattet wird, welcher zum Fonds des Unternehmens einen Staatsschuldschein von 50 Thalern gegeben.

Was aber des Erfreulichen in der angeregten Sache sonst noch erwähnt zu werden verdient, und was auf's Neue beweisen mag, wie im Socialen alles bloße Parteiinteresse einem höheren weicht, ist dieses, daß zu jenem Werke Personen von den verschiedensten Parteien, von den abweichendsten Ansichten und Richtungen beizusteuern eilen, so daß sie sich hier, wo es unmittelbar das Wohlthun gilt, versöhnt gleichsam die Hand reichen, und man daraus eben ersieht, wie die Menschen doch auch wieder nie so unfriedfertig und vorurtheilsvoll, nie so ganz uneingedenk des Gemeinsamen sind, als die Coterie-Leidenschaft sie schildern möchte. — Welch' herrliche Leistungen ließen sich noch ferner durch die sociale Bewegung in Kurzem hervorrufen, wenn man zunächst nur immer die große sittliche Aufgabe des Jahrhunderts vom Standpunkt des Socialen aus vor Augen haben wollte! —

Aber auch außerhalb unserer Stadt, bis in die Ferne hin, hat jenes Unternehmen Freunde und humane Beförderer gefun-

den. Oberbürgermeister Phillipps zu Elbing hat, nach den uns zugekommenen Mittheilungen, an dem genannten Orte ebenfalls ein Unternehmen der Art in Gang gebracht. — Der Geheime Regierungs-Rath von Unruh in Liegnitz hat sich zu gleichem Zwecke die nöthigen Papiere ausgebeten, und der dortigen Stadtbehörde bereits eine Summe Geldes überwiesen. — Ein Senator in Hamburg ist gegenwärtig mit derselben Angelegenheit sorgsam beschäftigt, und, wie wir hören, wird auch in Kopenhagen schon etwas Aehnliches hervorgerufen.

Es ist in unserer Zeit allerdings — wie wir denn auch selbst es gethan — den Parteien als solchen, namentlich den politischen, der Vorwurf zu machen, daß sie das Sittliche vernachlässigt haben. Sie gelangen leicht, oft früher als sie es glauben, zu dem mit Recht so verrufenen Grundsatz, der alle Sittlichkeit vergiftet: der Zweck heiligt die Mittel. In der socialen Bewegung aber wird, ihrer eigensten Natur nach — eine bleibende Verbindung ist nur unter Guten möglich — ganz besonders wieder die ethische Lauterkeit in Anspruch genommen. Eben weil der Socialismus vor Allem vom Sittlichen ausgeht und auch im Sittlichen schaffen will, so hat er sich in unsern Tagen auch so angelegentlich mit dem Pauperismus beschäftigt, denn der Pauperismus hat, wie vor allem nicht vergessen werden mag, auch ein moralisches Elend zur Folge.

Hätte man nun innerhalb der socialen Bewegung die Bürgergesellschaften gewähren lassen, so würden sie eine gründliche Umgestaltung, eine wahrhafte Wiedergeburt des sittlichen Lebens der Oeffentlichkeit hervorgebracht, und den Fanatismus der Parteien wieder zum gesunden, aber auch zum reiferen Volksbewußtseyn genöthigt haben. Die Bürgergesellschaften indessen konnten, wie wir an der unsrigen gleich sehen werden, unterdrückt

werden, die sociale Bewegung ist das nicht zu Unterdrückende. Sie wird sich neue Bahnen zu eröffnen wissen, und mit beschleunigter Schnelligkeit das erreichen, was sie nach dem Gesetz der Geschichte erreichen muß. Doch — wir haben in dem Angedeuteten erst unsern eigenen Tod zu feiern, durch den auch wir zu neuem Leben hindurch müssen und auch sicher gelangen werden, und so sprechen wir daher zunächst von der Aufhebung der Königsberger Bürgergesellschaft.

Aufhebung der Königsberger Bürgergesellschaft.

Es war ein warmer Apriltag, der 28. des Monats, einer von jenen unserer nordischen Frühlingstage, welche mit ihrer Gewitterschwüle dem Fremden ein Klima vortäuschen, welches wir eigentlich nicht haben, die Vegetation in einer Ueppigkeit hervorrufen, welche die nächste Nacht schon wieder in Winterfrost begräbt. Kurz, es war einer jener Tage voll Täuschung, wie sie auch in der Politik vorkommen. Ein herrlicher Regen hatte alles erquickt, und doch lag noch immer etwas Geheimnißvolles, etwas Brütendes in der Atmosphäre, selbst in den Gesichtern der Menschen, die auf der Promenade hin und her wandelten. Gerüchte durchzogen die Stadt, daß heute eine Einschreitung ganz besonderer Art statt finden werde. Man konnte bei so verdächtiger Rede an unsre Bürgergesellschaft denken, denn es war heute ja Montag, und in der Gegend des altstädtischen Gemeindegartens schien sich auch wirklich gegen Abend ein Auflauf bilden zu wollen, während bereits Schaaren von Bürgern, zu denen auch wir gehörten, der Pforte des Eingangs sich näherten.

In der Versammlung selbst auch alles anders wie sonst, etwas Gedämpftes, etwas Gedrücktes, etwas Wehmuthvolles.

Die Abendsonne schien noch in den Saal, und kämpfte mit den Lichtern, welche hier angezündet waren. Die Abendsonne wollte eigentlich den Bürgern sagen, daß sie deren Verbündete sey, daß die Polizei nächstens die Lichter auslöschen, und daß sie, die Sonne, ihnen dann selbst, freilich auf anderen Pfaden Licht geben werde. Aber die harmlosen Bürger verstanden damals die gute Sonne noch nicht!

Und es wurde sehr voll in dem Saale, voller als je. Und die Neophyten kamen, nämlich die junge Bürgergarde rückte an, und mischte sich zu den Abtheilungen der alten. Denn heute war ja der Tag, an welchem eine bedeutende Zahl der schon längst für die Bürgergesellschaft Vorgeschlagenen nach sehnlichem Harren, da einige Vakanzen entstanden waren, aufgenommen werden sollte. Dieser junge Zuwachs ahnte am wenigsten etwas Ungewöhnliches, etwas Arges. Er stürmte, nur in Erwartung ob der Aufnahme in unsre Versammlung, noch munter und ohne Argwohn in's junge Leben hinein. Und es war ein Jubeln des jungen Völkchens, ein Schäkern und ein Lachen, daß man kaum sein eigenes Wort verstehen konnte. Nur uns älteren wollte heute nichts recht von der Zunge gehen, als läge uns ein Ungewitter centnerschwer in den Gliedern, und besonders der Vorstand der Gesellschaft, als wüßte er um manches, was ehestens kommen würde, hatte heute sehr faltenreiche Gesichtszüge, und musterte mit bedenklichem Blicke die gedrängte, unübersehliche Vollzähligkeit der heutigen Bürgerversammlung.

Und der Hammer des Präsidenten schlug auf den Tisch wie sonst, und die Sänger erhoben ihren Gesang wie sonst, und der Präsident kündigte den Beginn der Vorträge an wie sonst. Herr Oberlehrer Witt bestieg den Katheder, und be-

gann eine Vorlesung: zur Geschichte des Luxus in alter und neuer Zeit.

Die Hauptthür des Saales öffnet sich, und bleibt längere Zeit geöffnet. Die Bürger-Colonnen stehen zu dicht an einander gedrängt, als daß man im Geringsten bemerken könnte, was in der Ferne passire. Ein Gelispel, ein Gemurmel entsteht, welches hier und da lauteres aber immer noch undeutliches Sprechen wird. Endlich hört man Fragen: was ist da? was giebt's denn? — Der Redner auf dem Katheder stockt. — Bitten, weiter zu sprechen! rufen Einige. — Keine Unterbrechung! lärmt es von der anderen Seite. — Ruhe! meine Herren, Ruhe! ruft's aus dem Vorstand. — Der Redner auf dem Katheder fährt fort. Er hält aber schon wieder an. —

Es kommt der Ansatz zu einer Bewegung in die Masse der Versammelten von der Thür her, eine Bewegung, die aber wieder augenblicklich nachläßt, da Niemand Raum hat, wohin er sich bewegen könnte. Einige springen auf die Bänke, auf die Tische. Der Vorstand erhebt sich. Stühle werden auf einander gesetzt, um Platz zu gewinnen. Mit knapper Noth bildet sich endlich eine Straße.

Der Präsident der Gesellschaft schreitet durch den Weg, der sich gebahnt hat, steht still, und eröffnet der Versammlung, Herr Polizeipräsident, Dr. Abegg, lasse anfragen, ob die Bürger nichts dawider hätten, wenn er in ihrer Mitte erscheine.

Ein allgemeiner Beifall erhebt sich. Von allen Seiten Stimmen auf Stimmen, welche zu erkennen geben, wie sehr die Ankunft des allgemein verehrten Mannes erfreuen werde. —

Herr Polizeipräsident, Dr. Abegg, nur begleitet von zwei Männern des Vorstandes, tritt in voller Uniform in den Saal, und nähert sich durch die Straße, welche sich noch breiter

gebildet hat, dem Tische, um welchen der Vorstand sich befindet. Der Polizeipräsident ist unverkennbar tief bewegt, und bedarf einiger Zeit, um sich zusammen zu nehmen. Endlich überreicht derselbe dem Kaufmanne Heinrich (Mitgliede und Präsidenten des Vorstandes) ein Schreiben, wendet sich an die Versammlung und spricht:

„Meine Herren! Schon aus meiner Kleidung ersehen Sie, daß ich zur Erfüllung einer amtlichen Pflicht in Ihrer Mitte erscheine. Der gute Sinn, welchen ich an Ihnen stets zu rühmen gefunden habe, bürgt mir dafür, daß Sie bei Anhörung der Ihnen zu machenden Eröffnung, wie schmerzlich sie auch für Sie seyn mag — schmerzlich, sage ich, weil ich weiß, wie lebhaft und freudig das Interesse an dieser Gesellschaft ist — sich innerhalb der gesetzlichen Schranken, mit Ruhe und Besonnenheit dem Unvermeidlichen fügen werden. Ich ersuche den Vorstand, das so eben in dessen Hände gegebene Schreiben zu verlesen, und werde Sie sodann nicht weiter belästigen, sondern Ihnen jede weitere, etwa erforderlich scheinende Beschlußnahme überlassen."

Herr Heinrich liest der Versammlung einen Befehl des Herrn Ministers des Innern, Grafen von Arnim, vor. Der Befehl lautet dahin, die Bürgergesellschaft auf Grund des §. 3. Tit. 6. Thl. II. A. L. R. und Nr. 2. des Publik.-Patents vom 25. Septbr. 1832, als unstatthaft aufzuheben. —

Herr Heinrich hat das Lesen beendet. —

Eine lautlose Stille herrscht in der Versammlung. Es ist die Stille eines allgemeinen, eines unendlichen Schmerzes, eines Unglaublichen, was man in Erfahrung gebracht. Es ist das Schweigen eines Menschen, der so eben von einer Nachricht wie

betäubt worden ist, und für einige Augenblicke die Sprache vergessen hat. —

Endlich hört man einige Worte im Vorstande. —

Herr Heinrich spricht darauf dem Herrn Polizeipräsidenten im Namen der Gesellschaft den Dank für die Theilnahme aus, welche derselbe ihr zu erkennen gegeben. Herr Heinrich erklärt, daß er vermuthe, die Bürgergesellschaft werde den Schutz Sr. Majestät nachsuchen und bittet deshalb den Herrn Präsidenten, die Versammlungen so lange noch zu gestatten, bis die Allerhöchste Entscheidung den Bürgern zugekommen sey. Der Herr Präsident erwiedert, daß er nicht befugt sey, den Befehl des Herrn Ministers zu suspendiren; die gegenwärtige Versammlung müsse die letzte seyn. Nach dieser Erklärung entfernt er sich, indem ein lauter Beifall der Bürger ihn begleitet. —

Jetzt allmählig tritt die rechte Besinnung auf das Unglaubliche auch bei der Mehrzahl ein. Der Schmerz wird jetzt laut und immer lauter. Einen leidenden Menschen zu sehen ist ergreifend. Eine vom Weh erfaßte Gesellschaft zu sehen ist bewältigend, ist für das Individuum vernichtend, ist ein Anblick, den man, auch wohl der Seltenheit halber, nicht zweimal erlebt.

Herr Dr. Jacoby tritt auf den Katheder, und drückt die Erschütterung, die Bestürzung aus, welche die Gesellschaft erfaßt haben. Herr Dr. Jacoby bringt zweierlei in Vorschlag:

1) in einer Immediat-Eingabe um Schutz sich zu bemühen;
2) eine Deputation an den Herrn Oberpräsidenten zu senden, und um einstweilige Beilegung des Ministerialbefehls zu ersuchen. —

Auf beide dieser Vorschläge geht man sammt und sonders ein.

Sogleich bildet sich eine Commission, welche an Se. Majestät, den König, im Nebenzimmer eine Adresse entwirft, und dieselbe der Versammlung vorliest. Sie lautet:

„Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König,
Allergnädigster König und Herr,

Im December vorigen Jahres traten mehrere Bürger Königsbergs zu einer Gesellschaft zusammen, deren Zweck war

durch geselligen Umgang einander in sittlicher und geistiger Bildung zu fördern,

Vorträge erheiternden und ernsten Inhalts, freundschaftliche Besprechungen über gemeinnützige Gegenstände, Musik, Gesang, Deklamation, waren die Mittel zur Erreichung des angegebenen Zwecks. Kein Stand, kein Beruf war ausgeschlossen; nur guter Name und sittlicher Lebenswandel waren die Bedingungen zur Aufnahme.

Bald nach der ersten Zusammenkunft war die Theilnahme, die unsere Gesellschaft erregte, allgemein. Männer aus allen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft, Kaufleute, Gelehrte, Handwerker, Fabrikanten 2c. traten derselben bei, so daß in wenigen Wochen die Zahl der Mitglieder auf 700 heranwuchs, und der Andrang der sich noch Meldenden, die aus Mangel eines entsprechenden Lokals nicht aufgenommen werden konnten, zu dem Beschlusse, eine Bürgerhalle zu erbauen, Veranlassung gab. —

Mit Vorwissen der Polizei versammelten wir uns an jedem Montage in dem Saale des Altstädtsche Gemeindegartens. Der Inhalt der in der Gesellschaft gehaltenen und mit Censurerlaubniß später veröffentlichten Vorträge, die Ordnung und der gute Geist, der ununterbrochen in unsern Versammlungen herrschte, fanden auch außerhalb derselben die allgemeinste Anerkennung,

und selbst der Herr Oberpräsident Bötticher äußerte sich erst vor kurzem gegen eins der Vorstandsmitglieder beifällig über unsere besonnene Haltung. —

Alle Theilnehmer der Gesellschaft ohne Ausnahme ließen es sich angelegen seyn, vollkommen innerhalb der gesetzlichen Schranken sich zu bewegen, und sorgsam Alles zu vermeiden, was irgend Anstoß zu erregen geeignet wäre.

Mit Erstaunen sahen wir daher den Polizeipräsidenten in unsre heutige Versammlung eintreten, der uns die beiliegende Aufforderung zur sofortigen Auflösung der Gesellschaft mittheilte.

Der Minister Graf von Arnim, auf dessen besonderen Befehl diese Aufforderung ergangen, beruft sich auf §. 3. Tit. 6. Thl. II. A. L. R. und Nr. 2 des Publik.-Pat. vom 25. Septbr. 1832 (Ges. S. 1832 S. 216). Der §. 3. Tit. 6. Thl. II. A. L. R. lautet:

„Gesellschaften, deren Zweck und Geschäfte der gemeinen Ruhe, Sicherheit und Ordnung zuwiderlaufen, sind unzulässig und sollen im Staate nicht geduldet werden.“

Aus der obigen Darstellung der Entstehung und Entwickelung der Gesellschaft geht hervor, daß deren Zweck und Geschichte nicht im geringsten der gemeinen Ruhe, Sicherheit und Ordnung zuwiderlaufen, daß folglich das vom Minister angezogene Gesetz auf unsere Gesellschaft nicht im entferntesten Anwendung finden kann.

Eben so wenig paßt auf uns Nr. 2. des Publ.-Pat. von 1832. In diesem heißt es:

„Alle Vereine, welche politische Zwecke haben, oder unter andern Namen zu politischen Zwecken benutzt werden, sind in sämmtlichen Bundesstaaten zu verbieten, und ist gegen die Ur-

heber und die Theilnehmer an denselben mit angemessener Strafe vorzuschreiten."

Unsere Gesellschaft ist weder ein politischer Clubb noch eine Volksversammlung;*) sie hat keine staatsgefährlichen Zwecke, und ist auch unter anderm Namen niemals zu dergleichen Zwecken benutzt worden. Daß selbst nach der Meinung des Herrn Ministers von Arnim dies nicht der Fall gewesen, ergiebt sich offenbar daraus, daß gegen kein Mitglied der Gesellschaft die im Gesetz gebotene Untersuchung verhängt worden ist. Des Herrn Ministers von Arnim Strenge in Aufrechterhaltung der Gesetze ist zu bekannt, als daß dieser Schluß nicht vollkommen gerechtfertigt erscheinen sollte.

Im Bewußtseyn unserer reinen Absicht müssen wir uns gegen ein Mißtrauen, das ruhige Bürger mit Aufwieglern auf eine Linie stellt, verwahren, und Ew. Majestät hohen Schutz gegen ein Verfahren anrufen, das uns durch kein Gesetz gerechtfertigt erscheint. — Vor hundert Jahren schon versammelten sich in demselben Lokale, wo wir uns jetzt befinden, die Bürger Königsbergs, um eben so wie wir Erholung von ihren Berufsgeschäften zu finden und über ihre Interessen sich zu besprechen.

Es kann unmöglich Ew. Majestät erhabener Wille seyn, daß uns verwehrt werde, was unsern Vätern erlaubt war.

---

*) Wenn in unserer Darstellung eines Abends in der Bürgergesellschaft einmal ausdrücklich dem Politischen das Wort gesprochen wird, so ist damit kein politischer Zweck der Bürgergesellschaft gesetzt, und es ist daselbst der Ausdruck Politik eben so uneigentlich gebraucht, wie das Wort Volksversammlung. Die eigentliche Volksversammlung bildete sich unwillkürlich in Königsberg erst nach der Auflösung der Bürgergesellschaft, wie wir später zeigen werden.

Die ausgesprochene landesväterliche Absicht unsres Königs: den Gemeinsinn der Bürger zu wecken und zu beleben, hat in uns den ersten Gedanken zur Begründung der Gesellschaft rege gemacht, und ist uns zugleich Bürgschaft für die Erhörung unsrer ehrfurchtsvollen Bitte:

Ew. Majestät wollen das fernere Fortbestehen unsrer Gesellschaft zu gestatten geruhen.

In tiefster Ehrfurcht

Ew. Königl. Majestät

Allerunterthänigste

treue Bürger."

Unterdessen ist es in unserer Gesellschaft zu den stärksten Ausbrüchen des Schmerzes gekommen. Redner auf Redner sind aufgetreten, um, obwohl selbst vom Schmerze gepreßt, vom allgemeinen Unglücke tief niedergebeugt, dennoch, so gut es gehen will, die geliebten Mitgenossen zu beruhigen, ihnen eine Hoffnung zu erhalten, die man selbst kaum noch übrig haben mag.

So spricht namentlich Herr Dr. Motherby, der jüngere, vom Katheder aus Worte, die mit einer solchen Innigkeit und Mannhaftigkeit zugleich, die mit einem so natürlichen Ausdrucke des tiefsten Weh's in die Gemüther dringen, und dadurch den Schmerz eben erleichtern, daß man es hier erfahren kann, was es heißt, von einem allgemeinen Pathos ergriffen zu werden.

Aber auch aus der Versammlung selbst lassen sich hier, da, dort Stimmen vernehmen. Man beweist sich untröstlich. Man will das Erlebte nicht glauben. Man will andere und sich zu neuem Muthe erheben. Man giebt lauten Rath und verwirft ihn schon wieder. Man eröffnet Aussichten in günstige Mög-

lichkeiten, aber schon siegt bei andern, bei den meisten wieder die Verzagtheit. Die Uebermacht des Schmerzes durchhallt den Saal. Man gesteht sich laut, heute einen der fühlbarsten Verluste erlitten zu haben, heute eine Trennung zu erfahren, die man nie vergessen könne, da man die glücklichen Stunden nie vergessen werde, die man hier verlebt. —

So ist denn, spricht der Eine mit zitternder Stimme, auch die Stunde Erholung, rechter Erquickung dahin, die unser Eins in so herben Zeiten, wie die jetzigen, nach einer ganzen Woche voll Arbeit, voll Sorge und Noth, hier noch finden konnte! —

Ja, weiß Gott! sagt der andere, man erfuhr hier immer etwas, was einem für eine ganze Woche, für's ganze Leben Stärkung, Kraft geben konnte. Man bekam's hier doch zu hören, daß man auch ein Mensch sey, und auch eine unsterbliche Seele habe, die auch, und mit Recht, ihre Nahrung und Erhebung verlange. Man lernte sich hier bei aller Bescheidenheit doch auch etwas zutrauen, kurz, man lebte hier auf, und rührte sich in seinem Geschäfte für die anderen Tage nur um so rüstiger. —

Ich kann Ihnen die Versicherung geben, meine Herren, nähert sich ein dritter Bürger, daß ich eine wahre Herzensangst habe, nach Hause zu kommen. Mein treues Weib, meine guten Kinder werden untröstlich seyn, wenn ich ihnen mittheile: hört, unsere Gesellschaft, Montag Abends, hat aufgehört! — Es war, meine Herren, ich sage Ihnen nicht zu viel, immer ein Fest für die Meinigen, wenn ich ihnen erzählte, was des Nützlichen, des Erheiternden alles uns Bürgern vorgekommen. Noch Abends spät, wenn ich nach Hause gelangte, mußte ich ihnen erzählen, und alle Abend mehr erzählen, und das alles ist nun hin! —

Ich habe hier, nimmt wieder der Erste das Wort, Leute kennen gelernt, Ehrenmänner, wie ich sie noch nirgend anders gefunden habe, die mir mit Rath und That entgegengekommen sind, die ich früher für stolz gehalten hatte, und in denen sich mir nun die reinste Menschenliebe, die brüderlichste Gesinnung kund geben sollte. Ich bin, meine Herren, ein geborener Königsberger, ich bin viele Jahre in der Fremde gewesen, ich habe mit den verschiedenartigsten Menschen Umgang gehabt, aber ich bin nirgend so glücklich gewesen als hier in Königsberg, und zwar erst in dem letzten halben Jahre, seitdem unsre Bürgergesellschaft zusammengetreten ist. Ich habe von da ab meine Vaterstadt, mein Vaterland erst recht aus dem Grunde lieben gelernt. Und wenn auch Leiden und Kreuz an die Thür klopften und mich heimsuchten, ich dachte: i nun, was ist's? du sprichst Montag dein Herz darüber aus in der Bürgergesellschaft, da wird es schon wieder erträglich werden, da wird dir ein Freund schon wieder den Weg weisen, den du gehen sollst. Das, meine Herren, soll aber alles jetzt aufhören! — —

So theilte man an derselben Stelle heute sein innerstes Herzweh einander mit, wo noch vor acht Tagen um dieselbe Zeit Fröhlichkeit und Lust unter den Tönen der Musik und der Sprache sich geregt hatten, und wo die Gegenwart durch den Hinausblick in eine noch reichere Zukunft unendlich erhöht worden war. Wahrlich, es müßte der roheste, der schadenfroheste unserer Gegner gewesen seyn, der, wenn er diese Trauer-Stätte nicht einer leidenden Familie, nein, einer ganzen, vom Schmerz hingenommenen Versammlung diesen Augenblick besucht hätte, der nicht mitergriffen vorden wäre von diesen Ausdrücken eines allgemeinen Wehgefühls, einer allgemeinen Trostlosigkeit.

Der Schmerz will sein Recht haben. Aber, wenn er es erhalten hat und das Herz rein ist, und man sich sagen darf, das Beste gewollt zu haben, dann erhebt sich der Mensch wieder zu neuer Daseynsfrische. Die Adresse war aufgesetzt und vorgelesen. Eine Deputation von Bürgern hatte sich zum Herrn Oberpräsidenten Bötticher begeben. Sie wurde bereits jeden Augenblick zurückerwartet. Inzwischen eröffnete sich wieder eine neue Scene, die in einer so menschenreichen Versammlung einen Akt darstellte, der einzig in seiner Art genannt werden mag. —

Meine Herren, erhebt sich eine Stimme aus dem früheren Vorstande, (denn unsre Bürgergesellschaft hat ja aufgehört,) die Adresse an Se. Majestät, unsern König, welche Ihnen mitgetheilt worden ist, wird Ihnen zur Unterschrift vorgelegt werden. Die Herren, welche der Adresse ihre Zustimmung gegeben haben, werden gebeten, auf der Stelle ihre Namen zu unterzeichnen, da die Adresse noch heute Abend, und zwar sehr bald nach der Unterschrift, der Post übergeben werden soll, damit sie noch heut per estafette abgehe. Es werden zu jenem Behuf sogleich zwei Listen, die eine auf dem Katheder, die andere auf dem Tische des Vorstandes ausgelegt werden. Die Herren werden daher in aller Ruhe sich so ordnen, und in Bewegung setzen, daß sie von dem Hintergrunde des Saales her nach dem Tische und dem Katheder ziehen, unterschreiben, und sich dann nach der Hauptthür begeben, damit kein Gedränge entsteht zwischen denen, welche bereits unterschrieben, und denen, die noch nicht unterschrieben haben. —

Und also geschah es. — In zwei mächtigen Colonnen rückte man in der angegebenen Richtung nach den bezeichneten Orten

hin, und wieder hinweg. Dieser Zug hatte etwas höchst Seltsames, etwas Wunderbares, Ergreifendes. Es war eine etwas langsame und dennoch höchst belebte Procession des Socialismus. Ja es war, wenn man will — wahrhaft tragisch — der Leichenzug, durch den die Königsberger Bürgergesellschaft sich selber zu Grabe bestattete, wie ja auch kirchliche Processionen zuweilen innerhalb des Gotteshauses umzugehen pflegen. Hunderte von Menschen und wieder hunderte in einem bestimmt abgegrenzten Lokale bewegen sich nach zwei festen Punkten hin, damit jeder Einzelne die Feder ergreife, sie eintauche, und seinen Namenszug zeichne. Jeder dieser Namen gehört einem Menschen, einem Bürger an, Jeder wünscht eine mit vernehmbare Stimme zu seyn in dem Chore der allgemeinen Bitte, und wünscht ebenfalls von seinem Könige gelesen zu werden. Stockungen auf Stockungen entstehen in der Bewegung dieses unendlich scheinenden Zuges. Je näher man an die erwähnten Stellen kommt, desto stärker wird unwillkürlich das Gedränge. Mancher fürchtet, nicht mehr heran zu kommen. Er kann den Augenblick nicht mehr erwarten, um für eine so Herz bewegende Angelegenheit doch auch seinen Namen zu unterschreiben. Dazwischen rauscht und lärmt das wüsteste Durcheinander des Gesprächs. Der Vorstand hat zu thun, die zu laut Gewordenen zu beruhigen, die zu Hastigen zu mäßigen, die, welche bereits unterschrieben haben, und sich in den Saal hinein begeben wollen, zu ersuchen, sich der Ordnung halber mehr auf der einen Seite zu halten.

Endlich entsteht eine neue Unruhe. Der Zug hält in beiden Richtungen an. Die Unterschreibung selbst wird jetzt ganz und gar unterbrochen. Die Deputation ist zurück. Man hört, man spürt, man fragt, man horcht. —

Meine Herren, eröffnet endlich ein Mitglied des Vorstandes, meine Herren, es kommt darauf an, ob es zweckmäßiger befunden wird, daß die Unterschriften erst vollendet werden, oder ob Sie es vorziehen, erst die Nachricht zu vernehmen, welche uns die Deputirten überbringen.

Erst die Nachricht mittheilen, die Nachricht mittheilen! lärmt und donnert es von allen Seiten. —

Alles will jetzt nicht bloß hören, es will auch sehen. Die Stühle, die Bänke, die Tische füllen sich mit Bürgern. Ja, einige steigen in Eile auf die Brüstungen des Ofens. Eine Hast, ein Gewirre, ein Gelärm erhebt sich, daß man glaubt, die Bürgergesellschaft solle zum zweiten Male aufgehoben werden. —

Die Nachricht mittheilen! Die Nachricht! donnert und tobt es schon wieder. —

Beruhigen Sie sich, meine Herren, beruhigen Sie sich! Herr Heinrich, der an der Spitze der Deputation steht, wird Ihnen auf der Stelle Auskunft geben. —

(Herr Heinrich tritt an den Tisch.)

Meine Herren, spricht der Genannte, in einem sehr gedämpften, Schmerz erfüllten Tone, meine Herren, wir verfügten uns Ihrem Wunsche gemäß sogleich zum Herrn Oberpräsidenten Bötticher. Wir fanden ihn aber nicht in seiner Behausung, sondern in der Wohnung des Herrn Erb-Land-Forstmeisters von Burgsdorf. Wir wurden auf der Stelle vorgelassen, brachten unser Gesuch an, worauf aber der Herr Oberpräsident erwiederte, er sey nicht berechtigt, den Befehl des Herrn Ministers, die Bürgergesellschaft aufzuheben, zu suspendiren. Wenn dieselbe auch bis dahin legal in ihren Verhältnissen sich gezeigt habe, so dürfe doch die Möglichkeit nicht geläugnet werden, daß

sie künftig einmal zu ungesetzlichen politischen Absichten benutzt werden könne. — —

Eine allgemeine Stille tritt in der Versammlung auf's Neue ein, eine Stille, die nur sehr allmählig unterbrochen wird. —

Vor Allem, meine Herren, erhebt sich ein Mitglied aus dem früheren Vorstande, vor Allem haben wir jetzt die Unterschriften zu beendigen! —

Der Zug setzt sich denn auch sofort in Bewegung, und es dauert nicht lange, so sind die Unterschriften, etwa 500 an der Zahl, vollendet. Es ist aus der Angabe dieser Summe, wie dieselbe uns aus zuverlässiger Quelle mitgetheilt worden, zu ersehen, daß es doch Viele unter uns gegeben hat, welche nicht unterschrieben, sondern, die sich — wie man zu sagen pflegt — zu drücken vorzogen, obwohl einige auch aus dem Grunde fortgegangen seyn sollen, weil der Vorgang der Unterschreibung zu sehr sich verzögerte.

Meine Herren, läßt sich die obige Stimme aus dem früheren Vorstande noch einmal vernehmen, die Adresse an Se. Majestät, unsern König, wird spätestens innerhalb einer Stunde nach der Post geschickt, und geht heute noch, ich wiederhole es für diejenigen, welche es früher überhört haben sollten, per estafette an den Ort ihrer Bestimmung ab. Der frühere Vorstand wird nicht unterlassen, sobald die Antwort auf die Adresse bei uns anlangt, in einer passenden Weise die Mitglieder unserer einstigen Bürgergesellschaft davon, wie von dem Inhalte selbst, in Kenntniß zu setzen. —

Aber, meine Herren, folgt schon wieder ein neuer Redner, wie wird es in der nächsten Zeit mit uns werden? Das Unglaubliche ist für uns heute wirklich geworden, das, was uns

Feinde und ängstliche Freunde manchmal vorausgesagt haben, es ist heute in der That eingetreten! Als Bürger, als Mitglieder einer geschlossenen Gesellschaft, die sich, als solche, alle Montage des Abends im Altstädtschen Gemeindegarten zu Königsberg versammelte, haben wir aufgehört zu existiren. Werden wir deßhalb, meine Herren, aufhören, auch als Menschen zu existiren? Theure Bande sind hier geknüpft worden. Werden wir auch als Menschen von einander lassen können? Nein, meine Herren, der Zug des Herzens ist unwiderstehlich! Auch dürfen wir uns als Menschen sehen, mit einander Umgang haben, während wir als Bürger getrennt sind. Ja, meine Herren, nur unsere Bürgergesellschaft, dieser geschlossene Kreis, unter einem selbstgewählten Vorstande, hat aufgehört zu existiren, ist heute ganz und gar aufgelöst worden. — Aber wo und wann und unter welchen näheren Umständen werden wir uns, meine Herren, als Menschen wiedersehen? —

So eben höre ich, meine Herren, bemerkt eine andere Stimme, daß Herr S. uns künftige Woche bei sich, in seinem Hause, sammt und sonders als Privatgäste zu sehen wünscht, worüber wir uns sogleich entscheiden mögen. —

Allen Dank, läßt sich sehr nachdrücklich ein Bürger vernehmen, allen Dank unserm verehrten Herrn S. für seine hochherzige Gastfreundschaft, aber es scheint mir, als wäre es rathsamer, dergleichen Zusammenkünfte, namentlich in der Stadt, zu meiden. —

Schon längst, erhebt sich Herr K., haben wir daran gedacht, für die bessere Jahreszeit in's Freie zu ziehen. Wäre es nicht jetzt doppelt an der Zeit, meine Herren, von der Natur Gebrauch zu machen, und auf ihrem grünen Teppich, in ihren freien Lüf-

ten uns ebenfalls wahrhaft frei zu fühlen? Wir würden allerdings auch hier, da ja, um es nochmals in Erinnerung zu bringen, unsre Bürgergesellschaft von Grund aus aufgehoben ist, wir würden auch in der Natur freilich nur als Menschen, als Freunde erscheinen, um rein gesellig mit einander zu verkehren. Und so entschließen wir uns denn zu einem bestimmten Orte, meine Herren. Ich schlage die Willkie für unsere ferneren Zusammenkünfte vor.*) Und zwar ziehen wir mit Weib und Kind nach dieser Gegend. Auch jeder andere honnete Mensch hat Zutritt, so daß unser dortiges Beisammenseyn auch den Mitgliedern nach einen ganz anderen Charakter erhält, eine ganz andere Gesellschaft ist, als die bisherige Versammlung der Bürger im Altstädtschen Gemeindegarten, und wir also auch nichts Unerlaubtes unternehmen. Dort, in jenem idyllischen Waldhäuschen sehen wir uns öfter, meine Herren; unterdessen vergeht die Zeit, und wir erhalten Antwort auf unsre Adresse. —

Das wäre schon alles recht gut, meine Herren, bemerkt ein anderer Redner, aber die Willkie ist in der That für ein geselliges Vergnügen der bezeichneten Art, das sich doch jedenfalls bis in den Abend hineinziehen wird, viel zu entlegen. Wollen wir einmal, wie es so schön wäre, eine Exkursion für einen ganzen Tag ausführen, so ist bereits sehr passend ein Ausflug auf Dampfschiffen nach Pillau vorgeschlagen worden. Für unser wöchentliches Zusammentreffen indessen, meine Herren, auch mit anderen achtbaren Leuten, besonders mit Zuziehung unserer

*) Willkie, ein reizend gelegenes Waldhäuschen bei Königsberg, vor dem Tragheimer Thore, etwa eine starke halbe Meile von der Stadt. Der sogenannte Landgraben führt unter lieblichen Abwechselungen der Aussicht dorthin. Von jenem Waldpunkte aus sind die schönsten Landpartien zu unternehmen.

Frauen und Kinder, dürfte Böttchershöfchen als der passendste Ort befunden werden, und dorthin seyen denn die Herren, wenn anders Sie nichts dagegen haben, für künftigen Montag eingeladen. Für ein Conzert und andere Erfrischungen wird auf's Beste gesorgt werden. Der eigentliche Beginn ist um fünf Uhr, später, wenn die Jahreszeit noch günstiger, um sechs des Abends. —

Bravo dem Redner! — jubelt und lärmt und donnert, besonders wie es scheint, der junge Nachwuchs, der heute zum ersten Mal in dieser Versammlung sich befindet, dem vorigen Sprecher entgegen — bravo dem Manne, der uns nach Böttchershöfchen einladet! Es lebe der Redner! Es lebe Böttchershöfchen vor dem Tragheimer Thore! Es lebe unser Wirth in Böttchershöfchen hoch und wiederum hoch und nochmals hoch! —

Aber, meine Herren, läßt sich eine sehr ernste, gewichtvolle Stimme vernehmen, vor deren sonorem Accent alle Lärmer plötzlich verstummen, es ist drei Viertel auf elf! — Wir haben stets auf's Pünktlichste diese Zeit zum nach Hause gehen wahrgenommen, lassen Sie dieses uns heute vor Allem beobachten! Ja, meine Herren, brechen wir ohne alle Widerrede auf! —

Und ein Murmeln und ein leises Murren der jüngeren Mitglieder entsteht. Aber die älteren Bürger erheben sich massenweise, und drängen nach zwei verschiedenen Richtungen den Thüren zu. Freilich verläßt man heute diesen Saal noch unter ganz anderen Gefühlen als je! Freilich möchte man still stehn, und sich gern noch einmal an Ort und Stelle alles hier Durchlebte zurückrufen! Manchen Schmerzensausdruck hört man noch. Manche Trauerrede, des heutigen Schicksals eingedenk, macht

sich noch Luft. Mancher Freund nimmt vom Freunde Abschied, als sähe er ihn nie wieder. Heute wird das Weggehen ein herber Kampf. Wie viel süße, unvergeßliche Erinnerungen knüpfen sich an diese Stätte! Wie viele Versicherungen bleibender Verbindungen sind hier gegeben worden! Nun sollte das alles für immer vorbei seyn? — Nein, meine Herren, heißt es, das ist nicht möglich! — Schlafen Sie wohl, meine Herren! rufen schon wieder andere; also, Montag in Böttchershöfchen sehen wir uns wieder!

Ein Abend in der Volksversammlung im Altstädtischen Gemeindegarten.

Der geneigte Leser wird sich über unsere dießmalige Ueberschrift verwundern. Er wird erwartet haben, daß wir ihn, früherer Einladung gemäß, nach Böttchershöfchen führen würden, und wir befinden uns dennoch schon wieder im Altstädtischen Gemeindegarten. Wir sind dem Leser darüber Aufklärung schuldig.

Ein großer Theil der zahlreichen Versammlung, welche wir so eben um uns sehen, ist heute wirklich in Böttchershöfchen gewesen. Aber es ist noch immer kein Verlaß auf unsern hiesigen Frühling. Nicht alle Frühlingstage sind bei uns in Königsberg, so verhängnißvoll schwül, wie der gewesen, an welchem unsre Bürgergesellschaft aufgehoben wurde. Heute aber besonders wurde der Abend bei Zeiten kalt. Zudem läugnen es wohl die meisten der hier Anwesenden nicht, das alte Heimathsgefühl erwachte in ihnen, es wurden mehr oder weniger Alle beim Zuge in die Stadt von einem unwillkürlichen Zuge nach dem Altstädtischen Gemeindegarten erfaßt, um hier nicht etwa eine Bürgerversammlung zu halten, bewahre, die ist ja durchaus aufgehoben, sondern um ein Bier zu trinken, wie sich die Wiener

auszudrücken pflegen, und so beim Bier der alten, seligen Zeiten noch einmal zu gedenken. Später aber, wenn die Jahreszeit günstiger geworden — vielleicht schon nach wenigen Tagen — wollen wir den geneigten Leser auch nach Böttchershöfchen führen, und er wird uns, hoffen wir, diesen kleinen Umweg durch die Volksversammlung im Gemeindegarten schon vergeben.

Nun hat man aber viel darüber verhandelt, ob es auch an und für sich gut zu heißen sey, daß nach Auflösung der Bürgergesellschaft eine Volksversammlung — also eine durchaus offene Gesellschaft — sich gebildet habe. Ein genaueres Eingehen auf diese Verhandlung würde uns hier zu weit abführen. Für unsern Zweck ist zunächst dieses von Wichtigkeit, daß es historisch, daß es eine Thatsache ist, daß solche Volksversammlungen im eigentlichsten Sinne, wie sie nur irgendwo statt gefunden, auch unter uns vorgekommen sind. Nur das wollen wir hier noch bemerken, daß die Königsberger viel mehr Gemüth haben, als man ihrer Verständigkeit zutrauen sollte, und daß es ebenfalls ein tiefer Zug des Königsberger Gemüths gewesen, der diese und die späteren Versammlungen der Art gebildet hat; wenn auch allerdings schon allein das Bedürfniß der Oeffentlichkeit, das Bedürfniß des socialen Zusammenhaltes, sobald es einmal in dem Grade stark geworden, wie dieses an unserem Orte der Fall ist, irgendwo und irgendwie seine Befriedigung finden muß.

Es ist übrigens bereits die zweite Volksversammlung im Gemeindegarten, die uns gegenwärtig umrauscht; so daß heute vierzehn Tage seit der Aufhebung der Bürgergesellschaft verflossen sind. Während der ersten Volksversammlung im Gemeindegarten befand sich auch Herr Polizeipräsident Abegg mitten

unter den Versammelten, und zwar von Anfang bis zu Ende, um sich zu überzeugen, daß nichts Ungeziemendes, Gesetzwidriges vorkomme. Doch — wir wenden uns zu demjenigen, was heute, was jetzt in diesem wohlbekannten Saale um uns her vorgeht.

Wieder ist dieses ein ganz andres Genre, als das, welches wir in den Bürgerversammlungen hier erlebt haben, und doch auch manches Verwandte, manches bereits Geschilderte, weshalb wir uns denn in einigen Punkten kürzer fassen können.

Die Stelle, von der uns so viele und oft so bedeutende Vorträge gehalten worden, sieht uns heute wie verödet an. Der Katheder ist fortgenommen! Aber auch wie viel unbekannte Gestalten, wie viel fremdartige Gesichter! Manche dieser Physiognomieen hier hat einen verzweifelt servilen Ausdruck, hat etwas Verzwicktes hinter dem Zwickelbart, etwas Verkniffenes, etwas dem wir gar nicht recht trauen können, etwas, was hier nicht so ganz gerade Absichten verräth. —

Dort drüben aber an jenen Tischen sitzen lang aufgereiht die alten, die braven Ex-Bürger der früheren Bürgergesellschaft, und trinken ihr Bier und klappen ihre Krüge zu, und sprechen ein Wort voll Gesinnung und Mannesherz und tüchtiger Einsicht, so daß wir aus allem wohl merken, daß wir uns hier in keinem baierschen Bocks-Keller befinden, daß man hier nicht verweilt, um Bier zu trinken, sondern hier Bier trinkt, um zu verweilen, um nur noch wenigstens am Grabe, im Mausoleum der Bürgergesellschaft den Abend zubringen zu können. — Auch stehende Trinker in Menge sieht man, wieder von sehr fremder Gesichtsbildung, aber nicht weltlich-bigott, nicht Mißtrauen erweckend, nein, brav, zuversichtlich, offen, voll politischen Humors und aufgeweckten Verstandes.

Der Saal ist derselbe, und doch auch scheint er ein ganz anderer zu seyn als früher. Er scheint größer zu seyn. Das kommt daher. Alle in der Mitte des Saales sich Befindenden sind in Bewegung. Die ganze Versammlung ist von einer gewissen Verwilderung angehaucht, wenn nicht ergriffen. Die Thüren an beiden Enden sind offen, wie im Janus-Tempel der alten Römer zu Zeiten des Krieges. Es scheint der größte Theil der Versammlung nur wie in stetem Durchzuge durch den Saal begriffen zu seyn, und zwar hin und her, und zwar wirklich auf die Straße hinaus und in das Lokal herein. So ist diese Versammlung im eigentlichen Sinne eine öffentliche, eine offene, und Jeder hat hier Zutritt! — Es ist nicht zu läugnen, dieß alles gewährt einen wundersamen Anblick. Die Scene hat etwas Imposantes, für Königsberg bis dahin ganz Unerhörtes! —

Dort hat sich wieder eine bedeutende Sektion der einstigen alten Bürgergarde zusammengeschaart, Kopf an Kopf, Gruppe an Gruppe. Auch Leute aus dem abgesetzten Vorstande sieht man. —

Welchen Fortschritt, meine Herren, erleben wir! — sagt man sich — wir sind ja jetzt wirklich populär geworden, denn das Volk ist zu uns gekommen! —

Wie ist's — spricht ein anderer — Herr Ex-Präsident, wo haben Sie Ihren Hammer? Beim Himmel! Die pure Conversation hat ja heute den Vortrag, auch die Debatte noch dazu, und alles verschlungen, und sich allein zum Regiment erhoben? Was in aller Welt soll daraus werden? Ist denn aller Tage, und zwar aller Montage Abend gekommen? — —

Es wird unterdessen immer voller im Saale, so daß jede Bewegung nächstens in sich selbst erstarren wird. Gehen wir

noch bei Zeiten auf die andere Seite, um nicht in der Nähe des warmen Ofens festgekeilt zu werden. Die Versammlung ist besuchter als je, denn es ist Raum dadurch gewonnen, daß eine Menge Bänke und Tische fortgenommen worden sind.

Wahrlich ein Meeting ächt irischer Art! Man sieht alles im buntesten Durcheinander. Man sieht Beamte und Nicht-beamte, man sieht Landleute und Seeleute, man sieht den Reichen und den Proletarier, man sieht heute sogar Uniformen, und zwar nicht etwa Polizei oder Gensdarmerie, sondern wirkliche Militärs, Linie und Landwehr, Musketier und Artillerist! —

Nichts Gemeinsames, meine Herren, wie? nichts zu allgemeiner Erhebung heute? brüllt unsere alte, oft in der Bürgerversammlung vernommene Stentor-Stimme aus der dicksten Masse hervor. —

Gut gebrüllt, Löwe der Gesellschaft! brüllt ein anderer, noch stärker, daß einem die Ohren beben. —

Ruhe, meine Herren, Ruhe! — beschwichtigt eine sehr resolute Stimme! —

Herr K. bittet um das Wort! — erhebt sich ein Herr aus dem Vordergrunde (früher sagten wir noch: Vorstande!). —

Ruhe — Stille — Schweigen! — rufen viele, rufen hundert, über hundert; — damit wir Herrn K. vernehmen können! kommt noch eine sehr dünne Stimme nach. —

(Herr K. tritt auf eine kleine Erhöhung.)

Meine Herren, spricht Herr K., erlauben Sie mir, daß ich einige Worte an Sie richte! Es muß jedem Manne von Ehr- und Rechtsgefühl gerade unter den jetzigen Zeitumständen alles darauf ankommen, daß an diesem Orte Ruhe und Ordnung unter uns erhalten werden, wie sie auch früher hier gewaltet haben! Gerade jetzt, meine Herren, gilt es, unsern Gegnern

zu beweisen, daß man ganz und gar innerhalb des Gesetzes bleiben, und dennoch frei sich bewegen könne. Ich sage, meine Herren, es gilt jetzt, dieses unsern Gegnern zu beweisen, denn unsre Gegner glauben nicht, daß dergleichen möglich sey. So lange wir aber innerhalb des Gesetzes uns bewegen, darf uns Niemand etwas anhaben, wir dürfen dann als Menschen hier ungehindert mit einander umgehen, uns über die verschiedenartigsten Gegenstände unterhalten. Wir sind hier eine ganz offene Gesellschaft! Aber ich wiederhole es nochmals: lassen Sie uns, meine Herren, in keiner Weise die Grenze des Gesetzes überschreiten! Zu diesem Behufe stelle ich Ihnen nun die Frage, meine Herren, ob Sie es nicht zweckmäßig finden, daß wir für den heutigen Abend uns einen Präsidenten ernennen, der streng darauf sehe, daß Ordnung und Anstand in jeder Weise beobachtet werden? Auch wird es gut seyn, wenn wir für's Künftige an jedem Abende, an welchem wir hier oder irgendwo anders noch zusammenkommen sollten, ebenfalls wieder einen Präsidenten wählen. Sind Sie in Beidem meiner Ansicht, meine Herren? — *)

Ganz und gar! — rufen viele hunderte in Einem Momente — ganz und gar einverstanden in beiden Punkten! —

Einen Präsidenten wählen, einen Präsidenten wählen! — donnert die ganze Versammlung einstimmig darein.

---

*) Herr Dr. Kosch, einer der ersten Ehrenmänner unserer Stadt, war es, welcher auf die Wichtigkeit der angegebenen Punkte hinwies, so wie jener ausgezeichnete Mann denn überhaupt durch seine Reden sich große Verdienste erworben, alles und jedes immer wieder auf das rechte Maß zurückzuführen.

So schlage ich Ihnen denn, meine Herren, fährt der Lenker dieser Debatte fort, Herrn Kaufmann H. zum Präsidenten für den heutigen Abend vor! Billigen Sie diesen Vorschlag, meine Herren? —

Unbedingt! ruft's im Chorus, Herr H. ist heute Präsident, nach einstimmiger Wahl Präsident! —

Ich danke Ihnen, meine Herren, tritt Herr H. in den Vordergrund, für das Vertrauen, welches Sie mir schenken! Ich werde, da es Ihr Wunsch ist, das mir überwiesene Amt für heute übernehmen, und alles thun, was in meinen Kräften steht, um Ihre Wünsche auch ferner in jeder Hinsicht zu befriedigen. —

Es lebe Herr H.! ruft man in Masse, bravo unserm wackern Präsidenten Herrn H.! Bravo dem Manne, der auf Ordnung dringt! —

Und so weit war man nach vierzehntägigem Aufgehobenseyn der Königsberger Bürgergesellschaft denn doch schon wieder gediehen, daß sich in der jetzigen Volksversammlung ein Präsident wieder eingefunden hatte! —

Aber nichts von allgemeiner Unterhaltung, meine Herren? Wie? Gar nichts heute? — brüllt schon wieder die Stentor-Stimme aus der dichtesten Masse. —

Stille da! — ruft man von den verschiedensten Seiten — nichts hier von vorlaut, nichts hier von Commandiren, zu Hause bleiben mit dem Commandiren! —

Ruhe, Ruhe, meine Herren! schmettert es aus hundert Kehlen; so daß dieses unverschämte Toben nach Ruhe erst recht wieder Unruhe wird. —

Der Präsident will dieses wilde Durcheinander von Zurechtweisungen bewältigen, aber er bringt nicht durch mit seiner

Stimme, und der **Hammer** fehlt ihm, seitdem der Präsident der früheren Bürgerversammlungen entsceptert worden ist. Jetzt bemerkt man so recht, welch' hochwichtiges Ding für eine Volksversammlung so ein **Hammer** ist.

Aber hier, in unserer respektabeln Volksversammlung, weiß man für alles Hülfe! — Während der Präsident noch rathlos dasteht, und bei sich schwankt, von welcher noch zu entdeckenden Kraft hier wohl Gebrauch zu machen sey, legt ihm ein unerwarteter Helfer in der Noth den so schmerzlich vermißten Ex-Hammer plötzlich von hinten her vor die Hand. — Nun haben Ordnung und Gesetz wieder gewonnenes Spiel. Der Präsident schlägt dreimal mit dem Hammer auf den Tisch mit einer Vehemenz, wie O'Connel sie geübt, als der tollste Volks-Orkan an einem der größten Repeal-Tage um ihn her getobt. Es war ein Schlag des Präsidenten, besonders der letzte der drei Schläge, daß einem Hören und **Sprechen** verging, es war ein Schlag, daß man meinen konnte, das dickhäutigste Trommelfell müsse einen pikanten Ohrenkitzel, einen gelinden Horror davon empfunden haben! —

Und wirklich trat jetzt auch eine Stille ein, daß man das Ticken einer Uhr in dieser ehrenwerthen Volksversammlung hätte vernehmen können.

Und so weit war man nach vierzehntägigem Aufgehobenseyn der Königsberger Bürgergesellschaft denn doch schon wieder gediehen, daß sich in der jetzigen Volksversammlung zu einem **Präsidenten** auch schon ein **Hammer** wieder eingefunden hatte! —

Doch — was ist das? Auch Töne lassen sich ja schon wieder hören! Man präludirt auf dem Fortepiano, man ordnet

sich in Gruppen, man legt Noten zurecht, man hustet, man räuspert sich, man singt einige Akkorde.

Ein vollbesetzter Sängerchor führt mit aller Akkuratesse und Innigkeit des Ausdrucks einen Gesang aus, dessen Text, auf's Eindringlichste recitirt, wieder das Hochbewußtseyn des Volksthums, den Seelen-Adel einer unabhängigen Nation in hinreißenden Weisen zur Sprache bringt. Am Ende einer jeden Strophe fällt die ganze Versammlung unisono ein, und wir glauben hier bereits in jenem Heiligthume der Zukunft zu seyn, in dem man, unverdächtigt und unbelästigt, den Cult des Socialismus, welcher ein bedeutendes Moment der wahrhaften Religion der Zukunft seyn wird, würdig einer so heiligen Verbrüderung der Menschheit, ausübt.

Bei dieser Gelegenheit müssen wir uns eine kleine Zwischenbemerkung erlauben. Man sollte doch — wie wir auch schon früher darauf hingewiesen haben — sehr vorsichtig im Absprechen seyn über gewisse Phänomene der Zeit, die vielleicht einen sehr bedeutenden Kern von Zukunft in sich enthalten. Man sollte sich nie erlauben, schon deßhalb, weil in einer weitreichenden Zeitbewegung auch Trivialitäten, Flachheiten, sogar Rohheiten im Einzelnen vorkommen, über die andern Einzelnheiten ebenfalls und über das Ganze den Stab zu brechen. Man sollte Stärke und Bildung genug haben, sogar einen gewissen Muthwillen, selbst gewisse Bitterkeiten, die in Folge anderer Bitterkeiten periodisch zum Vorschein kommen, natürlich zu finden, zu übersehen, und am wenigsten gleich sie rügen. Man sollte bedenken, daß der Mensch seiner ganzen Natur nach ein so hochgestelltes und zukunftvolles Wesen ist, daß man nicht gleich das Recht hat, weil der eigenen Beurtheilungsweise dieß und jenes nicht zusagt, darum schon gleich einer geschichtlichen Entwicke-

lung in den Weg zu treten. Auch das gehört zur wahrhaften Religion, in dem angeregten Punkte die großartigste Humanität nur als Pflicht (woran noch gar kein Verdienst) zu üben, und nicht etwa zu meinen, daß solche Uebung schon etwas so Unerhörtes, etwas so überaus Rühmenswerthes sey. Auch das gehört zur wahrhaften Religion, beim Gange der Geschichte, bei der Fortbewegung des Zeitgeistes zu bedenken, einiger Menschen Wege seyen noch nicht der Menschheit und Gottes Wege, und es immer für möglich zu halten, daß gerade in dem, was man unterdrücken möchte, sich eine neue Verwirklichung des göttlichen Weltplanes zu erkennen geben könnte.

Doch — kehren wir in unsre Volksversammlung wieder zurück. —

Der Gesang schweigt. —

Und so weit war man nach vierzehntägigem Aufgehobenseyn der Königsberger Bürgergesellschaft denn doch schon wieder gediehen, daß sich in der jetzigen Volksversammlung zum Präsidenten, und zum Hammer auch schon der Gesang wieder eingefunden hatte. —

Was aber wird jetzt eintreten? —

Von der Hauptthür unseres Saales rechts, beim Hereinkommen, befindet sich, wie wir im vorigen bereits erwähnten, das Orchester, eine Art Balustrade, ziemlich hoch angebracht, nahe der Decke des Zimmers. Wer hatte diesen Platz bis dahin viel beachtet? Es waren ja heute keine Musikanten dort oben. Es zeigte sich jedoch daselbst seit einigen Minuten ein angezündetes Licht, aber ein so unansehnliches Licht, daß es fast eines zweiten Lichtes wieder bedurft hätte, um jenes erste Licht in seiner kläglichen Unscheinbarkeit auch nur sehen zu können. Und doch — welche Aufmerksamkeit sollte sogleich dieses doch gar zu

bescheidene Licht von allen Seiten auf sich ziehen! Die gespannteste Aufmerksamkeit einer ganzen Versammlung!

Unser Lichtlein dort oben fackelte hin und her, bewegte sich von oben nach unten; so daß es jetzt schon allgemein auffiel. Es machte den Eindruck, als suche man dort oben etwas, und könne es nicht finden, oder als mache Jemand vor einem andern die allertiefsten Bücklinge.

Endlich faßt unser Licht Posto. Es wird, wie es scheint, an der Balustrade befestigt. Man bemerkt jetzt auch neben dem Licht eine Gestalt, aber in so unsichern, schattenhaften Umrissen, in einem so geheimnißvollen Helldunkel, daß man nicht weiß, was man daraus machen solle. Die Gestalt, ungeachtet des vor ihr befestigten Lichtes in den schwarzen Mantel der Nacht gehüllt, rückt hin und her, dehnt sich allmählig weiter aus, wie der Geist Hamlets, zieht sich dann wieder in sich zusammen, bückt sich, wie es scheint, um schon wieder etwas zu suchen; endlich hat sie auf's Neue die Größe eines gewöhnlichen Menschenkindes erreicht, und auch sie faßt jetzt Posto.

In der Versammlung ist unterdessen wieder ein lautes, höchst mannichfaltiges Gewirre entstanden. Fast Alle haben unverwandt den Blick dort oben, nach der Decke gerichtet. Man ergeht sich in tausend Vermuthungen, Schwänken, in schlechten und guten Witzen. Man schäkert, man lacht, man sucht sich pantomimisch mit dem Unbekannten dort oben in Rapport zu setzen. Man fragt sich laut, ob der dort im Orchester etwa ein Königsberger Lichtfreund sey, der zu Unannehmlichkeiten gekommen wegen zu greller Lichtverbreitung, und der nun dort oben zur Strafe isolirt bei einem Pfenniglichte in einem Pfennigmagazine lesen müsse — denn der Unbekannte blättert wirklich so eben in einem ziemlich langen Hefte —. Oder man fragt sich

auch wohl, ob die ganze Stellung besagten Mannes vielleicht eine allegorische Anspielung seyn dürfte. Man meint, jene hochgestellte Person dort oben wolle höchst wahrscheinlich nach vornehmer Herren Weise incognito bleiben, daher denn die so spärliche Beleuchtung.

Das Durcheinandersprechen, das Lärmen, das Lachen wird unterdessen immer stärker. —

Ich bitte um Ruhe, meine Herren! ermahnt der Präsident mit einigen kräftigen Hammerschlägen. —

Augenblicklich ist eine allgemeine Stille eingetreten. —

Endlich — man denke! — fängt unser unbekannter, wenigstens bei seinem Lichte gewiß nicht herauszuerkennender Gast dort oben etwa in folgender Weise an Laute von sich zu geben. —

Meine Herren! —

Hört, hört! ruft es von allen Seiten, hört! — Stille da! erwiedern andere — Ruhe meine Herren, Schweigen! Man kann ja sonst nichts verstehen! noch andere. —

Drei Hammerschläge des Präsidenten fallen. —

Meine Herren, spricht der Obere bei seinem Pfenniglichte, meine Herren, ich bitte um das Wort! Ich bitte, mir einige Zeit Ihre Aufmerksamkeit zu schenken! — Ich bin hier oben, meine Herren, in einer übeln Lage, oder Stellung vielmehr. Ich sehe bei diesem Lichte nicht deutlich, und werde auch wohl nicht deutlich gesehen; indessen, wenn es im Kopfe nur licht ist. So viel aber sehen Sie doch wohl, meine Herren, bei diesem Lichte, und sehe ich selbst sogar diesem schlechten Lichte an, daß ich hier nicht in der Absicht herauf gekommen seyn könne, um etwas zu lesen oder gar um eine Vorlesung zu halten. Ich will, meine Herren, beim heiligen Albertus, diesem Schutzpatron unserer hiesigen Universität, keine Vorlesung hier oben hal-

ten, was man doch so in der Regel unter Vorlesung versteht. Nämlich, meine Herren, es hat Jemand etwas wohl durchdacht, oder sollte es doch wenigstens wohl durchdacht haben, er hat es ausgearbeitet, und veröffentlicht nun mündlich darüber einen Vortrag, entweder frei, oder er liest seine Ausarbeitung vor seinen Zuhörern vor. — Beides nun will ich eben nicht, meine Herren! Ich habe keine Vorlesung ausgearbeitet. Ich hätte wohl solche Neigung in mir, aber sie kann gegenwärtig nicht recht aufkommen, denn ich denke immer, du machst dir vergebene Arbeit in einer Zeit, wie die unsrige, dir wird deine Vorlesung am Ende gar nicht gestattet, und du hast dann deine Gedanken und Worte nur verschwendet. Nun mußte mir aber, meine Herren, ganz unvorhergesehen, beim Hinaufgange hierher, etwas sehr Fatales begegnen. Ich werde nämlich gleich am Anfange der Treppe plötzlich hinterwärts belästigt, sehe mich um, sehe aber Niemanden, fasse jedoch nach der hintern Rocktasche, allwo besagte Belästigung sich regte, und finde zu meinem nicht kleinen Erstaunen und Leidwesen, meine Herren, was finde ich? — Ich finde — denken Sie sich! — aus meiner Tasche aktenmäßig lang herausragend vor mir liegendes unverschämtes Manuskript. Ich bin natürlich wie vom Donner gerührt. Ich weiß natürlich nicht von wem, ich weiß nicht worüber, ich weiß nicht wozu es ist, ich will alles dreies erst vor Ihnen, meine Herren, als Augen- und Ohrenzeugen untersuchen. Hören wir daher mal, was hier in dem Dinge da drin steht, vielleicht Injurien auf mich. Schadet nichts, ich will schon zu belangen wissen. Aber wie? wenn sich kein Name findet? Doch — lesen wir, meine Herren, besagtes Manuskript erst hier, so zu sagen, miteinander. Nennen Sie also, meine Herren, das nicht eine Vorlesung, im Sinne einer Ausarbeitung des Vorlesers oder im

Sinne eines Vortrages, und wenn sich ein Denunciant unter uns befinden sollte, er sage nicht, ich habe, was jeder einfache Mensch ohne Wortschrauberei darunter versteht, eine Vorlesung im Sinne eines Collegiums u. dergl. hier gehalten. Ich eröffne also, meine Herren, mein Codicill. —

Und so liest denn nun nach den angeführten Worten unser Mann oben auf der Balustrade im Tone eigener Verwunderung und Spannung ob der Dinge, die sein eigener Mund etwa auszusprechen bekommen werde, einen Aufsatz, wie er so eben beginnt: über die Höflichkeitsformen.

Wir referiren daraus folgenden Inhalt:

Die üblichen Höflichkeitsformen scheinen oft sehr bedeutungslos, aber sie sind dennoch ein Ausdruck gegenseitiger Gesinnung. Conventionelle Formen der Erniedrigung und Herabwürdigung kriechender und knechtischer Art verrathen eine entsprechende Gesinnung. Das vergesse man nur zu oft und wetteifere förmlich mit einander in einem solchen Betragen sich's zuvor zu thun. Es verlohne sich aber wohl über den Ursprung, den Werth und die Nothwendigkeit der Höflichkeitsformen etwas zu sagen. In der Unterscheidung von Herren und Knechten liege der Ursprung aller Höflichkeit. Das beweise noch immer die Art der Höflichkeit in solchen Ländern, in denen die Gesellschaft noch nicht aus Menschen, sondern nur aus einigen Herren und einer „Stufenfolge niedriger und weniger niedriger Knechte" bestehe. So habe in „dem alten Persien den Königen Niemand anders nahen dürfen, als mit zur Erde geworfenem Körper herankriechend." Die Griechen haben das „hündisch" genannt, und so seyen auch jene Perser so feig und entartet gewesen, daß wenige Griechen eine Uebermacht von Persern in die Flucht geschlagen haben. — Vor dem Kaiser von China erscheine man noch ähnlich wie früher

vor den persischen Fürsten. „Dieselbe Verehrung werde der Dose bewiesen, aus welcher der Kaiser seinen Betel kaue.“ In demselben Lande gehen denn aber auch der steifsten Höflichkeit „Verweichlichung, Wollust, Feigheit, Falschheit, Hartherzigkeit“ zur Seite, und die Laster des Menschengeschlechts stehen nirgend „auf solcher Höhe wie in jenem Lande, welches die Blume feinen und vornehmen Anstandes genannt werden könne.“ Was Europa betreffe, so habe sich besonders in der Türkei, in Rußland und in Polen „herabwürdigende Höflichkeit“ erhalten. — Beispiele werden angeführt. — Vor der Revolution habe in Frankreich, noch mehr in Spanien, übertriebene Höflichkeit geherrscht. Die Deutschen und alle mit den Deutschen verwandte Völker seyen „mit ihrer Offenherzigkeit und Treuherzigkeit immer zu ungeschickt“ gewesen „für knechtische Höflichkeiten.“ „Fußfall und Küssen der Hand“ seyen das Niedrigste, zu dem wir es gebracht. Desto stärker und freigebiger seyen wir mit den Worten der Höflichkeit. Das geringste Gute und Menschliche, was bei uns von hohen Personen ausgehe, werde von uns mit aller Ueberschwänglichkeit „gepriesen,“ wenn nicht gar „besungen,“ beim Niedern halten wir es nicht für erwähnenswerth. Das sey freilich nicht mehr bloß Höflichkeit, das sey gar Schmeichelei. „Welcher Vorwurf,“ heißt es wörtlich, „liegt in der Schmeichelei, von Jemandem nicht erwarten zu dürfen, daß er menschlich denke und empfinde.“ — Mit Ausnahme der Chinesen übertreffen wir Deutsche alle Nationen in „der Höflichkeit der Titulaturen.“ Wie so oft sey schon die ganze Litanei der verschiedenen Hoch-, Wohl- und Edelgeboren durchgehechelt worden, und immer halten wir noch fest daran, so auch an dem unterthänigsten Knecht u. s. w. u. s. w. Ferner die Anreden: Er, Ihr, Sie, statt des Du. Die Gedankenlosigkeit werde mit all dem genährt (denn

wir denken selbst gar nicht an das bei solchen Ausdrücken, was sie doch eigentlich besagen), mit der Gedankenlosigkeit aber die Heuchelei. — Das alles und wie vieles andere beweise einen großen Mangel an sittlicher Entwickelung, daher das bloß Vorgeschriebene der Höflichkeitsformen, nicht daß sie frei und augenblicklich aus der Gesinnung hervorgehen. Der höher stehende, sittliche Mensch werde nie Achtung und Verehrung heucheln, „wenn Geringschätzung und Verachtung in seiner Brust" wohnen. Es fehle an hingebender Begeisterung für die Wahrheit. Die wichtigsten Funktionen würden oft von Unwürdigen geübt, für diese seyen die Höflichkeitsformen eine Nothwendigkeit, um nicht an Ansehen zu verlieren. Durch Höflichkeitsformen werde die geistige „Hohlheit, Leerheit, Charakterlosigkeit und selbst die Schlechtigkeit" vieler Menschen verdeckt. Kommen jene Formen ab, so verlieren manche Leute ihr alleiniges Lebenselement, „das Leben werde ihnen so leer und schaal, wie sie selber sind;" andere werden überall anstoßen, und in ihrer Erbärmlichkeit sogleich erkannt werden, während sie jetzt hinter der Höflichkeit sich verbergen, dadurch täuschen und im Umgange erträglich werden. Die Höflichkeit ist ein nothwendiges Uebel, um dadurch größere Unbequemlichkeit zu verhüten. Wir Alle können dazu beitragen, durch „Veredelung unseres Inneren, durch Verbreitung redlicher und tüchtiger Gesinnung endlich einmal an die Stelle der unnatürlichen, erzwungenen Förmlichkeiten ein natürliches und freies Betragen zu setzen." Auch sey wohl zu beherzigen, daß unbedingter Gehorsam unter allen Umständen und für Männer sehr bedenklich sey, Ehre und Gewissen können so leicht auf's Spiel gesetzt werden. In Dingen der Sittlichkeit müsse jeder ein selbstständiges Urtheil haben. Eines Besseren belehrt, sollen wir freilich nie eigensinnig an dem Unsrigen festhalten. Das Ergebniß

unserer Betrachtung nun sey: die Höflichkeitsformen seyen an sich zu verwerfen, nur auf unserm jetzigen „Standpunkte der sittlichen Entwickelung" seyen sie im Allgemeinen noch etwas Nothwendiges, und wir „dürfen sie beobachten, wenn sie nicht knechtisch und kriechend sind," und wenn wir durch sie nicht in Heuchelei verfallen. Wer übrigens von sich wisse, daß er darnach strebe, ein braver, tüchtiger guter Mensch zu seyn, der dürfe nicht viel darnach fragen, ob sein Handeln und Sprechen „mit den Höflichkeitsformen übereinstimmt. Ein treues Wort und eine gute That sind besser als die besten Höflichkeitsformen der Welt." *)

Hier endet unser Volksfreund oben auf der Balustrade.

Die ganze Versammlung hat seiner Mittheilung des Manuscripts von Anfang bis zu Ende mit großer Aufmerksamkeit und ununterbrochener Stille zugehört. Eine so natürliche, gute Lebensart besitzt das Volk, wenn es nur seinen Gegenstand findet, der es beschäftigt. Auch hat man sich dieses Mal aller sonst öfter hier vorgekommenen Ueberschwänglichkeit des Beifallrufens während der Mittheilung enthalten. Erst jetzt bei der Beendigung, folgt dem Freunde ein einfaches aber donnerndes Bravo. Und dabei hat es sein Bewenden; als wolle man gleich durch die That alle maßlosen, unnützen Höflichkeitsformen abschaffen.

Und so weit war man nach vierzehntägigem Aufgehobenseyn der Königsberger Bürgergesellschaft denn doch schon wieder gediehen, daß sich in der jetzigen Volksversammlung zum

*) Noch viele andere Gesichtspunkte wurden in obigem Manuscripte geltend gemacht. Uebrigens scheint es seinem Verfasser absichtlich darum zu thun gewesen zu seyn, mit dem, was er giebt, an das allgemeine Bewußtseyn anzuknüpfen, und so wolle man ihn keiner Gemeinplätze zeihen. Der Aufsatz ist, wie wir so eben hören, aus Berlin uns zugesendet worden, und ist zu finden in den Vorträgen des Handwerkervereins von Eichholz.

Präsidenten, zum Hammer und zum Gesange wenn auch kein — Katheder, doch eine Bälustrade, und wenn auch keine eigentliche Vorlesung, kein Vortrag, doch die Ablesung, die Mittheilung eines hinterwärts eingeschobenen Manuskripts wieder eingefunden hatte. —

Und es steigt jetzt auch wie früher ein prächtiges Feuerwerk vor den Augen des Volks in die Luft von Gedichten, von Schwänken, Humoresken, Epigrammen, Anekdoten, Stegereifwitzen.

Bei dieser Gelegenheit müssen wir denn der Wahrheit halber bemerken, daß, wie das so zu geschehen pflegt, diesen Volksversammlungen, wie der früheren Bürgergesellschaft, manches Gedicht nachgesagt worden, bis zum schriftlichen Vorzeigen desselben, welches hier nie vorgetragen worden ist. Wir können übrigens — und gewiß Viele mit uns — allerdings nicht alles und jedes billigen, was in diesem Aufschießen satirischer Effulgurationen vorgekommen. Wir müssen über einiges sogar unsern entschiedensten Tadel aussprechen. Aber, wer dürfte, um noch human, um noch billig zu seyn, dergleichen momentanen Uebermuth der Geselligkeit auf die Länge so ernst richten? Daß einige jener Raketten besonders prasselten, und sich dem deutschen Michel schelmisch dareinfahrend geradesweges auf den Zopf setzten, das werden menschlich denkende und urtheilende nur dem eingetretenen Witterungswechsel der äußern Vorgänge in unserer Tagesgeschichte (der zuletzt auch auf's wohlwollendste Innere wirkt,) zuschreiben, einer gewissen erkältenden Beschaffenheit unserer öffentlichen Atmosphäre.

Und es entsteht in unserer Volksversammlung wieder eine Fröhlichkeit, ein Wohlseyn, welches sich in lauten jubelnden Tönen zu erkennen giebt. —

Aber der Präsident schlägt mit dem Hammer auf den Tisch und sagt:

Meine Herren, wir leben nicht mehr in den Zeiten unserer Bürgergesellschaft unvergeßlichen Andenkens, da wir denn bis gegen elf Uhr hier zu verweilen pflegten. Wir wollen aber jetzt, meine Herren, eingedenk einer noch strengeren Selbstbeherrschung und zum Beweise, wie genügsam wir sind, wenn wir uns nur haben aussprechen dürfen, ich sage, wir wollen jetzt, mit dem Schlage zehn Uhr, uns in aller Stille nach Hause begeben. — Meine Herren, es ist zehn-Uhr! Gehen wir daher in Frieden nach unsern Wohnungen! —

Das wollen wir, ja, das wollen wir! wiederhallt es wie ein Sturm in der ganzen Versammlung, und — alles setzt sich in Bewegung.

Ein Abend in der Volksversammlung in Böttchershöfchen.

Wir haben am Ende der allgemeinen Charakteristik Königsbergs ausdrücklich erwähnt, daß wir nur dann auch auf die entferntere Umgebung unseres Ortes eingehen würden, wenn uns unsere socialen Zustände selbst zu einer solchen Excursion Veranlassung geben sollten. Eine solche haben wir jetzt gefunden.

Wer hätte es diesem bescheidenen Böttchershöfchen früher wohl ansehen mögen, wie lieblich es auch dem Wanderer von der Seite des Weges her entgegen winkte, daß es einst in die Geschichte unserer Tagesfragen und Bildungsentwickelung mit einrücken, daß sein Name einst weit und breit von der Presse genannt werden würde? So ändern sich die Zeiten! Die friedlichste, isolirteste Idylle wird, ehe man sich's versieht, der Schauplatz der bewegtesten, lautesten Oeffentlichkeit; dem bukolischen Stillleben ländlicher Einsamkeit, wo sonst die Hirtenflöte geschwärmt, drückt vielleicht die Politik einen fürstlichen Congreß, drückt vielleicht die rauhe Hand des Krieges den Namen einer Schlacht auf. So wird denn auch dieses einsame Böttchershöfchen, aus dessen anmuthiger Umlaubung man früher höchstens das Plätschern eines Badenden hören konnte, das Stell=

dichein der buntesten Conversation, der Schauplatz einer stürmischen Debatte, der Vereinigungspunkt einer ganzen socialen Bewegung.

Nicht allein, daß dieses Terrain von Böttchershöfchen mit der Staffage seiner Volksversammlung lithographirt erscheint, und an allen Kunst- und Buchläden aushängt; es wird auch der Gegenstand aufmerksamster Beobachtung von Seiten der Behörden, es wird von jedem Durchreisenden besucht, es wird populär und eine Angelegenheit des Gesprächs in ganz Deutschland. Ein preußischer höherer Beamter, in Berlin ansässig, der in diesem Herbste aus Rußland kommt, und in Königsberg kurze Zeit sich aufhält, erkundigt sich auf's Genaueste nach diesem vielgenannten, vielbesprochenen Böttchershöfchen. Er verbindet, wie es scheint, mit jenem Orte die gar nicht gegründete Vorstellung eines stets besuchten Lokals für sociale Interessen, einer stets offenen Geselligkeit und Berathung über die Fragen der Zeit, einer permanenten Volksversammlung — während in der vorgerückten Jahreszeit die Versammlungen daselbst längst aufgehört haben — er wünscht auf der Stelle spät Abends noch, hinaus zu fahren, um das Terrain, um die Gesellschaft daselbst kennen zu lernen. Wahrlich, wir Königsberger, wenn wir hochtrabend seyn wollten, könnten jenen wißbegierigen Berliner Reisenden mit Herrn Thiers vergleichen, der eine Reise durch die verschiedensten Länder unternimmt, um die Spuren der großen Armee zu verfolgen, um die Feldzüge Napoleons zu studiren!

Doch — wir sind jetzt selbst auf dem Wege nach Böttchershöfchen. Wir kommen von der Seite jenes Festungsbaues her, den wir früher schon einer genaueren Betrachtung unterworfen haben. Wir blicken vom Walle aus über einen imposanten

Wasserspiegel hin, den sogenannten Oberteich, der sich hier in's Weite, Unabsehbare duftig vor uns verliert, und dessen grüner Rahmen unter dem Glase der klarsten Fluth die herrlichste Landschaft abschneidet. Jenseit dieses mächtigen Wasserbehälters in nordwestlicher Richtung sehen wir ein artiges Laubwäldchen liegen. Es ist Böttchershöfchen. Links von unserem Wege überblicken wir einen bedeutenden Theil der Stadt in malerischer Gruppirung, so wie die Rückseite jener von uns auch bereits geschilderten Gartenpartie, die den Schloßteich umgiebt, der hier an verschiedenen Punkten ziemlich unansehnliche Gefälle bildet. Wir verfolgen indessen erst den Wall, gelangen an's Tragheimer Thor, und biegen rechts in die Landstraße ein.

Hier herrscht ein unendliches Durcheinander. Wagen stehen an Wagen, um die Fahrlustigen nach entfernteren Orten hinaus zu schaffen. Doch, wer will heute wohl wo anders hin als nach Böttchershöfchen? Aber auch aus der Stadt rollen zahllose Equipagen durch's Thor, die gewiß alle nach Böttchershöfchen hinausrücken. Wir erkennen schon alte Bekannte aus dem Gemeindegarten der Altstadt. Der Weg draußen ist mit Fußgängern wie übersäet. Ganze Stadtbezirke ziehen starken Schrittes fürbaß, um zum heutigen Volksmeeting nach Böttchershöfchen noch bei Zeiten zu gelangen. Man sieht den ehrbaren Handwerker, wie er, die Rockschöße in die Höh', wegen des Staubes, und, die Pfeife im Mund', mit Weib und sämmtlichen Kindern, in sonntäglichem Putze rüstig vorwärts schreitet. Der Student eilt an uns vorüber in Mitte junger Handelsbeflissenen, und sie sind, wie wir hören, im besten Einverständniß, der Philister hat aufgehört, den Bürger vom Bürger, den Menschen vom Menschen zu trennen. Da kommt gar ein offener Wagen voll junger Damen an, wie es scheint, wackere Bürgers-

töchter, mit der geschmackvollsten Coiffüre und dem fröhlichsten Lachen von der Welt, und von unbändiger Lust, wie sie es so eben mitten auf der Landstraße laut ausplaudern, heute die jungen Liberalen doch auch einmal zu hören, und vor allem von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Eine Staats-Equipage folgt, den Schlag zurückgelehnt. Ein junger vornehmer Dandy liegt in lordartiger, blasirtester Aufgelöstheit des Weltüberdrusses in der Wagenecke, und bläst die Cigarre wie den Hauch seines letzten Lebensinteresses dahin, ruft aber dennoch mit aller Grazie der Einsylbigkeit und mit aristokratischem Accent dem Kutscher zu: Böttchershöfchen fahren! — Kurz es fährt und reitet und trollt und hinkt und geht und eilt in großstädtischer Aufgeräumtheit und Geschäftigkeit und Neugierde alles heute nach Böttchershöfchen, was nur irgendwie eine Bewegung zu Fuß oder zu Pferd oder zu Wagen aufzutreiben vermag.

Rechts biegen wir schon in einen Feldweg ein. Zwei stattliche Flaggen, mit dem preußischen Adler geschmückt, wehen, mit den Flügeln klatschend, uns entgegen. Eine wilde Fanfare der Musik schmettert in die Luft, die Posaune überholt die Trompete, daß es ein donnerndes Echo giebt, das Volk hören wir jubeln und jauchzen und Vivat über Vivat rufen.

Wir treten unter eine Baumgruppe, wenden uns links, drängen uns durch haltende Wagen und Reiter, durch viel Gensdarmerie und noch mehr Polizei hindurch, zahlen Entrée, und befinden uns innerhalb der Barriere des großen Volksmeetings zu Böttchershöfchen. — —

Beim Himmel, bringe doch Niemand hier finstere, argwöhnische Gedanken mit! Beim Himmel, jede schleichende Häscherseele, die hier die Nacht abwarten wollte, um Aeußerungen zu belauschen, um Leute zu belauern, versündigte sich an diesen

wackern, im Grunde des Herzens durch und durch treu gesinnten Königsberger Bürgern! Es ist wahr, wir sehen hier nicht bloß leicht hin tändelnde Gesichter, nicht bloß ausgelassene Physiognomieen. Wir sehen ernste Manneszüge, wir sehen Gestalten, deren Gesicht man es abmerkt, daß der ganze Ernst der Zeit in ihnen wohnt, daß sie an frisch empfangenen Schmerzen, an strengen Maßregeln zu tragen haben. Aber wie alles hier als Ganzes zusammenklingt, wie das Einzelne einen Total-Eindruck giebt, so ist dieser von der Art, daß wir unwillkürlich ausrufen müssen: wahrlich, ihr Mißtrauischen, ihr dreisten Ankläger, ihr thut den Königsbergern Unrecht; sie wollen nur Ehrenwerthes, sie wollen den noch größeren Ruhm ihres Vaterlandes, sie wollen nur Gesetzliches, aber freilich, sie wollen das Gesetzliche in steter Werdelust und Werdethat! Und das wäre ein Verbrechen? Und das wäre Aufwiegelei zu nennen? Selbst gewisse Gereiztheiten der Aeußerungen sind sie nicht — wie das Wort Gereiztheit es bereits so sinnig ausdrückt — durch andere Gereiztheiten oder gar durch Härten hervorgerufen worden? Und so sollte man nie einen einzelnen Menschen, geschweige den Geist einer Stadt, nach der Leidenschaft wieder nur des Einzelnen beurtheilen, sonst fällt man selbst in die Leidenschaft des Urtheils, und diese benimmt stets den Scharfblick, und bringt lauter schiefe oder gar grundfalsche Urtheile zum Vorschein. Es wäre sehr rathsam, daß man sich auf gewissen Standpunkten stets den Blick für ein ganzes Volk, für eine ganze Zeitperiode, daher aber auch für eine ganze Stadt frei erhielte, damit man auch das Leidenschaftliche, das Extravagante nicht als etwas absolut Fremdes betrachten lernte, sondern als etwas, was an verwandten Gliedern des Gesammtlebens der Nation vorkommt, an Gliedern, die demselben Körper angehören. Und indem

man so sein Urtheil milderte, seine Maßregeln veränderte, indem man dem Organismus — dem man ja selbst angehört — einen größeren Raum freierer Ausbreitung gewährete, so heilte man vielleicht das Uebel von Grund aus, und heilte es sogar auf der Stelle; statt daß es, anders gefaßt, schleichendes Gift absetzt, und im Verborgenen fortwühlt. —

Aber wir dringen jetzt weiter vorwärts in dem Volksgarten von Böttchershöfchen. —

Das Gasthaus zur Seite lassend, passiren wir bei langen Tafeln vorbei, die so eben für zahllose Gäste servirt werden. Nach den verschiedensten Richtungen laufen Wege, die sich an verschiedenen Punkten durchschneiden. Die Gesellschaft hier lustwandelt, oder hat bereits kleinere Kreise der lebhaftesten Unterhaltung gebildet, oder sitzt unter Bäumen, und nimmt Erfrischungen zu sich. Ueberall, wohin wir blicken, das dichteste Gewühl. Die Musik spielt eben eine Melodie, die wir aus der Bürgerversammlung her sehr wohl kennen, aber die Umgebung, in der wir uns jetzt befinden, ist uns noch völlig fremd. Wir treffen zunächst auch nicht einen von jenen Bürgern, mit denen wir im Altstädtischen Gemeindegarten zusammengewesen. So sehr ist dieses im Ganzen eine durchaus andere Gesellschaft als jede frühere von denen, welche in diesen Blättern bis dahin erwähnt worden sind; so sehr ist dieses hier eine Volksversammlung im größten Styl.

Aber die Musik schweigt. Die Meisten der Sitzenden verlassen schleunigst die Tische. Man eilt in den Hintergrund des Gartens einem lichten Platze zu, der aber von so massenhaft concentrischen Menschenkreisen umlagert ist, daß wir nicht weiter können. Endlich gelingt es uns, auf eine Erhöhung zu gelangen, welche so eben vakant wird. Zum Stehen am Boden, wo-

hin man auch sieht, natürlich kein Platz mehr. Aber auch alle Tische in dieser Gegend sind Standorte geworden, ja hoch in die Aeste der Bäume sogar ist man hinaufgeklettert, so daß es, wenn man hier schüttelte, eine Menge liberaler Früchte gäbe, von denen vielleicht doch nur wenige so ungenießbar wären, daß sie höchstens für's Conserviren benutzt werden könnten.

Wir blicken jetzt vor uns, und sehen einen terrassenförmigen Hügel, auf dem ein Zutrauen erweckender Bürger steht, der sich eben zu einer Anrede anschickt. Neben ihm befindet sich ein sogenannter Assistent. Unmittelbar um den Hügel herum weilt eine rüstige Schaar ältlicher, jedoch auch vieler junger Männer, und hier allerdings sehen wir unter zahlreichen andern denn auch unsere wackern Bürger aus dem Gemeindegarten der Altstadt in weitgedehnten Gruppen einander gesellt. Es hat etwas Elegisches, etwas Wehmüthiges, wie diese braven Männer hier um den grünen Hügel herumgereiht stehen. Man könnte sagen, es sey dieser Hügel der Grabhügel der von uns gegangenen und hier begrabenen Bürgergesellschaft. Aber die Umstehenden sind nicht bloß leidtragend, sie schauen auch wieder so muthig darein, sie verrathen eine so rüstige Kraft, daß wir hier nicht den Tod sondern das Leben, die Auferstehung, kurz, die Fortdauer feiern. Und so ist es ja auch. Wir feiern hier allewege den Fortschritt. Die frühere Bürgerversammlung ist hier in verjüngter Gestalt, in umfassenderer Ausbreitung als eigentliche Volksversammlung wieder auferstanden.

Wahrlich, es ist, wie wir um uns schauen, die bunteste Musterkarte ganzer Situationen und einzelner Figuren, welche nur je gesehen worden. — Die Dame aus bester Familie, mit dem feinsten Seidenhut, der geschmackvollsten Robe, dem kostbarsten Shawl, weilt hier, geschützt von dem nobelsten Begleiter,

und ist gar beglückt, hier doch einmal in Wirklichkeit und noch dazu im eigenen Vaterlande eine Volksversammlung vor sich zu sehen, da sie ihren Sealsfield gelesen. Neben dieser Dame finden wir ein ganzes Atelier wohlgezogenster Schneidermamsell's, die sich gegenseitig selbst hier Begleitung gewähren, ein sehr aufgewecktes, junges Völkchen, gar nicht unebene Gestalten, mit sehr modischer Toilette, etwas ausgebleichtem Stubenteint, sehr sprödem Gesichtszug, der aber doch ganz resolut und menschenfreundlich, ja innig interessirt hinüberlugt nach dem jungen Königsberg. — Aber auch unter den Männern die schönsten Contraste! Der Geldaristokrat, im Vollgewichte behaglichster Existenz, in der brüsquen Sattheit aller Genußorgane, spielt hier am Munde mit dem Goldknopf seines schönen Bambusstockes neben dem zerlumpten Proletarier, der an einer vertrockneten Brodkruste kaut, und so eben einige Pfennige aus der Weste hervorholt, um zu überschlagen, ob er noch einen Kupfergroschen beisammen habe und riskiren dürfe. Der Commis-Voyageur vom Rheine, der heute in der Stadt eine Menge neuer Kunden für seine Wein-Proben gewonnen, findet sich hier placirt neben dem dicken Wirthschafts-Inspektor, dem tüchtigen Land-Junker aus Hinterlithauen, der heute sein Getreide zu bedeutenden Preisen abgesetzt, und nun guten Humors genug ist, um eine Stunde Volksversammlung auch noch mitzunehmen, und zur Belohnung noch einige Gläser Grog daraufzusetzen. Wir finden hier sogar den Ausländer neben dem Ausländer. Wir finden den Matrosen von Hull oder von Bergen neben dem polnischen Juden von Sandomir oder von Lublin oder von Czentschochau, ja wir finden wohl gar den Amerikaner aus New-York neben dem russischen Pelzhändler von der asiatischen Grenze.

Und, was das Merkwürdigste an einer solchen Versammlung von vier bis fünf Tausend Menschen zu seyn scheint, sie ist sich selbst Ordnung und Gesetz! Man lacht, man jubelt, man bringt Vivate aus, man schwenkt die Hüte und Mützen, man läßt Bravo's über Bravo's ertönen; aber nirgend eine Rohheit, nirgend ein Tumult, nirgend auch nur ein kleiner Zank unter Einzelnen. Die zahlreich versammelte Polizei und Gensdarmerie kann sich selbst — so viel Muße hat sie hier — durch Zuhören der etwa hier vorkommenden Vorträge und Mittheilungen unterrichten, sie kann sich fortbilden, sie kann Studien in der Freisinnigkeit, in der Politik machen, sie kann lernen, wie leicht und glücklich es sich unter einem freien Volke lebt! —

Aber, die Musikanten schweigen jetzt. —

Der auf dem Hügel stehende Assistent sagt: meine Herren, Herr N. wünscht das Wort zu nehmen. —

Herr N. beginnt: meine Herren, ich werde mir erlauben, heute nach dem an mich gerichteten Wunsche Vieler auf ein Ereigniß hinzudeuten, welches Ihnen Allen längst durch die Zeitungen bekannt geworden seyn wird. Es ist die Verweisung der Badenschen Deputirten, der Herren von Itzstein und Hecker aus Berlin. Diese Verweisung hat gewiß einen jeden tüchtigen Bürger unserer Stadt auf's Innigste betrübt, mit unendlichem Schmerze erfüllt. Beide Männer, von so großen Verdiensten — noch dazu Herr von Itzstein ein Greis — beide Männer, über deren hohe Würdigkeit das Urtheil längst abgeschlossen hat, müssen dennoch so etwas erleben, in unserm Vaterlande erleben! Meine Herren, unser Schmerz will einen Ausdruck haben, meine Herren, unsere Theilnahme will sich bethätigen! — Es ist daher in der letzterwähnten Absicht von uns eine

Adresse an jene beiden Ehrenmänner aufgesetzt worden, von der wir hoffen, daß sie im Sinne aller derer, die mit uns vom Schmerze über das Geschehene erfüllt sind, abgefaßt seyn wird. Ich werde mir die Freiheit nehmen, meine Herren, Ihnen genannte Adresse sogleich vorzulesen, und fordere Sie hiermit auf, im Fall Sie das Vorgelesene billigen, Ihre Namen unter die Adresse zu schreiben. Sie werden sich übrigens, meine Herren, auch davon sogleich überzeugen, daß besagte Adresse der Königsberger Bürger an die Herren von Itzstein und Hecker nicht die geringste Ungesetzlichkeit enthält, sondern nur der harmlose Ausdruck rein menschlicher Theilnahme unsrerseits ist, welche wir jenen Männern zu erkennen geben, denen das Erlebte doch selbst höchst schmerzlich gewesen seyn muß. Wenn aber ein Mensch seinem Nebenmenschen solche Theilnahme ohne alle Nebenzwecke aus aufrichtigem Mitgefühle beweist, so dürfte dieses in einem civilisirten Lande wohl das Erlaubteste von allem Erlaubten, das Loyalste von allem Loyalen seyn, was nur erfunden werden mag. Doch — Sie werden ja, meine Herren, am besten selbst in der Sache entscheiden. Hören Sie also die Adresse.

(Hier liest Herr N. die in Rede stehende Adresse vor, welche ungefähr folgenden Inhalts ist. — Die Störung der Gastfreundschaft bei Gelegenheit jener Ausweisung der Herren von Itzstein und Hecker betrübe jeden Menschen von Gefühl, um so mehr, als es in unserem Falle zwei der edelsten und besten Männer der Nation betreffe. Dieses innigste Mitgefühl aber sey das der Königsberger Bürger, indem sie davon Kunde bekommen, was Zwei der Lieblinge des Volkes, was die beiden Vorkämpfer der Volksfreiheit unlängst erfahren haben. Der große Werth der beiden edeln Männer sey jetzt erst recht allen deutlich

geworden. Der Wunsch der Königsberger Bürger sey nun vor allem der, daß den beiden hochverehrten Landsleuten ein solches Zeichen warmer Theilnahme aus der Ferne für dasjenige einen Ersatz gewähren möge, was ihnen durch die Verweisung entzogen worden sey. Die Bürger Königsbergs ihrerseits seyen dadurch einigermaßen getröstet, daß jene Herren es ja wissen, wie von den Königsbergern jeder als werther Mitbürger gefeiert werde, welcher ein Verfechter der Freiheit und des Rechtes sey.)

Nachdem nun Herr N. die Adresse des angegebenen Inhalts verlesen hat, fährt er dann weiter in solcher Art fort: in dem Lusthäuschen dieses Gartens, meine Herren, werden, nach Beendigung unserer heutigen Verhandlungen an dieser Stelle, mehrere Listen ausgelegt seyn, zu deren fleißiger Unterschreibung, jedoch — versteht sich von selbst — nach Jedes innerster Ueberzeugung, ich Sie hiermit wiederholentlich einlade.

Hier endet Herr N. —

Ein dreimaliger, donnernder Beifall erfolgt der publicirten Aufforderung von der umstehenden Volksversammlung wie Geschützes-Salven, welche einen glänzenden Sieg feiern. —

Sogleich aber nach diesem energischen Bravo tritt auf's Neue die gespannteste Stille ein. —

Meine Herren, nimmt der Assistent des vorigen Redners wieder das Wort, Herr F. wird uns eine Mittheilung zukommen lassen. —

Herr F. beginnt etwa in folgender Weise: meine Herren, es ist schon mehrfach unter uns, und zwar auch bereits in unserer früheren Bürgerversammlung, davon die Rede gewesen, daß wir in der besseren Jahreszeit eine gemeinsame Fahrt auf Dampf-

schiffen nach Pillau unternehmen wollten.*) Die schönen Tage, welche wir jetzt haben, laden dazu auf's Freundlichste ein. Auch sind bereits zu diesem Vergnügen alle die nöthigen Einleitungen getroffen. Wir gedenken demnach dieses Unternehmen so auszuführen, daß es ein Volksfest im großartigsten Sinne werde, und zwar soll diese Fahrt, hoffen wir, schon über acht Tage durchgesetzt werden. — Zunächst seyen nun hiermit alle Mitglieder unserer einstigen Bürgergesellschaft zu unserer Wasserfahrt eingeladen. Aber auch alle die anderen Bürger und Bürgerfreunde sollen uns höchlichst willkommen seyn, welche an unserer Lustpartie etwa Theil zu nehmen gedenken. Sonntag früh, meine Herren, um fünf Uhr, soll die Fahrt von der grünen Brücke aus von statten gehen. Zwei Dampfschiffe und einige Bordinge sind zu unserem Zwecke bereits in Anspruch genommen. Zudem haben wir Nachricht aus Fischhausen, aus Braunsberg, aus Elbing, daß unsere dortigen Freunde und Mitbürger ebenfalls, zum Theil auf Dampfschiffen, in Pillau mit uns zusammentreffen wollen. Es wird, meine Herren, wie vorauszusehen, eine in unserer Gegend noch nie in dieser Größe ausgeführte Volksversammlung werden. Ich darf nicht erst daran erinnern, es versteht sich unter uns von selbst, daß sich dieses seltene Fest zugleich durch Eintracht und Friedfertigkeit auszeichnen werde. Finden Sie sich recht zahlreich ein, meine Herren! Für die erforderlichen Erfrischungen an Essen und Trinken wird an Ort und Stelle auf's Beste gesorgt seyn. Nur könnte es vielleicht nicht schaden, wenn sich dennoch für die Fahrt selbst ein Jeder einigen Mundvorrath mitbrächte. Besonders aber dürfte es zweckmäßig seyn, wenn jeder Theilnehmer an

*) Pillau, das bekannte freundliche Städtchen an der Ausmündung des frischen Haffs in die Ostsee, auf welches wir im Folgenden noch ausführlicher zu sprechen kommen werden.

unserer Wasserfahrt sich mit einem Trinkgefäße versorgen wollte. Außerdem bemerke ich nur noch, daß Karten zu unserer Lustpartie beim Hutfabrikanten Herrn Ehlert zu haben sind. Also — Glück auf zur Fahrt, meine Herren! Der beste Humor wird uns beleben, die Besonnenheit wird unser Compaß seyn, die Freiheit wird uns an keine Sandbank laufen lassen, und der Dampf sichert uns ohnehin, trotz aller Hindernisse, den Fortschritt zu, sollte auch der heftigste Gegenwind gegen uns reagiren, und das Resultat unseres Fortschrittes, unserer Opposition wird Pillau seyn. Nochmals, Glück auf, meine Herren! Es leben alle meine braven Mitbürger! Es leben die Herren Fischhauser und Braunsberger und Elbinger und Pillauer! Es lebe die Gunst des Wetters! Es lebe alle Fluß- und Meeresfahrt! Es lebe unsere Fahrt nach Pillau hoch und abermals hoch und zum dritten Male hoch! —

Sie lebe, sie lebe, sie lebe dreimal hoch, und unser verehrter Mitbürger Herr F. noch dazu! wettert und jubelt und lärmt die Versammlung, und schwenkt und wirft die Hüte und die Mützen. —

Und der Assistent auf dem Hügel nimmt wiederum das Wort, und bemerkt:

Meine Herren, Herr L. wünscht Sie von einer Nachricht in Kenntniß zu setzen! —

(Herr L. besteigt den Hügel.)

Heute, meine Herren, eröffnet Herr L., haben wir die sichere Kunde erhalten, daß Herr Prediger Ronge wirklich bei uns eintreffen werde, und zwar Ende künftiger Woche, so daß wir noch hinlänglich Zeit übrig haben, die nöthigen Berathungen und Veranstaltungen zu seinem Empfange zu besorgen. Sollte bis dahin noch Näheres über diese Sache uns zukommen, so werde

ich künftigen Montag, meine Herren, an dieser Stelle Ihnen auf's Neue das Erforderliche mittheilen. —

Indem Herr L. den Hügel verläßt, wendet sich der Assistent an die Versammlung, und sagt:

Meine Herren, Herr Holzhändler B. bittet um das Wort. —

(Herr Holzhändler B., dessen wir uns aus der Bürgergesellschaft im Altstädtischen Gemeindegarten gewiß alle noch auf's Beste erinnern, tritt auf die Tribüne des Rasens, und spricht mit sehr lauter Stimme etwa in folgender Weise:)

Meine hochzuverehrenden Damen und Herren! Ist es nicht eine rechte Herzenslust, ist es nicht eine wahre Freude und Kurzweil, die jedem von uns das Herz schwellen muß, hier auf dieser schönen, grünen Erde, hier unter diesem hochgewölbten, majestätischen Himmelszelte zu stehen, und zu seinen Schwestern und Brüdern zu sprechen?! Ich wende mich namentlich an Sie, meine verehrten Herren Brüder aus unserer früheren Bürgergesellschaft gesegneten Andenkens! Muß man nicht sagen: was Gott thut, das ist wohlgethan, und: Gott lenkt es immer besser, als der Mensch es denken und je erfinden kann? Ja wohl besser, meine Herren, denn haben wir uns nicht verbessert, und zwar verbessert in jeder Hinsicht, verbessert in unserem Lokale, verbessert in unserem ganzen Ameublement, verbessert, nämlich vergrößert, in unserer Hausgenossenschaft? — Ich spreche von unserem Lokale. Wir wollten eine Bürgerhalle bauen, meine hochzuverehrenden Herren, einen Bau ohne Gleichen, wie wir uns damals so stolz ausdrückten. Aber seyen wir einmal aufrichtig. Hätten wir, selbst im günstigsten Falle, unsern Bau so herrlich hinausführen können, als der Bau ist, in dem wir uns gegenwärtig befinden? Sehen Sie, meine geliebten Herren, unsere Bür-

gerhalle ist eine Volkshalle geworden! Sehen Sie sich einmal an diesen schönen, diesen prachtvollen Bau! Das nenne ich denn doch in Wahrheit einen Bau ohne Gleichen! Welches andere Haus gleicht wohl an Umfange diesem unseren Hause, ich meine diesem Garten? Kein Fürstenpallast, meine Herren, kein Tempel hat so viele Säulen wie unser Volkshaus! Blicken Sie hinauf zu diesem blauen Dache! Blicken Sie wieder hinunter, blicken Sie um sich! Wir rechneten auf bequeme Treppen und auf luftige Gänge. Was sagen Sie, meine Herren, zu diesen Alleen, die sich nach allen Richtungen hin ziehen, zu diesen geebneten Wegen, welche uns alle Treppen ersparen! Wir rechneten auf einen Saal und auf geräumige Zimmer. Hier stößt Saal an Saal, und der Zimmer bedürfen wir eben nicht! Wir rechneten auf gute Heizung. Meine Herren, ich selbst bin, wie Sie wissen, Kaufmann, und zwar handle ich mit Holz; aber ich würde Ihnen mit meiner besten Anfuhr nicht solche Wärme haben liefern können, als diese Frühlings-Sonne uns giebt! — Und nun betrachten Sie einmal, meine verehrten Herrschaften, das Ameublement unserer Volkshalle! Wir rechneten auf Kronleuchter und Lampen. Jetzt leuchten uns die Sonne, der Mond und die Sterne und die bunten Laternen des Conzerts noch dazu, die gleich angezündet werden sollen, meine Herren! Wir rechneten auf Spiegel. Sehen Sie sich einmal, meine Brüder, unsern Oberteich an, ob er nicht alle Spiegel der Welt übertrifft! Wir rechneten auf Canape's und Ruhebetten. Versuchen Sie einmal, meine Herren, unsern üppigen Rasen! — Und endlich unsere Hausgenossenschaft! Ja, seyen Sie, verehrte Damen und Herren, uns früheren Mitgliedern der Bürgergesellschaft, so viel derer sich etwa hier befinden sollten, seyen Sie uns allen herzlich willkommen! Früher waren wir nur Bürger; durch Sie, meine Damen und

Herren, sind wir zum Volk geworden! Und würde wohl, meine theuren Herrschaften, unsre früher beabsichtigte Bürgerhalle uns Alle, wie wir jetzt so fröhlich beisammen sind, haben umfassen können? Ich bezweifle es ganz und gar. Nicht die Hälfte, nicht den vierten Theil! Wir sind ja jetzt, meine Herrschaften, hier eine Anzahl, daß wir es ganz gut mit jenen großen Volkszusammenkünften in Irland, oder wo immer sonst, von denen uns die Zeitungen so oft und so viel erzählen, aufnehmen könnten! Und, was einem eben so wohl thut, diese unsre Volksversammlung ist zugleich der größte Familien-Cirkel, den es nur je gegeben hat! Die Herren Freimaurer sehen zwar auch an bestimmten, eigens für die Geselligkeit festgesetzten Tagen gern Damen und ganze Familien bei sich! Man spricht mit einander wie wir, man singt, man deklamirt, man hält Reden zu allgemeiner Unterhaltung und Belehrung wie wir. Aber die Herren Freimaurer haben gewiß noch nie an solchen Tagen eines so zahlreichen Besuches beider Geschlechter sich zu erfreuen gehabt, wie wir! Oder, wo gäbe es denn wohl eine Loge, meine Herrschaften, in Gottes großer Welt, welche ausreichte, so vielen den Zutritt zu gestatten, als es unserm Böttchershöfchen möglich geworden? Darum freuen wir uns, dieser mit nichts anderem zu vergleichenden Bürger- oder vielmehr der Volkshalle, welche uns hier umgiebt, welche uns deckt und festen, freien Fuß gewährt! — Ja, meine Herrschaften, es lebe die Volkshalle zu Böttchershöfchen vor dem Tragheimer Thore jetzt und immerdar! —

Ja, sie lebe, sie lebe, sie lebe! — brennt es und schmettert es von allen Seiten zusammen, wie das Peloton-Feuer einer ganzen Armee, welches auf Commando, in einem Rucke abgebrannt wird — ja sie lebe, sie lebe! hallen immer noch einzelne Freudensalven nach.

Von drei, vier, fünf Punkten her melden sich jetzt schon wieder Einzelne und bitten um längeres Gehör; sie hätten der Versammlung ausführliche Erörterungen zu eröffnen, interessante Mittheilungen zu machen. Indessen erhebt sich der Assistent und sagt:

Meine Herren, die Mittheilungen, an diese ganze ehrenwerthe Versammlung gerichtet, müssen leider für heute unterbleiben, da wir noch das so wichtige Geschäft der Unterschriften zu beseitigen haben, und wir Alle doch auch der Conversation noch ein Stündchen werden widmen wollen! Ich bitte daher, im Namen der Versammlung, die Herren, welche uns mit ihrer Rede noch heute erfreuen wollten, sich gefälligst bis zum nächsten Montage zu gedulden! Und somit sind denn, meine Herren, unsere heutigen Eröffnungen an die Gesammtheit geschlossen! — —

In demselben Momente, in welchem der Assistent aufhört, beginnen die Musiker jenes in der früheren Bürgerversammlung so beliebt und populär gewordene Volkslied:

„Das Leben blüht, die Welt ist noch die alte!"

welches wir unsern Lesern in diesen Blättern bereits vorgelegt haben. Nachdem die Weise einmal durchgespielt worden ist, fällt die ganze Versammlung mit ein, und es giebt einen Volkshymnus, welcher einen Jeden ergreifen, und das innerste Seelen-Mark ihm durchdringen mußte.

Es gewährt aber, von einer Erhöhung aus gesehen, ein wunderbar großartiges Schauspiel, als sich der compakte, der ungeheure, der tausendfältig in einander gerollte Menschenknäuel um den Rasenhügel her auflöst, und sich gleichsam in eine unübersehliche Riesenschlange verwandelt, deren tausend und aber tausend Glieder auf allen Wegen und Stegen des Gartens sich ringeln und zucken und funkeln und sich zerschlagen, eine Riesen-

schlange, von der wir nur vor allem wünschen wollen, daß auch nicht ein einziges ihrer tausend und wieder tausend Glieder nach Schlangen Art ein treuloses, ein falsches gewesen, so wie wir es allerdings wissen, daß die meisten derselben sich redlich und aufrichtig in ihrer Gesinnung bewiesen.

Eine laue Nacht ist unterdessen hereingebrochen. Der sternenhellste Himmel von oben, der lichthellste Garten von unten, denn zahllose Laternen und Ampeln brennen in den farbigsten Scheinen, in den zauberhaftesten Reflexen. Dieß zusammen bringt dann eine Metamorphose hervor, die das Ganze wie eine ungeheure Volks-Redoute erscheinen läßt.

Die seltsamsten Gestalten sieht man. Notabilitäten unserer Stadt, die sonst das Einsame lieben, das Arbeitszimmer selten verlassen, sie tauchen jetzt auf. Aber auch Originalitäten überhaupt, ja sogar Curiositäten stellen sich ein. Denn so sehr zieht Böttchershöfchen an, so groß ist die magnetische Kraft, welche das Volk besitzt und ausübt, daß selbst Sonderlinge ihre Clause, ihren misanthropischen Winkel heute verlassen, und an die Sonne der Oeffentlichkeit treten, Menschen aufsuchen und Menschen nach Jahren vielleicht wieder lieben lernen. Wenn das Volk Assemblee giebt, wer könnte so leicht widerstehen? —

Und wirklich seltsam! In dem Augenblicke, als in jener Volkshymne die Strophe gesungen wird, welche anhebt:

„Wir sind vereint, nicht um den Stein der Weisen
Mit Diogen's Laterne zu erspähn,"

schreitet uns mit der Weltruhe des modernen Cynikers der Diogen von Königsberg entgegen, den hier alle Welt kennt, und der dennoch aller Welt in Sachen der Kleidung und Lebensweise seit undenklicher Zeit den Rücken kehrt. Es ist unser Gast übrigens derselbe Mann, von dem man sagen darf, daß er darin

Aehnlichkeit mit Hannibal habe, daß auch er, wie jener einst, nur bis vor die Thore von Rom gekommen, dann aber umgekehrt sey, weil es ihm größer geschienen, nach all' den Strapazen über die Alpen sich wieder zurück zu ziehen, als in die Stadt der Welteroberer einzubringen; wie man denn in allem Ernste die Schrulle solcher Selbstbeherrschung von unserem modernen Hannibal erzählt. Aber — derselbe Mann, welcher Rom widerstanden, widersteht Böttchershöfchen nicht! Und wer weiß, ob sich bei so vielen Laternen, wie sie dieser Garten bietet, nicht auch sogar viele Menschen hier von ihm finden lassen! Unser Sonderling trägt zum Andenken daran, daß er einst Kaufmann und in England gewesen, jenen berühmten kleinen Matrosen-Hut, den Nelson einst in der Schlacht bei Trafalgar getragen. Und wie Nelson mit diesem Zauberhütlein die Franzosen besiegt, so hat unser Weltverächter — seine übrige Kleidung besagt es — in so fern ebenfalls die Franzosen geschlagen, als er aller Mode von Paris ganz und gar abgesagt hat. Unser Mann erkaufte den berühmten Hut des großen Seehelden einst von einem englischen Lord, einem Meister im National-Spleen, für die große Summe seines ganzen Vermögens: Dafür kam unser Sonderling freilich an den Bettelstab, aber Nelson's Hut auch auf seinen Kopf; er in's Hospital, Nelson's Hut aber ebenfalls! Die Kleidung des Mannes ist ein langer, graubrauner Rock, der aus lauter Taschen besteht, wenn nämlich halb zugenähte Löcher Taschen genannt werden dürfen. Es schwankt dieser Rock seiner ganzen Beschaffenheit nach zwischen Heidenthum und protestirendem Lutherthum. Denn unser Rock hat etwas von jenem classischen Lumpengewande, welches weiland Odysseus getragen, als er die Hunde des göttlichen Sauhirten beim Homer gegen sich auffässig gemacht. Dagegen nun ist der Rock unseres Mannes auch wieder das ge-

rade Gegentheil von dem bekannten heiligen Rocke, denn dieser ist absolut ohne Nath, jener unseres Anachoreten aber protestirt gegen alle Ganzheit, gegen alles aus Einem Stück; der ganze Rock ist nur Nath, und zwar Eine und dieselbe Nath.

Ja, unser Sonderling schreitet wie ein Hinterwäldler Amerika's im Stolze der Freiheit — ungeachtet seiner mit einem Lumpenwulst bewickelten Füße — durch die Reihen des Volkes, welches ihm mit innigem Behagen Platz macht und nachsieht. Er lächelt heute, wohin er blickt, und giebt durch sein Lächeln zu erkennen, daß dieses hier die erste Soiree in seinem Leben ist, auf der er keine Langeweile fühlte, auf der er ein freier Mensch unter freien Menschen sich bewegen durfte, auf der man nicht nach dem Rocke, sondern nach dem Menschen fragte.

Unterdessen hat unsere Volksversammlung wie ein unversiegbares Meer eine unendliche Mannichfaltigkeit neuer Phänomene und Scenen aus sich selbst entwickelt.

Hin und her drängen sich Hunderte und wieder Hunderte durch die Hauptgänge des Gartens. Diese rastlose Fluth bildet einen äußerst malerischen Contrast zu den auf beiden Seiten unter glänzend erleuchteten Bäumen und Lauben in höchster Zufriedenheit Dasitzenden. Die eine Masse dieser Bewegung arbeitet sich nach dem Lusthäuschen fort, welches sich durch besonders große Laternen weit hin zu erkennen giebt, bei deren Licht die Adresse an die Herren von Itzstein und Hecker noch immer unterschrieben wird. Eine zweite Masse dagegen will nach dem Hôtel gelangen, um dort eine Mahlzeit zu halten, zu der aber bei der ungeheuern Consumtion dieser Tausende von Essern und Trinkern nur wenig Aussicht noch übrig bleibt. Endlich eine dritte, besonders massenhafte Bewegung strömt nach einem Platze neben dem früher erwähnten Rasenhügel, um an den dortigen Ergötz-

lichkeiten der Conversation und anderweitigen Darstellungen thätigen oder auch nur empfangenden Antheil zu nehmen.

Hier ist mancher Volksdichter oder Volksredner in dieser letzterwähnten Masse, der in der höchsten Gunst beim Volke steht, der alle Gabe der Stegereifschöpfung besitzt, oder doch schon die ganze Woche durch die glücklichsten Vorstudien zu dem heutigen Abende gemacht hat, und nun dennoch sicher heute, bei solcher Frequenz der Dichter und Redner, nicht mehr zu Worte kommen wird. Hier sind zu viele Conkurrenten, zu viele Bewerber um den Beifall des Volkes, um die Sympathieen mit dem Urtheile schöner und kräftiger Lippen, ein Urtheil, welches hier auf der Stelle, im lautesten Chore, gleichsam in einem weiblich-männlichen Duett, vollzogen wird.

Machen Sie gefälligst Platz, meine Damen, heißt es so eben, ganz in unserer Nähe, von einem solchen, für seinen heutigen Lorbeerkranz sehr besorgten, verspäteten jungen Talente, machen Sie gefälligst Platz, meine Damen, ich muß nothwendig in den Kreis hinein, an den Tisch dort; ich werde Ihnen einen Schwank vortragen, der, hoffe ich, nicht wenig Lacher auf seiner Seite haben soll! —

Beruhigen Sie sich, Herr College, antwortet dem Herold seines noch unerlebten Ruhmes ein junger Literat, und belästigen Sie nicht diese Damen hier; ich selbst bin, obschon ich bereits am Tische gewesen, dennoch höflichst abgewiesen worden, ein solcher Ueberfluß ist dort heute, versichere ich Ihnen, an vortragslustigen Candidaten, an Dichtern und Rednern, an Satirikern und Publicisten, die sich alle schon längst für den heutigen Abend gemeldet haben, ja, ich glaube, einige sogar für die nächsten Montage schon; so daß selbst Herwegh und Uhlich jetzt nicht mehr angenommen würden! —

Alle Wetter! ruft eine Stimme von der entgegengesetzten Richtung her, nun soll man richtig, ohne etwas an die Damen, oder an den Mann zu bringen, heute wieder nach Hause gehen?! Schade um alle die Mühe, welche man sich einen ganzen Monat lang gegeben hat! Wahrhaftig, unsere Zeit ist zum Verzweifeln! Was hilft alle Anlage, was hilft alle Gesinnungstreue, was alle Anstelligkeit noch dazu, wenn man vor Mitbewerbern nicht einmal zu Worte kommen kann! —

Stille seyn! Ruhe! erheben sich viele Stimmen. — Keine Störung da machen! Keine Monologe da halten! —

Und dennoch ist der Zusammendrang um diesen Platz her so groß, und dennoch sind wir so entfernt von der Stelle dort, von welcher die Unterhaltung ausgeht, daß wir ungeachtet der eingetretenen Ruhe nichts, gar nichts verstehen können! Aber ein kolossales Lachen, ein ausgelassenes Bravorufen erfolgt, mit dem so eben ein glücklicher Redner entlassen wird. —

Wir schlagen einen anderen Pfad ein, und gelangen an einen ebenfalls sehr zahlreich gebildeten Kreis, von dessen erleuchtetem Mittelpunkte her, aus einem zeltartigen Baldachin Zeitungen vorgelesen werden, indem die einzelnen Sätze ein sehr beredter Cicerone mit Randglossen und Witzen reichlichst begleitet. Um diese allerliebste Scene hier in der lauen Sternennacht, unter dem grünen Laubwerk, unter den Tausenden von bunten und funkelnden Lichtern zu einer ächt italienischen Volksscene zu machen, müßte in diesem Zelte auch noch ein Schreiber sich befinden, welcher Bestellungen aller Art aus dem Volke annähme, und sie noch dazu sogleich nach allen vier Weltgegenden expedirte. Besagter, freilich gewitzigt seyn müssender Schreiber fertigte Adressen aus, sociale Liebesbriefe nach allen Richtungen Europa's,

und zwar nach allgemeiner Angabe eines vor ihm stehenden einfachen Mädchens oder eines Mannes aus dem Volke. Wahrlich, das wär' eine Scene eines deutschen Markus-Platzes würdig! Das brächte den sittlichsten Socialismus zur Reife, und die freie Presse wär', wunderbar genug, durch ein lebendes Genrebild aus Italien erreicht! —

Doch, welch' eine gedrängte, ununterbrochene Bewegung entsteht dort in der Hauptallee unseres Gartens? Sie geht in langsam gleichmäßigem Rhythmus, in nicht zu irrender Entschiedenheit nach der Südseite fort, während man an den beiden Nebenseiten desselben Weges auch in der entgegengesetzten Richtung mit einer gewissen Lebhaftigkeit immer noch fortschreitet. Es gewährt ein einziges, ein großartiges Bild von Ordnung und Gesetzlichkeit, wie jener Hauptzug sich entwickelt. Es sind, wie wir hören, meistens die Bürger der früheren Bürgerversammlung, welche so eben pünktlich mit dem Schlage zehn Uhr in dichten Colonnen nach der Stadt hin aufbrechen.

Dieser Zug aber macht einen um so imposanteren Eindruck von Selbstbeherrschung und Solidität, als ja eben, wie bemerkt, noch viele andere Männer, ohne schon im Geringsten an die Rückkehr zu denken, im Garten umherschlendern, an den Tischen sitzen, in vollster Debatte begriffen sind, und eben erst anzufangen scheinen. Ja, indem wir uns dem Zuge der Bürger anschließen, und die Barriere von Böttchershöfchen passiren, sehen wir zu unserem Erstaunen, wie immer Einzelne noch von der Stadt her ankommen, um sich nach dem Orte, den wir in diesem Augenblick verlassen, zu begeben, und vielleicht noch bis in's Unbestimmte der Nacht hinein dort sich zu vergnügen.

Außerhalb der Barriere entsteht im Zuge der Bürger wieder eine unbehindertere Haltung. Man lacht, man jubelt, man

bringt einige Vivats aus. Der Zug stockt. Immer noch sind die letzten lange nicht aus Böttchershöfchen heraus. Jetzt rückt man wieder weiter. Es ist ein außergewöhnlicher, pittoresker Anblick, den dieser nächtliche Zug darbietet. Die Cigarren glimmen wie brennende Lunten in den Sektionen der vorwärtsschreitenden Bürger. Hier und da leuchtet wohl auch eine einzelne Handlaterne aus den dichten Abtheilungen hindurch. Dort halten einige, um ihre Cigarren, ihre Pfeifen in Brand zu setzen. Jetzt scheint die ganze Masse außerhalb der Barriere von Böttchershöfchen zu seyn. —

Meine Herren, heißt es vorn am Zuge, stimmen wir einen Gesang an! —

Ein guter Vorschlag! ruft man an verschiedenen Punkten. —

Singen wir, meine Herren, heißt es vorne auf's Neue, unser altes Musterlied: „Das Leben blüht, die Welt ist noch die alte!" —

Wie ein Lauffeuer geht dieses Signal im Nu durch die mächtige Colonne. Aus vollen Kehlen stimmt der ganze Zug das genannte Lied an, und bewegt sich, nach dem Takte dieses musikalischen Rhythmus, der Stadt immer näher. Nun ist das Lied beendigt.

Die Ausdrücke der höchsten Fröhlichkeit und Lust werden laut, und werden jetzt in der ganzen Colonne laut. —

Es lebe unsere Volksversammlung in Böttchershöfchen! ruft man. —

Sie lebe ohne Ende! donnert der Chorus. —

Meine Herren, ich bitte um das Wort! erhebt sich eine kräftige Stimme an der Spitze des Zuges. (Der Zug steht allmählig still). Meine Herren, fährt dieselbe Stimme fort, wir sind nicht mehr weit vom Tragheimer Thore! Lassen Sie uns,

meine Herren, auf's Neue beweisen, was wir in unserer früheren Bürgerversammlung stets bewiesen haben, daß wir Männer sind, die Ruhe und Ordnung, die treue Pflichterfüllung und Beobachtung der strengsten Gesetzlichkeit überhaupt wollen! Lassen Sie uns demnach, meine Herren, in allem Frieden, in aller Ordnung in die Stadt ziehen, und jeder Einzelne von uns begebe sich, wie sein Weg ihn führt, ruhig nach Hause! — Stimmen Sie ein, meine Herren?! —

Wir stimmen ein! ruft man von allen Seiten. —

Und so setzt sich denn der Zug auf's Neue in Bewegung, wohlgeordnet, leise auftretend, in geräuschloser Unterhaltung, ohne allen Aufenthalt. Man ist jetzt in der Stadt. Man vertheilt sich allmählig in die verschiedenen Reviere. Schon ist der Zug sehr geschmolzen. Nur hie und da hört man noch Wünsche einer guten Nacht. Der Zug ist bereits äußerst dünn. Man ist in der Gegend des Schlosses angekommen. Hier theilt sich die letzte, noch einigermaßen compakte Masse, und geht in besonderen Sektionen, in Gruppen, in Paaren und einzelnen Personen auseinander. —

Weitere Resultate der politisch-socialen Bewegung.

Wir würden in diesen Blättern auch die Volksversammlung im größten Styl, welche Sonntag den 8. Juni des Jahres 1845 zu Pillau statt fand, in einem besondern Abschnitte unsern Lesern zur Anschauung bringen, wenn es uns nicht aus zwei Gründen besser schiene, solches lieber zu unterlassen. Einmal glauben wir, die politisch-sociale Bewegung Königsbergs, deren Darstellung allerdings die Hauptaufgabe dieses Buches ist, schon durch die früheren Abschnitte ihrem ganzen Geiste und ihrer Gestaltung nach wiedergegeben zu haben; so daß wir in einer neuen Einzelnbeschreibung uns oft nur noch wiederholen könnten. Sodann aber betrachten wir die Volksversammlung zu Pillau als ein Resultat der ganzen, auch in unserer Umgegend sich entwickelnden socialen Bewegung; so daß Königsberg dabei nicht speciell in Anschlag zu bringen ist. Es war jenes Ereigniß vielmehr ein solches, in welches die Bürgerversammlungen verschiedener Städte als in eine General-Bürgerversammlung zusammen ausmündeten. Daher gehört denn auch dieser denkwürdige Volkstag eben so wenig zu demjenigen, was Königsberg vorzugsweise angeht, als es uns hier darauf ankommen

kann, eine detaillirte Mittheilung von jenem Zusammentreffen zu geben. Wir sagen deßhalb darüber nur so viel.

Das Fest wurde vom herrlichsten Wetter begünstigt. Es war ein Junimorgen, als die Schiffe die Anker lichteten, der so klar, so durchsichtig, so aus Aether gewoben sich producirte, daß man dem Wasser, daß man dem Himmel, so zu sagen, bis in's Herz sehen konnte, und siehe da, es war dasselbe Herz, an welchem auch die Erde und die ganze Welt ruht, und auf welches Weltherz viele superkluge Menschen der Jetztzeit oft so wenig zu achten wissen.

Es waren, wie schon früher bemerkt worden, zwei Dampfschiffe und drei Bordnige, welche die Königsberger Bürger an Bord nahmen. Die beiden Dampfer wie muthige, schnaubende Meeresrosse voran, die Bordnige folgten von ihnen spielend gezogen. Es war dieser Zug zugleich eine sinnreiche Allegorie. Die neue Zeit nahm die alte in's Schlepptau, und siehe, diese mußte ihr doch zuletzt folgen, sie mochte wollen oder nicht; denn daß die Menschheit vorwärts komme, ist doch nicht mehr dem Belieben des Einzelnen anheimgestellt, sondern ist der Wille und das Gesetz des Geistes, der das Universum durchdringt. Die Bürger sangen dem jungen Morgen des Tages und des Jahrhunderts und der Menschheit einen Hymnus entgegen, und sangen ihn der Freiheit entgegen, und die Instrumentalmusik schmetterte darein, daß es eine allgemeine Lust, daß es ein donnernder Jubel war.

So gelangen wir auf's frische Haff. Die äußersten Baken von Holstein schwinden im Fluge dahin. Das Haff hat das schönste Meeresblau angelegt. Die Freiheitsgesänge der Bürger und die kleineren Vorträge und die Debatte und die Conversation und selbst die sehr reichlich versehene Restauration am Büffet der

Kajüte, alles verwandelt dieses Schiffsleben in einen Aufenthalt in dem Altstädtschen Gemeindegarten. Oder es ist, als schiffte hier die ganze Königsberger Bürgergesellschaft europamüde nach der Mosquitoküste. Man starb in der alten Welt, um in der neuen wieder aufzuleben. Dieß seltsame Knattern und Keuchen und Rollen und Walzen der Maschine bringt uns vorwärts in andere Regionen. Man sieht von oben mitten aus dem lachenden Sonnenscheine des Morgens tief hinunter wie in den feurigen Bauch des Aetna oder gar eines infernalen Nachtstücks. Mit Zangen und Schaufeln und Gabeln wühlen sie in den flammenden Eingeweiden des Schiffs. Die Welle braust unterdeß lustig am Kiel mit der Schnelligkeit des Gedankes vorüber. Die Zeit fliegt in dem Grade schnell, als die Schiffe den Raum durchschneiden. Wie weit bist du noch Zeit der Freiheit und Land der Freiheit, aber auch der thätigen Gottes- und Menschen-Liebe!? —

Begnügen wir uns zunächst mit Pillau. Schon sehen wir ganz deutlich die Nährung vor uns, welche das frische Haff von der Ostsee trennt. Schon kommt uns aus jener ätherischen, luftigen Durchsicht tief in's Meer hinaus, auf dem Flügel des Nordwests ein frischer, pikanter Seegeruch entgegen. Schon glauben wir dort links den Dampf zu gewahren, welcher unsre Fischhauser und Braunsberger und Elbinger uns verkündigt. Der Leuchtthurm von Pillau macht uns in schlanker Haltung in Mitte fremdländischer Schiffs-Flaggen die Honneurs. Ein mächtiges Hurrah erschallt den zahlreich versammelten Pillauern, und wird von ihnen freundlichst erwiedert. Da wären wir denn in Pillau!

Ein endlos langer Zug der Bürger entwickelt sich paarweise aus den Schiffen, und schreitet so durch das überaus freundliche

Städchen der Plantage entgegen. Das nenn' ich eine wackere Auswanderungsgesellschaft! Wo sie sich ansiedelte, es gäbe ein Eldorado! Aber vergessen wir darüber nicht unsere anmuthige Gegenwart!

Alles ist reinlich und nett und schmuck an und in diesem Oertchen. Schmucke Schiffe, schmucke Häuser, schmucke Menschen. Wie man von anderen Städten wohl erzählt, daß sie in's Meer gesunken, und dort im tiefen Grunde immer noch erhalten seyen; so hat das Meer dieses niedliche, allerliebste Städtchen aus seinem Grunde herausgespült und herausgeschält, und alles ist wohl erhalten. Daher ist denn auch alles so spiegelblank an ihm wie gewaschen und gebügelt und geschniegelt und gebohnt. Noch liegt der Sand um die Stadt weit herum, der alles, was man ansieht, so weiß gescheuert hat. Man könnte dieses Städtchen schon als eine Colonie von England betrachten, so niedlich und stahlpolirt und behäbig ist alles und jedes.

Wenn doch mehr Eintracht unter den Menschen wäre, mehr heitres Gewährenlassen des Unterschiedenen, mehr Versöhnungsgeist, weniger Rechthaberei, mehr Einsicht in die Wahrheit, daß man sich nicht gleich zu hassen und zu verfolgen oder gar zu beißen braucht, wenn man in der besonderen Art des Erkennens oder des Glaubens und oft auch des Sprechens und Handelns sich noch nicht zu einigen vermag. Dann erst würde man dieses große, dieses erhabene Phänomen des Menschenlebens in seiner ganzen Bedeutung und Heiligkeit wahrhaft zu ehren im Stande seyn, und zu gegenseitiger Förderung auch nutzen lernen! —

Die Bürger haben sich an unermeßlichen Tischen unter der Plantage niedergelassen, während nur einige zurückgeblieben sind, um die Brüder der Nachbarstädte zu empfangen. Diese sind, wie

man erzählt, bereits gelandet. Es sind, wie wir von einem eben Ankommenden hören, noch Bürger von zwei andern Städten hinzugekommen. Nach einer halben Stunde etwa treffen denn auch alle bei uns ein, zwei zu zweien, Fischhauser, Heiligenbeiler, Braunsberger, Frauenburger, Elbinger. Sogleich bemerkt man einen, dem feineren Spürblick sehr vernehmlichen, anders nüancirten Typus der Gesichter. Denn jede Stadt hat ihre eigenthümliche Atmosphäre auch des Geistes. Und doch ist der Grundton der Physiognomie ein verwandter unter allen diesen Bürgern. Allgemein der Ausdruck des Charakters, freier Gesinnung, sittlicher Tüchtigkeit. Eine frugale, großartig arrangirte Restauration geht vor sich. Es ist der Bivouac einer patriarchalisch-socialen Idylle. —

Von einer Art Tribüne herab wird die Ordnung, die Aufeinanderfolge des gemeinsam Vorzunehmenden publicirt, denn die Zeit ist kostbar. Es ist bereits zwei Uhr. Die Vorträge beginnen unter dem Vorsitz eines für diesen Nachmittag gewählten Präsidenten, neben mehreren Beisitzern, und sollen durch besonders anzuzeigende Intervalle unterbrochen werden. Ein großer Theil der Einwohnerschaft Pillau's ist zugegen. Man sieht es allerdings mancher gedankenlos dareinschauenden Physiognomie an, daß ihr — wie einem mangelhaften Orgelwerk — manche Zwischenregister fehlen, um das so eben gezogene des neunzehnten Jahrhunderts auch noch zu verstehen. Man sieht es und hört es aber auch den Meisten der hier Herangekommenen an, daß sie ihre Zeit sehr wohl begreifen, daß sie nicht an dem Gotte zweifeln, der auch dieser Zeit Herr ist, so daß daher alles Unredliche, alles Frivole, alles was bloß auf selbstische, untergrabende Tendenzen gerichtet ist, auch in sich selbst zu Grunde gehen wird und zu Grunde gehen muß.

Die Vorträge sind zu Ende. Man hat sich hier auch Aug' in Aug' erkannt, wie man sich im Geiste längst erkannt hat, daß man nämlich Ehrenwerthes, daß man Reines wolle, daß man in dem Gesetzlichen, und zwar in dem Bemühen um den Fortschritt innerhalb der Gesetzlichkeit seine Verbrüderung gefunden. So scheidet man von einander. Der humanen Gastfreundschaft der Pillauer wird noch auf dem Markte ein Vivat gebracht. Einzelnen noch besonders.

Die Bürger nehmen nochmals von einander Abschied, und gehen an Bord ihrer respektiven Fahrzeuge. Die Dampfschiffe geben auf der Pfeife jenes schrille, jenes Mark und Bein durchdringende Signal der Abfahrt, welches die Energie ausdrückt des Dampfers über alle Mächte des Aeolus und vollends über die Kindermuschel der Tritonen; es ist ein Ton, der mit seinem quos ego weit in das Meer hinausschallt, daß die Wasser sich ängstigen und die Straße ebenen, daß die Delphine erbeben und die Segelschiffe die Flucht ergreifen. Die Tuba der Römer mit all' ihren Schrecken war eine wahre Kinderei und Kindertrompete gegen diesen Pfeifenton des Dampfers, wenn er abgeht und wenn er ankommt.

Schon trennen sich die Schiffe. Noch winkt man sich Zeichen des Abschiedes zu. Man verliert sich immer mehr aus den Augen. Die Fischhauser überraschen uns noch einmal mit ihrer Nähe. Man salutirt einander mit einem ungeheuern Hurrah. Jetzt entfernen auch sie sich. Die Dampfschiffe der Braunsberger und Elbinger sind wie weggeweht. Man sieht nur noch den Schwaden des Rauches in langgezogenen Streifen. Jetzt ist auch dieser vorüber. Eine gewisse Wehmuth in Folge der Trennung, begleitet vom elegischen Tone des Abends, bemächtigt sich der Gesellschaft.

Da erwachen neue Gesänge, neue Zukunftsgedanken, neue Garantieen, neue Ahnungen eines großen Jahrhunderts, eines großen Berufes der Menschheit, im Angesichte der herrlichen Natur! Der Abend ist so gedämpft wie ein weiches, nachgiebiges Menschenherz, und doch so erhaben, so bewältigend wie ein Geist, der seine Unendlichkeit schaut. Der Neumond sinkt im Westen. Die Sterne und die Lichter der Stadt gehen im Morgen auf. Schon kommen diese näher. Ein seltsames, dumpfes Brausen erhebt sich. Es ist die Stadt. Das Brausen wird stärker. Wir sind am Holländer Baum. Es ist elf Uhr, und dennoch erwartet man uns noch am Ufer, wie treue Hausgenossen zu thun pflegen, welche die ihrigen vermißten. Eine zahllose Menschenmenge jubelt uns entgegen. Ein gegenseitiges Hurrah donnert in einander. Die Dampfer stehen, die Bordinge schwenken ein, die Pfeife kreischt und heult in's Weite wie ein Vogel der Sahara. Schon fallen die Bretter vom Schiffe auf das Land. Wir treten vom Bord, und vertheilen uns unter herzlichem Nachtwunsch in die Stadt.

Diese Pillauer Lustfahrt, wie sie nach unserer früheren Bemerkung das Hauptresultat der vorausgegangenen socialen Bewegung ist, bezeichnet zugleich den Wendepunkt in unserem einstweiligen Geschick. Denn in Folge der sich steigernden Maßnahmen, aber auch gewiß in Folge selbstsüchtiger, die Erbitterung nährender, leidenschaftlicher Extravaganzen trat leider allmählig eine Verwilderung in der socialen Bewegung ein, welche wir in keiner Weise gut heißen, deren einzelne Aeußerungen ebenfalls wir — um noch liberal zu bleiben — in keiner Weise billigen können, wohl aber auf's Entschiedenste verwerfen müssen. Dieß tobte sich denn allmählig, ungeachtet der alte Bürgerstamm immer gesund und haltungsvoll blieb, in den noch ferneren Zu-

sammenkünften in Böttchershöfchen aus, und zwar, wie angedeutet, in den völlig fremdartigen Elementen, welche sich von außen her eingefunden hatten. So daß diese Verwilderung zuletzt das gerade Gegentheil bildet von jenen unvergeßlichen Sitzungen und Verhandlungen der einstigen Bürgergesellschaft im Altstädtischen Gemeindegarten in deren fester Gliederung, in deren freier und doch gesetzmäßiger Entfaltung.

Hier erkennt man wieder so recht den sittlichen Takt des Bürgerthums. Denn allerdings ist eine Volksversammlung, wenn sich in ihr nicht schon das Bürgerthum organisch fortgesetzt hat — wie es bei uns in Deutschland noch nicht der Fall ist — immer dem Preis gegeben, daß sich die Verwilderung früher oder später Bahn bricht, indem eben rohe Bestandtheile eindringen, und auch die Partei wieder in ihrer zügellosen Willkür sich gehen zu lassen wagen darf. Soll daher eine Zeit, wie die gegenwärtige, welche eine so mächtige sociale Triebkraft hat, vor der doppelten Gefahr bewahrt bleiben einer Despotie des bloßen Parteiwesens und gar einer Anarchie der bloßen Volksversammlung, mit allem Fanatismus des Parteiwesens noch dazu; so muß eine solche Zeit das Bürgerthum zu einem heitern, socialen Verkehr herausgestalten, damit so die Partei ihr Recht, aber auch ihre Grenze finde, und damit auch die Volksversammlung nur der Ausdruck dafür sey, daß eine Nation im Durchschnitte bereits aus Bürgern und nicht aus Abenteurern bestehe.

Aus den angeführten Gründen finden sich denn auch, wie wir an Ort und Stelle bereits bemerkt haben, schon in den Volksversammlungen im Gemeindegarten Ansätze zu einer entschiedenen Verwilderung, Aeußerungen, deren augenblickliche, laute Rüge allerdings ebenfalls vorgekommen ist. Wer aber

jene Verwilderung gut heißen oder sonst irgendwie beschönigen oder vertuschen wollte, der würde in solchem Urtheil als wahrhaft illiberal sich zu erkennen geben. Wir wenigstens können die gesunde Liberalität immer nur darein setzen, daß man wahr wahr seyn lasse, daß man nie schlechte Zwecke verschulde, daß man aber auch nie gute Zwecke durch schlechte Mittel erlangen zu wollen sich erfreche. Nur Lauterkeit der Gesinnung, nur strengste Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit im Urtheil, nur Aufrichtigkeit des Wollens und Thuns verräth gesunde Liberalität, oder ist sie vielmehr selbst als Thatsache, die sich gar nicht mehr bezweifeln läßt.

Die neueste Form, in der sich die sociale Bewegung der früheren Bürgerversammlung unter uns Königsbergern ausspricht, ist die vorzugsweise sogenannte Privatgesellschaft. Es ist einzugestehen, daß sich in diesen Privatgesellschaften der Ehrengeist und das Maß und der Takt der alten Bürgerversammlungen und des ächten Bürgerthums von Neuem auf's Schönste dargestellt hat, so daß auch darin wieder der Beweis liegt, wie das Königsberger liberale Bürgerwesen durchaus feindlich aller Zerfahrenheit, aller Willkür der Aeußerungen gegenübersteht. Solcher Privatgesellschaften, wie der erwähnten, sind bis dahin etwa vier gewesen. Drei im café national, jenem Hôtel, dessen wir öfter bereits gedacht haben, auf Königsgarten, und dann eine vierte Gesellschaft der Art in dem Kneiphöffschen Gemeindegarten.

Bis dahin also wäre die politisch-sociale Bewegung — die übrigens keinesweges lediglich mit der früheren Bürgergesellschaft identificirt werden darf — in Königsberg gediehen, so daß auch dieß Negative allerdings einstweiliges Resultat genannt werden

muß, daß jene Bewegung zum Theil zwar hat aufgehoben, zum Theil doch aber nur zersetzt werden können, nebst dem positiven Ergebniß, daß sie zu einer aus den Bürgern mehrerer Städte gebildeten Volksversammlung fortgegangen ist. Aber jene Zersetzung ist noch nicht das Ende der socialen Bewegung. Was an dieser Gesundes, Sittliches, Gesetzliches, Vernünftiges ist — und das war und ist allerdings ihr Grundcharakter — was in ihr wirklich den Keim des Socialismus enthält, das wird durch kein Mittel unterdrückt werden, sondern sich zu immer neuen Gestalten fortentwickeln. Der Zeitgeist ist sehr erfinderisch, und ist keinesweges bloß, wie man früher wohl gemeint, ein Phantom oder gar die Stimme des Teufels. Sondern der Zeitgeist ist als wahrhafter Geist der Sachwalter Gottes, das laute Zeugniß der sich formirenden Bildung, der Zeitgeist ist der sich unausgesetzt bekundende und in steter Wandelung begriffene Genius der Menschheit, in ihr des Volkes. Daher versündigt sich der an der Menschheit und an Gott, welcher nur Verfolgungen des Zeitgeistes kennt und übt, und denselben nicht auch in dessen heiliger Mission anerkennt und ehrt. Was dagegen an jener socialen Bewegung der Verwilderung, der Selbstsucht, dem bloßen Fanatismus angehört, das hat sich selbst bereits überlebt, es ist an seiner eigenen Maßlosigkeit und Unsittlichkeit zu Grunde gegangen, und wir wollen es in keiner Weise wieder zurückwünschen.

Vor Allem aber möge nur, gewisser Einseitigkeiten und Ausartungen halber, das liberale Bürgerthum nicht verkannt werden. Auf dieses liberale Bürgerthum müssen wir dann überhaupt unserer innersten Ueberzeugung gemäß — und ein Schalk ist, wer nicht seine Ueberzeugung ausspricht — denn Haupt-Accent legen, wenn von den Königsbergern die Rede ist.

Das heutige Königsberg ist, wenn wir eine gewisse bedeutungslose Schicht mit Stillschweigen übergehen, in seinem Grundcharakter durch und durch liberal. Aber wir meinen damit keine Partei als solche, sondern eben jenes unendlich weiter reichende Bürgerthum der socialen Bewegung, worin die Partei zu ihrer Besonnenheit, zu ihrer Richtung und ihrem Fortschritt gekommen war. Diese Liberalität der Gesinnung und des Handelns, als öffentliche Meinung, als Bewußtseyn der Gesammtintelligenz unserer Stadt, ist ebenfalls Resultat der socialen Bewegung, und muß zugleich, wenn man sich nicht mit bloßem Hörensagen begnügt, als der reinste Patriotismus der Königsberger bezeichnet und gepriesen werden.

Dieß führt uns auf einen anderen Punkt, der ebenfalls Resultat der socialen Bewegung genannt werden muß. Königsberg ist in der letzten Zeit von Ein- und Ausheimischen vielfach verkannt, verklatscht und verlästert worden. Wir werden später noch einmal über diesen Umstand sprechen müssen. Jetzt nur so viel.

Es ist ein Gesetz der socialen Entwickelung, von dem wir für unsern Fall das Nöthige entnehmen mögen, daß wenn die sociale Bewegung ihre Reife in dem liberalen Bürgerthum erreicht hat, und nun noch gar die Verlästerung durch Einzelne hinzutritt, ein Antibürgerthum entsteht, welches sich allein für das ächte, für das gesunde zu erklären die Dreistigkeit besitzt. Schon das aber, daß dieses plötzlich aufschießende Phänomen früher spurlos nicht existirt hat, schon dieses, daß es sich zusehends nach dem liberalen Bürgerwesen gestaltet, und nun vollends, daß es sich als das allein patriotische insinuiren will, muß den Kundigen außer Zweifel setzen, was von dieser übernächtigen Erscheinung eigentlich zu halten sey, und wie sie selbst sich zum

Patriotismus verhält. Hier zeigt es sich wohl recht von Geltung, in Bezug auf die öffentlichen, politischen Thatsachen, daß der oft unser bester Freund ist, welcher im Augenblick unser Feind zu seyn scheint, der uns tapfer die Wahrheit vorhält, nicht der, welcher in keiner Weise anderer Meinung zu seyn wagt, als wir selbst sie haben. Auch gleichen sich in unserem Falle beide Seiten, das wahre und das falsche, das liberale und das servile Bürgerthum so aus, daß was auf liberaler Seite von Extravaganzen vorgekommen ist, sich auf serviler offenbar als Heuchelei, als Eigennutz, als dumpfe Beschränktheit zu erkennen giebt.

Daß wir aber oben es wagten, zu behaupten, das heutige Königsberg sey seinem Grundcharakter nach liberal, im besten Sinne des Wortes, das können wir dadurch erhärten, daß die eigentlichen Faktoren der Intelligenz, die bewegenden Hebel der gegenwärtigen Bildung bei uns allerdings die fortgehende und nicht die rückgängige Richtung vertreten, was so sehr bei ihnen der Fall ist, daß diese unsere Aussage fast wie eine Tautologie klingt; während die andern in der öffentlichen Meinung keine Autorität ausmachen, und daher auch auf unser eigentliches Culturleben ohne bleibenden Einfluß sind. Jedoch müssen wir es uns unserer eigenen Liberalität wegen durchaus vorbehalten, die wahrhaft liberalen Charaktere nicht alle bloß in der Partei zu finden, sondern auch in der Vereinzelung, in der Isolirtheit der Lebensansicht und des Wirkungskreises.

Das aber ist der große Segen der socialen Entwickelung, daß sie die Differenz der Ansichten innerhalb ihrer selbst zuläßt, daß sie stark genug ist, sie zu ertragen, heiter genug, sie als ihren eigenen Reichthum zu gewahren, klug genug, in ihr die allein zum Siege führende Armirung zu erkennen, gebildet

genug, um das liberale Element auch noch von der Tyrannei der Partei zu befreien. Und daß die Königsberger es so weit in der socialen Bewegung gebracht haben, um innerhalb des politischen Lebens und ungeachtet der Zerrissenheit in Parteien eine solche Erscheinung herauszuarbeiten, wie die der Bürgergesellschaft gewesen, das giebt ihnen die Sicherheit, daß sie im Besitze eines lauteren Patriotismus sich befinden, daß sie stark genug sind, um einen Sieg über ihre eigene Einseitigkeit davon zu tragen, und produktiv genug, um aus dem Tode der Bürgergesellschaft zu einem neuen Leben zu gedeihen.

Da aber derjenige schon aufhört, dem wahren Sinne nach liberal, ein Mensch von liberalen Grundsätzen und deren Ausübung zu seyn, der irgendwie heimtückische, unreine, schnöde und ungesetzliche Absichten im Schilde führt — denn der wahre Liberalismus vollbringt sich nur innerhalb des Gesetzes*) und zwar in der Erfüllung desselben — so müssen wir, eben deßhalb, weil wir den Grundcharakter Königsbergs in die Liberalität setzen, auch diejenigen Lügen strafen, oder doch mindestens des Irrthums zeihen, welche den eigentlichen Geist Königsbergs als einen solchen verlästern, der unsittlichen, aufwieglerischen Tendenzen huldige.

Wie nun aber die sociale Bewegung Königsbergs aus ihrer einstweiligen, dem äußeren Bestehen nach nicht abzuläugnenden Niederlage sich erheben, und zu einer neuen Gestalt übergehen werde, um ihres Theils die große Aufgabe des Jahrhunderts, den Socialismus zu vollenden, dieses Wie wagen wir nicht zu bestimmen. Daß es aber geschehen wird, leidet

---

*) Man vergleiche über diesen Punkt meine Schrift: über Freisinnigkeit innerhalb des Gesetzes, Kiel, bei Chr. Bünsow, 1845.

keinen Zweifel. Der Zeitgeist kennt schon seit den dreißiger Jahren in Deutschland keine Rast. Während die politisch-sociale Bewegung unter uns einstweilen unterbrochen zu seyn scheint, geht die kirchlich-sociale unaufhaltsam vor sich. Wir werden dieselbe im Folgenden in näheren Betracht ziehen.*) —

*) Wie wir vernehmen, geht man so eben damit um, eine neue Bürger-Ressource, nach dem Muster der Breslauer, unter uns einzurichten. Möchte sie recht bald in's Leben treten, recht vieles Heilsame bewirken und recht langen Bestand haben!

Spätere Anm. d. Verf.

Digitized by Google

III.

Kirchlich-sociale Bewegung.

Digitized by Google

Es ist mit Recht oft schon darauf hingewiesen worden, welch' ein Schatz von Lebensweisheit, von praktischer Philosophie sich in den Sprichwörtern eines Volkes zu erkennen giebt, damit man sich daraus für die wichtigsten Verhältnisse auf der Stelle orientire. Wie nun überhaupt der bereits vorliegende geistige Reichthum der deutschen Nation, ohne daß wir deßhalb andern Völkern im geringsten zu nahe treten wollen, unermeßlich genannt werden muß, so ist dieses auch bei seinen Sprichwörtern der Fall. Aber auch das allen Völkern Gemeinsame gewisser Sentenzen, bis auf den Ausdruck hin, ist sehr hoch anzuschlagen, und stellt es ganz besonders heraus, daß in solchen Aussprüchen sich das Durchgreifende des Urtheils, der widerspruchslose Typus einer gemeinsamen Vernunft in der Menschheit untrüglich offenbart. Wir müssen zumal den ersten Theil unserer Reflexion für den vorliegenden Gegenstand, um diesem von vorn herein ein freisinniges, humanes Urtheil zuzusichern, ganz besonders festzuhalten bitten.

Wenn nun unter andern ein Sprichwort sagt: irren ist menschlich, nur im Irrthum beharren ist teuflisch, so sollte man dieses wichtige Wort für die Zeit unserer socialen Bewegung auf zwei Seiten zugleich als Warnung sich gesagt seyn lassen. Einmal auf Seiten dieser Bewegung selbst, dann aber auch, was uns hier vorzugsweise beschäftigen wird, auf Seiten derer,

welche die sociale Bewegung beurtheilen, oder ihr wohl gar widerstehen. Uns, die wir selbst auf dem Standpunkte der socialen Bewegung uns befinden, wenn auch immer mit dem Vorbehalte der völligen Unabhängigkeit unserer Ueberzeugung, uns ist es über allen Zweifel gewiß, daß auch in der socialen Bewegung im Einzelnen viele Irrungen vorgekommen sind und noch vorkommen, und wir werden nie unterlassen, wo wir dergleichen erkennen, dessen eingeständig zu seyn, um dadurch, daß wir der zugleich mit dem Irrthum erkannten Wahrheit die Ehre geben, den Irrthum wieder gut zu machen. Aber wir müssen freilich, damit es zu einem ehrenwerthen Kampf komme, der die Nation vorwärts bringt, von unsern Gegnern, den Antisocialen, fordern, daß sie auch ihrerseits ihr vielfaches Irrenkönnen und Irren uns zugeben, und ebenfalls den erkannten Irrthum, namentlich in Bezug auf uns, durch das Eingeständniß der Wahrheit wieder gut machen. Wo indessen auf beiden Seiten gar das absichtliche Beharren im Irrthume vorkommen sollte, so daß damit schon die Lüge und die Bosheit herausgeboren wäre, da versteht es sich wohl von selbst, daß wir eine solche sittliche Beschaffenheit zu sehr unter aller Würde und Kritik finden, als daß wir in der vorliegenden Entwickelung auch nur ein Wort an sie zu verlieren hätten. Eine solche Gesinnung muß vielmehr erst anderweitig aus der Rohheit und Gemeinheit zum Menschen- und Gottes-Bewußtseyn herausgearbeitet werden, um ihr zuzutrauen, daß sie das zu würdigen im Stande sey, und auch nur im Entferntesten verstehe, was die Hauptaufgabe unserer gegenwärtigen Darstellung seyn wird.

Nun ist aber von den Antisocialen zumal die kirchlich sociale Bewegung der Gegenwart, wie sie sich in der letzten Zeit auch unter den Königsbergern entwickelt hat, als eine durch

und durch irrthümliche beurtheilt worden. Man hat nicht undeutlich zu vernehmen gegeben, oder es auch wohl geradesweges laut ausgesprochen, daß jene Bewegung ein totaler Abfall vom Glauben der Väter sey, daß sich darin die bekannte Aufklärung des 18. Jahrhunderts nur fortsetze, und zwar bis zu gänzlicher Unchristlichkeit fortsetze. Man hat zu verstehen gegeben, daß indem jene Bewegung die bekannten Resultate einer gewissen modernen Spekulation in sich aufnehme, welche das Christenthum in die bloße Mythologie und Anthropologie auflöse, und indem sie auch Nichtchristen zu ihren Mitgliedern zähle, daß sie dadurch als pures Heidenthum sich constituire, und demnach in offenbarer Feindschaft mit der christlichen Kirche sich befinde. —

In dieser Beschuldigung ist Wahres und Falsches auf die willkürlichste Weise in einander gemischt. Vor allem aber ist von solcher Beschuldigung zu behaupten, daß sie das eigentliche Wesen, daß sie die Principien wie die bisherige Entwickelung der kirchlich socialen Bewegung, wenigstens wie dieselbe sich bis dahin unter den Königsbergern dargelegt hat, in der eigentlichen Bedeutung für die Zukunft verkennt.

Wir haben uns daher zunächst über die eigentliche Natur der kirchlich socialen Bewegung hier auszusprechen, um dann erst auf das Wahre und Falsche derselben einzugehen, und zuletzt noch durch weitere Darstellung einiger anderen Fakta dasjenige zu beleuchten, was die Geschichte der Königsberger socialen Bewegung innerhalb der Kirche wahrhaft zu bedeuten hat.

Wenn irgendwo, so kann man es in der Geschichte der Cultur nachweisen, daß jede Einengung immer eine um so

größere Befreiung, jede Gewaltmaßregel immer eine um so entschiednere Selbstständigkeit des Handelns herbeiführt. Die Noth ist auch hier die Mutter der Erfindung. Auch die kirchlich-sociale Bewegung wie die politische ist zunächst die unmittelbare Folge einer zu großen Einschränkung auf verwandtem Gebiete. Der nicht zu Ende geführte Protestantismus, dem noch gar aus seiner eigenen Mitte ein katholisirender Pietismus mit allen Anmaßungen finsterer Hierarchie und Mystik erwächst, der Protestantismus, der sich durch die Einengung der Presse um sein letztes noch übriges Organ der Aeußerung gebracht sieht, bricht von den verschiedensten Punkten jener Eindämmung durch, und mündet mit aller Gewalt der Opposition in die Geselligkeit aus, um hier durch Gegenseitigkeit allgemeiner Berathung zunächst nur den Drang der Gedankenäußerung zu befriedigen, dann aber auch wo möglich den Grund zu neuen Institutionen des kirchlichen Lebens zu legen, und dadurch eben die halb in ihrer Entwickelung stehen gebliebene Reform zu Ende zu bringen. Dagegen dürfte wohl von keinem human Denkenden, von keinem Geiste wahrhafter Bildung etwas zu erinnern seyn.

Somit erkennen wir in der kirchlich socialen Bewegung der Gegenwart — und dieses ist eben von den Antisocialen ganz und gar unverstanden geblieben — einmal eine Beziehung auf die Vergangenheit, nämlich das Bemühen, den von Luther schon zum Theil aufgehobenen, aber von der Buchstabenorthodoxie wieder renovirten, festen Gegensatz von Priestern und Laien im Protestantismus ein für alle Mal, (nicht zu übersehen: in seiner Fixation) zu tilgen. Sodann erkennen wir in der kirchlich socialen Bewegung eine Beziehung auf die Zukunft der Religion, nämlich das Bemühen, die Gewissensfreiheit eines jeden Individuums, aber noch mehr: die Gleichberechtigung eines

Jeden zur Religion und innerhalb der Religion zur öffentlichen Feststellung, zu einer unwandelbaren Institution fortzuführen, um erst dadurch die Universalität des Christenthums thatsächlich zu beweisen: daß schon von selbst, nicht erst durch Zugeständniß von Seiten eines anderen, ein jeder Mensch seiner Abstammung wie seinem Beruf nach ein Bürger der wahren Kirche ist, und als solcher in seiner Freiheit von allen Andern unangetastet bleiben müsse.

Es ist aber klar, daß so wie die sociale Bewegung diesen seinen Momenten nach angedeuteten Lebensproceß durchführt, für die religiöse Entfaltung eine um vieles erweiterte Fassung entstehen muß, wie solche in der christlichen Lehre auch bereits niedergelegt ist, nämlich ein allgemeines Priesterthum, und demnach eine in demselben Geist verbürgte Freiheit und Verbrüderung aller Menschen unter einander, woraus denn zuletzt ein Socialismus entspränge, welcher die Wiedergeburt und universelle Einheit der Kirche selbst wäre.

Man wende uns nicht ein, daß schwerlich die gegenwärtige, sociale Bewegung innerhalb der Kirche in ihrem hier dargelegten Charakter sich wiedererkennen werde. Denn theils steht jene Bewegung, ungeachtet alles Einschreitens von Seiten der Behörden, erst am Anfange ihrer Entwickelung, theils sind wir selbst der Meinung, daß allerdings manches Schiefe, Oberflächliche und Unüberlegte in der bisherigen Richtung Einzelner den wahren Charakter jener Bewegung noch nicht deutlich genug hat hervortreten lassen. Was aber die kirchlich sociale Bewegung an sich betrifft, so hat sie gleicherweise wie die politische eben so wohl in dem durchaus socialen Charakter des Zeitalters ihre durch nichts zu unterdrückende Nothwendigkeit, als auch in

dem besonderen Gesetz der Gegenwart, daß sich deren nächste Interessen durch die geselligen Verhältnisse hindurch zu verwirklichen haben.

Nun hat sich aber die sociale Bewegung der Kirche, wie in Deutschland überhaupt, so auch in unserer Stadt, bis dahin besonders in zwei Erscheinungen zu erkennen gegeben, nämlich in der Gesellschaft der protestantischen Freunde und sosodann in der Constituirung der deutsch-katholischen Kirche. Den so viel besprochenen Gustav-Adolph-Verein können wir im Allgemeinen weder bei uns noch in Deutschland als eine besondere Phase der socialen Gestaltung gelten lassen, wie sehr es auch anfangs den Anschein hatte, daß er sich zu einer sehr bedeutenden socialen Institution fortbilden werde. Denn wenn die Gesellschaften der protestantischen Freunde im Kirchlichen sehr zutreffend den Bürgergesellschaften auf politischem Boden entsprechen, so dürfte der Gustav-Adolph-Verein — gleichviel ob wir auf die Zweigvereine oder den Centralverein desselben reflektiren — in jenen Central-Vereinen zur Unterstützung der arbeitenden Classen, von deren einem hier in Königsberg wir früher bereits gesprochen haben, sein correspondirendes Gegenbild finden. Dieses hat sich denn auch besonders deutlich gemacht in der letzten Sitzung des Königsberger Gustav-Adolph-Vereins, in dem ausdrücklich unter andern die Erklärung abgegeben wurde, daß derselbe zu seinem Hauptzwecke das Wohlthun, die Unterstützung der unterdrückten, hülfsbedürftigen Protestanten in katholischen Ländern habe, und daß von ihm daher die häufigeren Sitzungen, die Vorträge und die Debatte über andere kirchlich-religiöse Gegenstände entschieden abgelehnt werden müssen.

Bevor wir nun in unserer weiteren Darstellung auf die

Scheidung des Wahren und Falschen uns einlassen in der Kritik der socialen Bewegung, wie jene die Antisocialen geübt, so müssen wir hier doch erst noch eines Mannes gedenken, der, sobald wir uns über ihn orientirt haben werden, ganz besonders uns in den Stand setzen wird, das kirchlich-sociale Leben unserer Stadt zu beurtheilen. Wir meinen den in der letzten Zeit so vielfach erwähnten, durch seine Schriften, wie durch seine Reden von großem Einfluß gewordenen Prediger Dr. Rupp. Wir wollen uns keinesweges herausnehmen über den ausgezeichneten Mann hier ein erschöpfendes Urtheil zu fällen, sondern wollen uns nur erlauben, seine Stellung überhaupt uns deutlich zu machen, und wie sich an ihn die kirchlich-sociale Bewegung Königsbergs zum Theil anknüpfen läßt.

Dr. Rupp ist schon darin eine außerordentliche Persönlichkeit unseres kirchlichen Lebens, daß er nicht allein im passiven Besitz einer vielseitigen Bildung sich befindet, sondern daß er dieses Vielseitige seiner Bildung auch aktiv, wir möchten sagen: in einer naiven, seiner Ueberzeugung nach sich von selbst verstehenden Weise unmittelbar auf das Christenthum anwendet, indem er der Meinung ist, daß einem das Innerste und Höchste im Christenthum schon begegne, wenn einem darin nur Menschliches begegnet. In diesem Sinne, aber auch nur in diesem, ist Dr. Rupp eine Concession an Feuerbach, jedoch auch eine Berichtigung desselben. Denn freilich ist auch nach Rupp die christliche Theologie Anthropologie, aber nicht in der Bedeutung Feuerbachs, daß in der christlichen Theologie nur eine dürftige, tautologische Nachmodelung Gottes als einer bloßen Copie nach dem Original des Menschen sich zu erkennen gebe. Vielmehr so, daß im Christenthum sich ein völlig neues Lebensprincip, das lautere, vollendete Menschenthum, nichts mehr und

nichts minder, offenbare; so daß das Christenthum zwar nicht Anthropologie, wohl aber Humanität sey.

Wie nun Rupp's Persönlichkeit im Leben — sein lithographirtes Portrait ist seine in's Unschöne carikirte Entstellung — ein höchst interessantes Zusammen von ernstem Tiefsinn und wohlthuender Freundlichkeit, von schweigsamem Beobachten und einfach verständiger Redeweise darbietet, so finden wir auch in seinen Ansichten durchweg contrastirende Elemente mannichfaltigster Art zu keiner Metaphysik, zu keiner spekulativen Dogmatik, aber auch zu keiner transscendentalen Anschauung verarbeitet, der eine besondere Produktionskraft denkender Phantasie zu Gebot stünde. Sondern aus jenen Elementen des Naturells und der Aneignung resultirt bei Rupp immer nur die heitre Gestalt der Humanität, der einfache, am liebsten im Verständigen weilende Mensch. Es kann nicht ausbleiben, daß eine solche Natur Probleme ahnt, die einer ganz anderen Lösung noch bedürfen. Hier hilft sich die tiefe Anlage der Ruppschen Natur mit dem Paradoxon. Er stellt seine Ahnung in irgend einem kurzen Satze hin, und bleibt natürlich unverstanden. Es kann aber auch nicht ausbleiben, daß eine solche Natur die Sittlichkeit in aller Strenge erfüllt wissen will, welche jedoch freilich einer noch ganz anderen Weise der Erfüllung bedarf. Hier hilft sich die ethische Verlegenheit Rupp's mit einem Entwurfe, der eine Wiedergeburt des christlichen Gemeindelebens bezweckt, und das bloße Ideal des Verstandes im Auge hat, welches nie verwirklicht werden kann, weil es selbst nicht existirt. Er stellt seine Reform der sittlichen Verhältnisse in einer Ueberspringung aller praktischen Mittelglieder auf, und bleibt natürlich unverstanden. Das alles zusammen beweist die große Bedeutung Rupp's auf der einen Seite, wie es auf der andern

außer Zweifel setzt, daß Rupp nicht weiß, wie die Ideen, welche von uran die Menschheit bewegen, realisirt werden sollen.

So halten wir denn Rupp auch durchaus für eine kritisch-combinative Natur, die eben deßhalb die entgegengesetztesten Elemente und Schriftsteller sich assimilirt, sie durch Kritik auf den eigenen Verstand zurückführt, nicht deren eigene Natur in sich walten läßt, noch sich ihnen produktiv selbst gegenüberstellt. Denn wie sollten wohl sonst in Rupp zwei so durchaus von einander abweichende Naturen wie Hippel und Herder — deren tertium comparationis vielleicht nur Königsberg, höchstens noch mystische Ueberschwänglichkeit ist — wie sollten sie als zwei gleichmäßig gepflegte Lieblinge einander verträglich sich gesellen, unbeschadet einer sehr krankhaften Mystik des Einen und einer oft sehr enthusiastischen Excentricität des andern, ungeachtet des oft so idyllischen Humors bei Hippel und des wahrhaft unbegrenzten Weltbürgersinnes bei dem einzigen Herder; wenn es sich anders verhielte als so? Und weil eben jener kritisirende und combinirende Verstand unserm trefflichen Manne die Gewähr giebt, sich nicht auf Probleme einzulassen, welche das ganze Vermögen einer spekulativen Thätigkeit in Anspruch nehmen, aber auch freilich erst die letzte, irrthumlose, wissenschaftliche Entscheidung über das christliche Dogma enthalten, so findet Dr. Rupp, wie es scheint, im 18. Jahrhundert das Lieblingsgebiet seiner Beobachtung und Forschung. Daher denn auch dieser selbst kritische Charakter des 18. Jahrhunderts, ungeachtet seiner sonstigen idealischen Größe, die schönsten Sympathieen in Rupp hervorzurufen vermag, und ihn dabei in der Wissenschaft immer doch im Verständigen und rein Menschlichen festhält, wobei nur Kant, was Rupp betrifft, auszunehmen

wäre, der bekanntlich kühn genug ist, mit seinen Postulaten weit über den Verstand und den jetzigen Menschen noch hinauszuweisen.

Was nun aber die bloße Kritik und Verstandes-Combination des Kühnen zu leisten vermögen, das leistet Dr. Rupp gewiß. Und davon giebt denn seine am 15. Oktober 1842 in der Königlichen deutschen Gesellschaft zu Königsberg gehaltene und für ihn so verhängnißvolle Rede „über den christlichen Staat" (Königsberg bei H. L. Voigt) den glänzendsten Beweis, eine Rede, deren letzter, am meisten angefochtener Theil namentlich uns von großer Bedeutung zu seyn scheint.

Es ist eine eigene Sache mit dem Paradoxon. Es greift in der Regel nie unmittelbar in das Leben, in die Interessen des Volkes ein, eben weil das Paradoxe auch im Ausdrucke unpopulär ist, aber es enthält nicht selten eine Befruchtungsgewalt, die ganz unberechenbar ist. Der vollständige Keim zu der ganzen Königsberger kirchlich-socialen Bewegung bis auf alle ihre Vorzüge und Verirrungen liegt vielleicht in der berühmten und fast berüchtigten Paradoxie Rupp's, welche in seiner Rede also lautet:

„Ja, der Staat des 19. Jahrhunderts ist ein christlicher Staat, er wird keine Glaubensvorschriften und keinen Symbolzwang kennen, er wird bei seinen Bürgern nicht nach der Taufe fragen, er wird mit der christlichen Kirche in keiner unmittelbaren Verbindung stehen — und doch wird er ein christlicher Staat seyn. Das Verständniß dieser Wahrheit hindert am meisten ein altes Vorurtheil, ein Vorurtheil, das in der Gelehrsamkeit viel tiefer, als im Gefühl und Bewußtseyn der Völker wurzelt, das Vorurtheil, daß das Christenthum Religion sey. Das

Christenthum steht aber zur Religion ganz in demselben Verhältniß, als zu Staat, Kunst und Wissenschaft, es ist eben so wenig Religion, als es Staat, Kunst oder Wissenschaft ist; aber es ist das Princip und die Seele unseres politischen, künstlerischen, wissenschaftlichen und religiösen Lebens. Es ist mit dem Christenthum wie mit dem Hellenismus und dem Mosaismus."

Diese inhaltsvolle Stelle mit ihrem paradoxen Schlaglicht — welches übrigens manchem sogenannten Lichtfreunde dennoch gewiß, aufrichtig gesprochen, nur undurchdringliche, unerklärliche Finsterniß geblieben seyn dürfte — das Christenthum sey nicht Religion, ist zwar an und für sich schon höchst wichtig, aber ganz besonders erfolgreich für unser kirchlich-sociales Leben durch den Anstoß geworden, den sie erregt hat. Wir unsererseits glauben nicht, daß sie diesen Anstoß hätte erregen können, wenn man sich der ganzen Tiefe jenes Paradoxons ruhig bewußt worden wäre.

Obwohl wir nun das Gehaltvolle jenes Ruppschen Ausspruchs durchaus anerkennen, so sind wir doch mit der Art der Fassung keineswegs einverstanden, die sogleich etwas Schiefes, Einseitiges in die ganze Behauptung bringt. Das Christenthum ist nicht Religion. Warum denn nicht? Nach Rupp wahrscheinlich, weil das Christenthum eben neues Lebensprincip überhaupt, weil es Humanität ist. Wir hätten gewünscht, Rupp wäre noch kühner — wie er auch den Ansatz dazu nimmt — als er es in seinem Ausspruche doch eigentlich ist. Das Christenthum, müßte es vielmehr heißen, ist nicht (und zwar bloß) Religion, weil es **Universalität** ist.

So aber läßt sich der Ruppsche Ausspruch eben nicht verstehen wegen der sonstigen Ansicht Rupp's vom Christenthum, daß es nur Humanität sey. Der Verfasser dieser Schrift indes-

sen konnte um so weniger an dem Ruppschen Satze, das Christenthum sey nicht Religion, Anstoß nehmen, als dieser Satz, selbst in seiner jetzigen Fassung, schon von vorn herein beweist, wie umfassend und würdig Rupp vom Christenthume denkt. Dann aber auch deßhalb nicht, weil der Verfasser des vorliegenden Buches selbst bereits im Jahre 1839 in seinen 34 Thesen über Christenthum und Kirche (M. vergl. Hamburger Telegraph, Juni und folg.) Aehnliches ausgesprochen hat, wofür er nur dieses anzuführen sich erlaubt:

„Durch die aus der Idee Gottes hergeleitete Humanität — heißt es daselbst — hat das Christenthum über alle Zeiten und Völker übergegriffen, und hat die Vergangenheit und die Zukunft unter dasselbe Gesetz der Entwickelung menschlicher Freiheit gestellt, so daß alle Resultate menschlicher Errungenschaft, mögen sie schon gefunden seyn oder noch gefunden werden, immer in sein Gebiet wieder zurückfallen, und das Christenthum hat dadurch alle Einseitigkeit überwunden und den einzig möglichen, weil der Vernunft allein denkbaren Universalismus erreicht. — Es ist aber das Christenthum in neuer und neuester Zeit von Freunden und Feinden wieder vielfach verkannt worden. Es hat seiner eigentlichen Idee nach weder eine bloß spekulative, noch bloß historische, weder eine vorzugsweis ethische, noch sogar praktisch-religiöse Tendenz, sondern, indem es das Gleichwesentliche Gottes und des Menschen lehrt, ist das Christenthum die an sich vorhandene, der Menschheit in der Fülle der Zeiten zu Theil gewordene Einsicht in die absolute Geltung, in die Universalität des Geistes und sonach Universalität selbst." — —

Das bis dahin Erörterte macht es jetzt aber vor allem nöthig, daß wir uns, der Ruppschen Auffassung gegenüber, noch

erst weiter über die wahre Natur des Christenthums hier verständigen, weil wir nicht anders über die kirchlich-sociale Bewegung uns zurecht zu finden vermögen.

Es hätte, wie wir gesehen, bei Dr. Rupp nur des Zusatzes bloß (das Christenthum ist nicht bloß Religion) bedurft, so wie der Erkenntniß, daß das Christenthum eben so wenig Humanität als Divinität, vielmehr Universalität ist, dann aber noch des Unternehmens, solche Idee in eine wahrhaft populäre Darstellung zu bringen, um dem Vollstrecker jenes Ausspruchs vielleicht noch mehr als jetzt die Reform des kirchlichen Lebens vom Ausgangspunkte der socialen Bewegung aus in die Hand zu geben, und den Protestantismus zunächst für unsere Stadt in geschichtlicher Entwickelung fortzusetzen.

Aber freilich, es ist noch ganz etwas anderes, dasjenige was die kirchlich-sociale Bewegung an sich, also auch nach der Zukunft hin, zu bedeuten hat, und dasjenige, dessen sie sich bis dahin schon etwa als bisherige Gesellschaft der protestantischen Freunde bewußt geworden ist. Nun hat aber das Christenthum das seltsame Schicksal gehabt, in seiner bisherigen Vergangenheit und Gegenwart noch zum großen Theile in seinem tiefsten Wesen verkannt zu werden, und ist daher, diesem ganzen Theile nach, selbst die wahre Religion der Zukunft, damit aber auch freilich in der Vollständigkeit die Religion schlechthin, die universelle Religion.

Man muß sich nur auch innerhalb der kirchlich-socialen Bewegung, welche zur richtigen Würdigung des Christenthums führen wird, eben so sehr in Acht nehmen, einem der drei Standpunkte zu verfallen, wie wir davor bereits in unserer Darstellung der politischen Bewegung gewarnt haben. Denn auch die kirchliche, und sagen wir nur gleich, die christliche Liberalität

ist nicht nach jenem ausländernden Kinderspiel von rechter, linker Seite und Mitte zu placiren; wenn freilich die Mitte auch hier wieder das Allerverwerflichste ist. Und dennoch. Wie die Menge der Halbbildung schon als Halbheit in der Mitte weilt, und in allem die Mittelmäßigkeit repräsentirt (wie sie denn vor der Tiefe wie vor der Höhe eine wahre Angst hat), so ist es eine der schwierigsten Aufgaben der Männer, welche an der Spitze der kirchlich-socialen Bewegung sich befinden, die Gedankenlosigkeit und Absurdität der äußersten rechten Seite des kirchlichen Lebens, wie diese sich als Pietismus und Buchstabenorthodoxie zu erkennen giebt, zu bekämpfen, ohne sich dazu der stumpfen Waffen der linken Seite, nämlich des kindisch gewordenen und eigentlich schon zu Grabe getragenen Rationalismus zu bedienen, und doch auch nicht, bei ängstlicher Vermeidung blinder Autorität und seichter Akkommodation, erst recht in die Lauheit einer sich selbst unklaren und faden Mitte, eines kirchlichen Juste Milieus, zu fallen, welches der Menge der Halbbildung am meisten zusagt, jetzt häufig wieder unter dem Namen Aufklärung umgeht, aber die Nation und die Menschheit im religiösen Fortschritt nur aufhält.

Was nun jedoch das Christenthum überhaupt betrifft; so ist es gewiß, daß dasselbe der Vernunft nirgend Gewalt anthut, sondern dieselbe in ihrem vollen Rechte anerkennt. Es ist aber auch gewiß, daß die Grundidee des Christenthums nicht der Mensch ist, eben so wenig wie Gott selbst. Das Christenthum ist nicht so kurzsichtig, sich darüber zu täuschen, daß der Mensch sich in der Existenz plötzlich vorfindet, wie er die Natur bereits vorfindet, und daß Beide allerdings (Mensch und Natur), so lange die Vernunft nur bei sich ist, einer noch ganz anderen Erklärung bedürfen, als des bloßen Menschen und der Natur. Und indem das Christenthum den Menschen und die Natur vielmehr

in Gott setzt, faßt es den Menschen und Gott als äußerste und doch als Eins im Wesen des Geistes zusammen. So daß auch der Gottmensch kein Compositum (der Geist ist keine Zusammensetzung), sondern nur Einheit und Unterschiedenheit zugleich, also Universalität ist und zwar Universalität des Geistes.

Dieß ist denn auch das erhabene und doch der denkenden Vernunft so zugängliche Geheimniß Christi, so wie seine Einzigkeit, wonach mit ihm auch nicht ein einziger anderer Mensch verglichen werden darf. Hier sind Tiefen der Religion anzuerkennen, aber auch zu erforschen, und zum Wissen für Alle zu bringen, wie diese Tiefen bereits im Besitze der Wissenschaft sind, Tiefen, an welchen die Meisten der bisherigen kirchlich-socialen Bewegung noch sehr leichtfertig, ohne freilich zu wissen, was sie übersehen, vorüber zu gleiten pflegen. —

Einzig aber war es bei Christus, dieses Einsseyn mit Gott und Unterschiedenseyn von Gott, wie noch Niemand vorher und nachher, als seine Mission zu glauben und zu wissen, als ersten und letzten Gedanken, als alleiniges Motiv des Handelns und Leidens, ununterbrochen, im Leben und im Tode durchzuführen, immer zwar ein klares Bewußtseyn noch von dem eigenen Willen zu haben, aber diesen stets in den Willen Gottes daran zu geben. Und nur wer diese Einzigkeit Christi begreift, der begreift das, was Christus zu dem macht, der er war und ist, und nach welchem Vorgange erst Alle die anderen seine Nachfolger seyn können.

Und dieß, so wie die daraus folgende Idee der Erlösung, als ewiger Thatsache des Christenthums, ist, nach unserer bisherigen Beobachtung, noch nicht genugsam in der bis dahin gediehenen, kirchlich-socialen Bewegung erkannt und anerkannt

worden, um eben auch die Weite des socialen Bandes zu erkennen, welche das Christenthum um alle Confessionen, um alle Gemeinden und Völker, um alle Menschen schlingt, und darin eben mehr als bloß Religion, als bloß Humanität, vielmehr universeller Ausdruck für Hüben und Drüben, für Erde und Himmel, für Mensch und Gott zu seyn, so daß in dem Begriff der wahren, durch die sociale Bewegung vermittelten Kirche Confessionen und Culte nur eben so verschwindende Momente sind, als Völker und Volkssitte im Begriff des politischen Socialismus oder der Menschheit. Und daher eben finden wir den wahren Grund für jenes von uns jetzt berichtigte und nun so unzweifelhafte Rupp'sche Paradoxon, das Christenthum ist nicht (bloß) Religion, nicht in der Humanität, sondern in der Universalität des Christenthums.

Was indessen jene Einzigkeit Christi angeht, so kommt selbst der Mann, welcher in neuester Zeit ganz besonders populär geworden ist in der socialen Bewegung der protestantischen Freunde, der bekannte Pfarrer Uhlich, im Widerstreit zu vielen seiner sonstigen Ansichten, einmal ganz nahe daran das Wahre zu entdecken. Woraus freilich eine ganz andere Fassung des Christenthums folgen müßte, als Uhlich sie jetzt schon zu geben vermag. Die Stelle ist für eine sich selbst nicht klare, liebenswürdige Tiefe ihres Verfassers, wie für eine gewisse Eigenthümlichkeit der bisherigen protestantischen Freunde zu charakteristisch, als daß wir sie nicht hersetzen sollten. Uhlich sagt, ungeachtet aller eingestandenen subjektiven Gemüthlichkeit und ungeachtet aller kleinen und großen Rationalismen auf seiner Seite, dennoch:

„der Leser fordert vielleicht, daß ich sagen soll, was ich selbst von Jesu halte. Ich sehe zwei Seiten an ihm. (Ein wahrhaft spekulativer Blick, wenn der Mann ihm nur folgen wollte). Die

eine ist mir zugewendet, die ist mir klar: Jesus ist mein Heiland; bei Niemand finde ich auf meine wichtigsten Fragen eine so genügende Antwort, für mein Leben eine so treffliche Leitung, sowohl durch seine Lehre, als durch sein eignes Leben, für mein Gemüth eine so durchdringende Befriedigung und zugleich einen so würdigen Gegenstand meiner innigsten Verehrung und Liebe als bei Jesu. Das ist die eine Seite. Die eine ist von mir ab und Gott zugewendet, mit welchem Jesus in einer innigern Verbindung stand, als ich, und Alle, die ich kenne. An dieser andern Seite ist mir manches räthselhaft; wie Jesus Mensch seyn konnte, wie ich, und doch so rein, so klar, so ganz sich der Einheit seines Gemüths mit dem Vater bewußt, wie ich es auch in meinen besten Stunden nicht in mir finde, wie ich mich auch nicht zu hoffen getraue, es zu erreichen, das ist mir ein Räthsel. Darum scheint es mir etwas dürr und kahl, zu sagen: Jesus war ein Mensch, wie wir, da er doch in so wichtigen Beziehungen anders war, als wie wir den Menschen an uns und Andern kennen. Darum habe ich schon früher öffentlich ausgesprochen: wer Jesus eigentlich war, das weiß ich nicht (dieß ist freilich schlimm!), da fehlt mir die Antwort; nur was ich an ihm habe, das weiß ich, und freue mich dessen: meinen Heiland. So spreche ich aber nicht etwa aus furchtsamer Klugheit, um meine wahre Meinung über Jesum zu verschleiern, sondern ich spreche damit aus, was ich in mir finde; wenn der sichtende Verstand in mir ohne Weiteres Jesu seine Stelle unter uns Menschen anweisen will, so sagt mir mein Gefühl, daß damit das Räthsel der Erscheinung Jesu noch nicht vollständig gelöst ist. Man wird dies vermuthlich von zwei Seiten her eine Schwachheit nennen, von der einen, weil ich nicht gerade heraus sage, daß er Mensch gewesen, von der andern, weil ich nicht einen Schritt weiter gehe und an seine

Gottheit glaube. Sey es denn eine Schwachheit." — (Vergl. Bekenntnisse von Uhlich, S. 39.) —

Also das ist gewiß — um wieder auf unsern Hauptgegenstand überzugehen — das Christenthum ist weder bloß Humanität noch auch Divinität, sondern es ist Universalität jener beiden Gegensätze und darum Universalität des Geistes schlechthin. So wie aber nur das Rupp'sche Paradoxon nach der hier versuchten Andeutung auf seine Wahrheit zurückgebracht worden ist, so dürfte kein Ausspruch geeigneter seyn, selbst Princip einer neuen Bewegung und zwar einer Weiterführung des christlichen Lebens zu werden, als gerade der Rupp'sche, indem darin eine Anerkennung der freien Entwickelung des Individuellen, des Eigenthümlichen, unbeschadet des Christenthums, sich zu erkennen giebt, welches eine der Hauptforderungen des gegenwärtigen Zeitalters ist.

Inzwischen erscheint eine neue Broschüre Rupp's über den Symbolzwang, worin sich ihr Verfasser, wie vorauszusehen, mit Recht dahin ausspricht, daß die symbolischen Schriften in keiner Weise ein für alle Mal bindend für uns seyn dürfen, da ja die Urheber derselben, zum Beispiel die Reformatoren, überhaupt keine unbedingte Autorität für den einzelnen evangelischen Christen haben können. Dann aber ist es auch besonders interessant, und beruht freilich auf einer tiefern Nothwendigkeit, daß derselbe Vollstrecker jenes oben erwähnten Ausspruchs, das Christenthum sey nicht Religion, gleich seine thatsächliche Auseinandersetzung mit einer starren Orthodoxie öffentlich vernehmen läßt in einer Predigt, welche an unserem Orte ein so großes Aufsehen erregt. In dieser Predigt erklärt Dr. Rupp, daß der Christ das Athanasische Bekenntniß ein unchristliches nennen müsse, indem es gegen den Geist des Christenthums von einer Glau-

bensſatzung die Seligkeit abhängig mache; ſo daß ſolches Bekenntniß ſchon um ſeines Anfanges willen nicht beibehalten werden dürfe. Und ſo tritt denn in ſolcher homiletiſchen Durchführung und Polemik unſer Paradoxiſt dem pater orthodoxiae, wie Athanaſius genannt worden, auf's Entſchiedenſte entgegen. Von dieſer Predigt datirt ſich vielleicht Rupp's Glanzperiode als Kanzelredner und als Liebling unſerer kirchlich-ſocialen Bewegung.

Unterdeſſen hat ſich ſeit jenem erſten, noch ſehr unſcheinbaren Zuſammentreten der Lichtfreunde zur Zeit unſerer Albertusjubelfeier die Geſellſchaft der proteſtantiſchen Freunde conſtituirt. Sie hält ihre Sitzungen in der deutſchen Reſſource, alle 14 Tage, Abends, während einer Dauer von etwa zwei Stunden. Die Geſellſchaft ſteht unter der Leitung eines Präſidenten, und hat außerdem noch einen beſonderen Vorſtand. Der durch Wahl beſtimmte und beſtätigte Präſident der Geſellſchaft iſt der an der franzöſiſch-reformirten Kirche fungirende Prediger Detroit.

Dieſer Geiſtliche beweiſt ſich denn auch durchaus geeignet, ein ſo ſchwieriges Geſchäft zu übernehmen. Prediger Detroit erfreut ſich als Kanzelredner eines weit reichenden Beifalls. Er verbindet in ſeiner Perſönlichkeit franzöſiſche Agilität mit deutſcher Sinnigkeit des Gemüths, Weltkenntniß und Verſtändigkeit, Entſchiedenheit und Humanität mit dem lebhaften Bedürfniß eines freiſinnigen Vorwärtsſtrebens, wozu noch ſchnelle Auffaſſungsgabe der öffentlichen Thatſachen kommt und der Reiz eines angenehmen, durchdringenden Sprachorgans. Solche Vorzüge aber ſind auch unerläßlich, um eine Geſellſchaft, die etwa 7 bis 800 Perſonen zählt, und oft in eben ſo diffuſe als confuſe Meinungen auseinandergeht, wie es in religiöſen Dingen zu ſeyn pflegt, auch nur zuſammenzuhalten, und, ungeachtet aller augenblicklich erklingenden Diſſonanzen und des Leuchtens polemiſcher Bann-

strahlen — die denn doch auch protestantische Freunde bisweilen schleudern —, immer auf das Princip der Humanität, auf die Freiheit des Gedankens und Wortes hin zu lenken, so wie Alle in der Freudigkeit brüderlichen Zusammenwirkens zu bewahren.

Wie es von der kirchlich-socialen Bewegung nie vergessen werden sollte, was allerdings oft vergessen worden ist, daß der Protestantismus, der seine Sache zu einem gründlichen und rühmlichen Ende hinausführen will, vor allem nicht beim bloßen Protestiren oder gar Negiren stehen bleiben darf, indem er sonst in Ideenlosigkeit und Frivolität, wenigstens gewiß in ein ganz geschichtsloses Experimentiren sich verliert; so müssen wir es als ein besonderes Verdienst des Präsidenten der Königsberger protestantischen Freunde herausstellen, daß er in den Sitzungen der Gesellschaft wieder und wieder die Würdigkeit der Haltung in Erinnerung gebracht, und vor allem daran gemahnt, wie es gerade darauf ankomme, nie den kirchlichen Boden zu verlassen, aber auch darauf, die Freiheit des Gewissens und der religiösen Ueberzeugung in alle Wege zu ehren.

Es ist übrigens gewiß durch die Natur eines so ernsten und jedem doch wieder so nahe liegenden Gegenstandes, wie die Religion, und nun gar durch die Natur des Protestirens, welches hier noch dazu jedem als Pflicht auferlegt schien, bedingt worden, daß wir den Versammlungen der protestantischen Freunde hiesigen Ortes, so weit unsre Kenntniß derselben reicht, nicht die organische Geschlossenheit und den durchschnittlichen Takt einräumen können, die in der eigentlichen Bürgergesellschaft im Altstädtschen Gemeindegarten im Ganzen zu beobachten waren. Auch fehlte es den Sitzungen der protestantischen Freunde in der Debatte an einem gewissen dramatischen Verlauf. Daher wir in diesem Buche denn auch ganz und gar davon abstehen müssen,

eine solche Versammlung, nach Art unserer früheren Darstellungen, in Scene zu setzen. Es lag, wie gesagt, die größere Schwierigkeit schon in der Aufgabe der protestantischen Freunde, in der größeren Einheit des Thema's, welches ihr gegeben war, vor allem auch in mancher Halbheit und Unklarheit der Protestation, auf die wir bereits hingewiesen haben, eine Halbheit, welche sich das Religiöse und Kirchliche gerade so ausgebeten haben wollte, als es eben einem sehr vagen und oft sogar seichten Belieben zu Sinne stand.

Dieß führt uns denn auf eine kurze, in jeder Hinsicht der Gerechtigkeit beflissene Beleuchtung dessen, was der Antisocialismus den Königsberger protestantischen Freunden, und somit wohl allen Gesellschaften der Art, zum Vorwurfe macht, und wobei es uns hier darauf ankommt, das Wahre vom Falschen zu sondern. Wir werden dabei nicht umhin können, manche Punkte, die überhaupt für die Sache der Religion und insbesondere des Christenthums von großer Bedeutung sind, zu erörtern.

Das Zusammentreten der protestantischen Freunde, wie der deutsch-katholischen Gemeinden, ist — wir wiederholen es — eben nur der Anfang der ganzen socialen Bewegung, welche eine Wiedergeburt des kirchlichen Wesens, ungeachtet aller Hemmungen, zur Folge haben wird. Auch die Reaktion muß eben so wider ihren Willen den Fortschritt herbeiführen, den die Opposition, was das Wie desselben betrifft, oft wider ihren Willen erkämpft. Es kommt immer anders heraus, als die Menschen herausklügeln. Selbst diejenigen, welche vielleicht, ohne daß sie es wissen oder auch absichtlich, in jener socialen Bewegung, von modernen Verirrungen inficirt, gegen das Christenthum wirken — das ohnmächtigste und zugleich beschränkteste Bemühen, welches nur erfunden werden mag — werden die Zukunft des

Christenthums, und damit sein eigentlichstes Wesen zur Wirklichkeit bringen helfen müssen.

Wir knüpfen hier aber zunächst an jene beiden Grundideen an, welche die Träger der kirchlich-socialen Bewegung in der Gegenwart sind, und die ihr schon jetzt eine unendliche Bedeutung zusichern. Es ist erstens, wie wir bereits erwähnt haben, die Tilgung des noch übrigen fixen Gegensatzes zwischen Priestern und Laien, d. h. die Idee des Presbyteriums, und sodann ist es das Bemühen, die Freiheit der Individuen auf dem Gebiete der Religion so als menschliche Gesammtheit zu fassen und zur Anerkennung zu bringen, daß alle Confessionen, richtiger noch alle Menschen, im Christenthum den Ausdruck ihres religiösen und sonstigen Werthes finden, und sich daraus ein Organismus erhebt, welches eben die Kirche der Zukunft ist, oder die Idee der wahren Kirche. —

Wie vieles in den Verhandlungen der protestantischen Freunde auch vorgekommen ist, was theils an sich unbedeutend und weit hinter der Bildung des Jahrhunderts zurückgeblieben genannt werden mußte, theils in der Debatte selbst keine Einigung fand, die angegebenen Grundideen sind von dem reichsten Gehalt und tief im Christenthum gegründet, wie auch von Allen anerkannt worden, wenn auch die zweite jener Ideen zu sehr noch der Zukunft gehört, als daß sie allen Mitgliedern der Gesellschaft in gleicher Stärke klar geworden seyn sollte. Aber in der allgemein geforderten Gewissensfreiheit für das Individuum — die sich auch freilich muß äußern dürfen — und in der von allen zugestandenen Gleichberechtigung innerhalb der Religion trat auch schon die Idee der wahren Kirche auf's Klarste hervor. Und damit haben wir denn bereits die Beschuldigung von Seiten der Antisocialen, die Königsberger protestanti-

schen Freunde hätten sich einer durchgängigen Verirrung hingegeben, als einen auf arroganter Unwissenheit beruhenden Vorwurf zurückgewiesen, denn die Forderung des Presbyteriums und die Forderung eines Organismus im Fortschritt der Kirche, einer Erneuung desselben zur Verwirklichung der Idee der Kirche, sind keine Verirrungen, sondern im Christenthum, wie in der menschlichen Vernunft, gegeben.

Die zweite Beschuldigung der Antisocialen ist nun die, daß die sociale Bewegung ein totaler Abfall vom Glauben der Väter sey, daß sich in jener Bewegung die bekannte Aufklärung des 18ten Jahrhunderts bis zu gänzlicher Unchristlichkeit fortsetze.

Hierauf nun haben wir zunächst zu erwidern, daß es sich, Gott sey Dank, nicht so leicht dem Christenthum entrinnen lasse, als die Douanen-Wächter einer sehr eng abgesteckten Buchstabentheologie uns glauben machen wollen. Denn wie wäre doch sonst wohl die christliche Religion universelle Religion? Aber hier liegt ja eben der eigene Grundirrthum der Antisocialen verborgen, von dem wir nur wünschen wollen, daß es bei ihm bleiben, und man nicht vom Irrthum zu einer gewissen selbstbewußten Freude sogar am Verdammen fortgehen möge. Der Grundirrthum aber ist der, daß die Antisocialen als Vertheidiger einer gedankenlosen Orthodoxie schon von vorn herein glauben, überall wo es den anders Glaubenden gilt, das von ihnen noch dazu unverstandene Dogma vom Verlorengehen der meisten Menschen anwenden zu müssen. Wie sollte denn nun gar ein sociales Band um alle Menschen geschlungen werden? wie sollte die christliche Religion, allerdings die Religion der Liebe und der Freiheit (aber doch auch der Auserwählten) auf der Mission zu allen Menschen begriffen seyn, und sich daraus eine

solche umfassende Kirche erheben, wie oben angedeutet worden, da doch die meisten Menschen verloren gehen müssen? so fragen uns die Antisocialen; und daher eben ist ihnen die sociale Bewegung schon von vorn herein ein Gräuel. — So also verstehet Ihr den neuen Bund? und in dieser unsrer Frage liegt auch unsre Antwort.

Was aber die oben ausgesprochene Beschuldigung der Unchristlichkeit und der aus ihr zu folgenden Verdammniß betrifft, so möchten wir zunächst nur darauf hinweisen, daß im Allgemeinen, wie den Himmelsstürmern, den Titanen der Revolution nach oben, so auch wohl denen nach unten, es nicht so leicht werden dürfte, sogleich und noch dazu die ewige Hölle zu erobern. Es ist auch dafür gesorgt, daß die Bäume nicht gleich in die Hölle wachsen. Und dann nur vor allem blicke jeder zuerst in sich selbst. Die wahre Christlichkeit, die eben in der auf alle Menschen bezüglichen universellen Religion ihr Wesen hat, kann aber nicht darin bestehen, daß man in der bloßen Vergangenheit sich fixirt, sondern darin, daß man die Vergangenheit in reicherer und ausgebildeter Gestalt in der Gegenwart hat, und sie auch in die Zukunft hinein zu noch größerem Gedeihen fortsetzt. Das giebt denn auch im besten und tiefsten Sinne den rechten Gesichtspunkt für den Glauben der Väter. Wir sind uns bewußt, diesen Glauben in aufrichtiger Weise zu ehren. Wir möchten überhaupt alles dazu beitragen, um den gesunden Glauben, so viel ihm gebührt, in seiner reichen Bedeutung und unwandelbaren Geltung auch deutlich zu machen. Der Glaube am wenigsten hat das strengste Denken und Wissen zu scheuen. Wer unbedingt gegen den Glauben eifert, der giebt einen solchen Grad von Unbildung zu erkennen, daß man ersieht, er kennt auch das wahre Denken und also auch das Wissen nicht. Der Glaube,

der vernünftige nämlich, hört für den Menschen nie auf, so gewiß als das wahre Wissen unveränderlich ist, und so gewiß als selbst dieses Wissen zugleich immer noch eine Zukunft hat. Wenn man in unserer Zeit nicht so oft dieser Bescheidenheit den Rücken gekehrt hätte, so würde man auch der Anmaßung des Gegners eine viel freiere Stirn haben bieten können, und einen viel glänzenderen Sieg über ihn gefeiert haben.

So hat denn der Glaube der Väter seinen unveränderlichen Werth auch für uns, denn wir sind mit all unserem Wissen doch zuletzt in diesem Glauben gegründet. Aber nicht alles, was aus solchem Glauben der Väter gefolgert worden ist, auch nicht die ganze Auslegung des Glaubens, wie die Väter sie unternommen haben, kann für uns Spätere, am wenigsten ein für alle Mal, bindend seyn. Sondern es giebt auch einen Fortschritt im Glauben, und wir erfreuen uns vielfacher Früchte dieses Fortschritts, bis zu einer unwandelbaren Gliederung der Wissenschaft selbst.

Und so möchten wir denn auch das Wort Aufklärung von dem durch die Flachheit veranlaßten, übeln Nebenbegriff gern wieder befreien, davon zu schweigen, daß mit der Aufklärung des 18ten Jahrhunderts oft der kühnste Idealismus und die geistvollste Glaubensinnigkeit Hand in Hand gegangen ist, jene oft diese beiden bedingt hat. Wer wollte und sollte sich denn nicht aufklären? Doch aus dem Glauben evolvirt sich ein Licht, welches zuletzt Wissen und Schauen wird.

Nun giebt es aber freilich eben sowohl eine Frivolität der Aufklärung, nämlich der falschen, als es eine Frivolität des Ueberglaubens, einer orthodoxen Gedankenverfinsterung giebt. Es soll nun vor allem auch die Quelle alles Lichtes anerkannt werden. Auch giebt es eine gewisse fanatische Wildheit des Auf-

klärens, die gerade in unseren Tagen nicht wenig grassirt, ein wahres Ueberrieselungs-System mit dem dünnsten Wasser des Verstandes, welches denn auch Wasser-Köpfe veranlaßt, ein zügelloses Vorwärts, welches gar keinen festen Ausgangspunkt und demnach auch gar kein bleibendes Fundament mehr hat. Diese fiebernde Aufklärerei, diese tollgewordene Verständigkeit, dieses rasende Vorwärtsstreben erhitzt sich an der bloßen Bewegung seines eigenen Schwindels, und weiß nicht woher, nicht wohin, nicht wofür, nicht weßhalb; es will in seiner dummdreisten Ekstase eben nur vorwärts, und bleibt daher auch zuletzt in der Leistung wie im Gelingen die höchste Kühnheit schuldig, wie es mit seiner dünkelhaften Absprecherei da schon den Aberglauben, das Mythische findet, wo erst die rechte Tiefe beginnt, und die wichtigste Wahrheit für die Menschheit sich erschließt. Wir sind uns mit den Besseren und Besonnenen in der kirchlich-socialen Bewegung auf's Klarste eines festen Grundes wie eines Totalzweckes bewußt; so sind wir aber auch um so muthvoller und zuversichtlicher im Vorwärtsstreben und zweifellos, das Ziel zu erreichen.

Wiefern nun etwa — um hiermit wieder auf unsern Anfang zurückzukehren — die Königsberger protestantischen Freunde in einer bodenlosen Aufklärungssucht so sehr sich verirrt haben sollten, daß sie den ganzen Glauben der Väter verwerfen als einen Wahnglauben, und nicht den gesunden Grund all' unserer heutigen Entwickelung in ihm erkennen (wie denn die drei christlichen Glaubensartikel, wenn man nur im Denken kein Schwächling ist, der tiefste Ausdruck der Vernunft sind), nehmen wir keinen Anstand uns als ihre entschiedensten Gegner zu erklären. Wiefern die Königsberger protestantischen Freunde aber nur sagen wollen: durch die ganze Geschichte geht eine Vorwärtsströmung,

eine durch die Reibung der Gegensätze hindurchgreifende Fortbewegung, die auch uns so sehr zu statten kommt, unsre heiligsten Interessen berührt, daß auch wir nicht stille stehen, sondern in dieser Bewegung selbstthätig mitbegriffen sind; so daß wir den Grund der Vergangenheit zwar unangetastet lassen, aber einiges, was auf diesem Grunde erbauet worden, theils als verwittert, theils als geschmacklos, theils als völlig unhaltbar für's Weitere erkennen; in so fern müssen wir den protestantischen Freunden ihr volles, gutbegründetes Recht zugestehen, und sie als solche bezeichnen, welche die kirchlich-sociale Bewegung dem Geiste nach wahrhaft vertreten, und an dem Baue der Zukunft auf der Basis der Vergangenheit tüchtig fortarbeiten. Und dieses Bemühen haben wir an Vielen erkannt und geehrt, und sie — wie ihres Gleichen — sind in der wahrhaft christlichen Sendung begriffen; so daß ihre vermeinte Unchristlichkeit vielmehr ein Beitrag zur Vollendung des Christenthums auch in dem Bewußtseyn des Einzelnen ist, wie das Christenthum an sich freilich keiner Vollendung mehr bedarf. — So verhielte es sich also in Betreff des Glaubens der Väter und der sogenannten Aufklärung.

Weiter aber haben die Antisocialen zu verstehen gegeben, daß, indem die heutige kirchlich-sociale Bewegung die bekannten Resultate der modernen Spekulation in sich aufnehme, welche das Christenthum in die bloße Mythologie und Anthropologie auflöse, und indem sie auch Nichtchristen zu ihren Mitgliedern zähle, daß sie dadurch als pures Heidenthum sich constituire, und demnach in offenbare Feindschaft zur christlichen Kirche übergehe.

Die Antisocialen beweisen sich eben so wenig kleinmüthig in Bezug auf die Wissenschaft, als wir sie kleinlich gesinnt in An-

sehung der Religion gefunden haben. Sie scheinen keine Ahnung zu besitzen von der unwandelbaren Gesetzmäßigkeit, der zuletzt doch alles und jedes unterworfen ist, nicht bloß in der Natur, sondern auch in der Geschichte, nicht bloß im Läugnen, sondern auch im Behaupten, also auch in dem, was der Geist vorzugsweise vollbringt. So daß nach jenem Gesetz auf die Länge immer nur dasjenige Platz behält, was ihm gemäß ist, und was die Wahrheit im umfassendsten Sinne bestätigt. Welches Gesetz aber könnte wahrhaft erfüllt werden ohne die Freiheit? Gerade durch die gewaltsame Unterdrückung der Freiheit wird daher auch am längsten die Erfüllung des geschichtlichen Gesetzes verzögert, so daß auch in der Wissenschaft, wie in jeder anderen Entwickelung des geistigen Lebens in dem Grade die vernünftige, der Wahrheit entsprechende Position lange ausbleibt, als die Negation in ihrer Aeußerung gefürchtet oder gar mit Gewalt unterdrückt worden ist.

Was nun aber den obigen Vorwurf selbst anbelangt, so möchte es schwer nachzuweisen seyn, daß die protestantischen Freunde und also auch die Königsberger sammt und sonders Anhänger von Strauß und Feuerbach seyen, die doch wohl mit jener Anklage auf Mythologie und Anthropologie mitgemeint seyn dürften. Wir erinnern uns, so weit wir den Sitzungen der protestantischen Freunde in unserer Stadt beigewohnt haben, nur zweier Vorträge, von denen allerdings der eine entschieden auf Feuerbachs Wesen des Christenthums, der andere auf Strauß Leben Jesu und Bruno Bauers exegetischen Standpunkt zurückgeführt werden konnte. —

Wir sind weit davon entfernt, die Ansichten jener beiden Vorträge für die unsrigen auszugeben, und müssen es überhaupt tadeln, daß nach der letzten der gemeinten beiden Vorlesungen

nicht augenblicklich Zeit für die Debatte gewünscht wurde, um wenigstens das auf der Stelle außer Zweifel zu setzen, daß hier viele in der Versammlung sich befänden, welche noch ganz andere Ansichten geltend zu machen hätten, als die vorgetragenen. Zeit für dergleichen wichtige Erörterungen müßte immer da seyn, da man sie für andere Gegenstände genugsam zu haben pflegt. Die Sitzungen des englischen Parlaments dauern oft bis gegen Morgen. Auch würde in unserem Falle der Präsident, wie spät es bereits war, dennoch gewiß gern das Wort gewährt haben. Weiter aber dürfte es, um den Faden wieder aufzunehmen, nur ein Ungebildeter oder ein Verdreher der Wahrheit läugnen wollen, daß Strauß, daß Feuerbach, daß Bruno Bauer große wissenschaftliche Bedeutung haben, wenn auch ohne Zweifel die Geschichte der Wissenschaft weit über die Resultate hinaus gelangen wird, und es schon ist, welche jene Schriftsteller herausgebracht haben.

Nun müssen wir es aber auch als ein Recht des Individuums im Gebiete der Religion und der kirchlichen Gemeinschaft, wenigstens sicher im Sinne des Protestantismus, in Anspruch nehmen, daß wer denn einmal den Ansichten jener Schriftsteller beipflichtet, dieses auch, in einer Versammlung wie die der protestantischen Freunde, müsse laut aussprechen dürfen. Die eben so frei geäußerte Widerlegung kann dann eine um so wirksamere seyn, und auf viele sogleich einen berichtigenden Einfluß üben, während der jetzt zurückgehaltene Irrthum bei einer anderen Gelegenheit wieder vielleicht ohne die Widerlegung laut wird, und nun um so überzeugender und nachtheiliger fortwirkt.

Dieses führt uns aber auf einen anderen sehr wichtigen Punkt.

Derselbe Mangel nämlich, der uns Deutschen bis dahin

außerhalb der socialen Bewegung in politischen Dingen eigen gewesen, daß keine Gelegenheit gegeben war, das Bedürfniß einer höheren Geselligkeit in Bezug auf den Staat im weitesten Umfange zu befriedigen, derselbe Mangel drückt uns auch im Religiösen und Kirchlichen wieder. Aber es muß — dieß fordert die Civilisation — dem Menschen über die Familie und den engeren Gesellschaftskreis noch hinaus möglich seyn, den Ideenaustausch persönlich auch in dem ganzen Umkreise des Volks- und Gemeindelebens weiter zu führen, um für die Volks- und die Gemeindeverfassung und seine eigene Weiterbildung in beiden Sphären Raum zu gewinnen, um zum Bürgerthum in Staat und in Kirche zugleich zu erstarken.

Nun ist aber bis zum Beginn der socialen Bewegung, trotz unserer so oft gerühmten Bildung, für jenes doppelte Bedürfniß der edelsten Geister und der Menschen überhaupt — man sollte es kaum glauben — noch in gar keiner Weise gesorgt gewesen. Die aus diesem Mangel resultirende Unmündigkeit ist den Deutschen zwar oft, wie wir schon früher bemerkt haben, zum Vorwurfe gemacht worden, nun aber der Mangel in neuester Zeit aus den Mitteln der Nation bestritten werden sollte, hat man diese Mittel selbst wieder anstößig gefunden.

Was der Deutsche thut, und auch was er nachholt, das thut und holt er gründlich nach. Selbst diejenigen Länder, deren politische Verfassung öffentliche Verhandlungen forderte und gewährte, befriedigten keinesweges das, was mit jenem von uns in der Politik oben gerügten Mangel eigentlich ausgesprochen werden sollte. An eine kirchlich-religiöse Einrichtung der angedeuteten Art war vollends noch bei keinem Volke zu denken. Da sind es denn die Deutschen, welche mit dem Anfange der socialen Bewegung in ihren Bürgerversammlungen, wie in den Zu-

sammenkünften der **protestantischen Freunde** dasjenige zur Erscheinung bringen, was dem Vermißten abhelfen könnte.

Also das steht fest, im Bedürfnisse einer lebendigen kirchlichen Gemeinschaft, und schon vorher, im Bedürfnisse der Religion liegt es, daß eine Gelegenheit jedem ohne Ausnahme gegeben werde, seine Ansichten, seine Anliegen, seine Zweifel, seine heiligsten Ueberzeugungen laut auszusprechen, um von andern solche in ihrer Weise wieder zu empfangen; so daß daraus ein Volks- und Gemeindechor im höheren und höchsten Sinne entsteht. Wie denn unter den Deutschen einer der Edelsten bereits zu nennen ist, der dieses Recht des Individuums, seine **Eigenthümlichkeit** in einer religiösen Gemeinschaft in aller Freiheit zu offenbaren, gleichsam **Religion zu produciren**, anerkannt hat, nämlich **Schleiermacher**.

Wenn aber dem allen überhaupt so ist, wie wir in den letzten nachgewiesen haben, so dürfte auch wohl der Vorwurf, es wäre unter den protestantischen Freunden die mythische und anthropologische Deutung des Christenthums zur Sprache gekommen, in sein Nichts zurückgewiesen seyn, da in einer solchen öffentlichen Besprechung noch für's Erste kein Unrecht erkannt werden kann. Auch müßte von den Antisocialen bei dieser Gelegenheit noch ganz besonders bedacht werden, daß das einzelne Gemeindeglied (hier freilich im weitesten Sinne des Wortes genommen) zu tief einen Bezug auf die **Gesammtheit** hat, als daß der Einzelne dem Einzelnen, als daß der Geistliche dem Nichtgeistlichen, außer dem Gottesdienste, im bloßen Zwiegespräche das zu seyn vermöge, was ihm die höhere Persönlichkeit einer ganzen, gleichsam dramatisch wirkenden Versammlung zu gewähren im Stande ist. —

Wie nun aber, daß man auch Nichtchristen in die Zusammenkünfte der protestantischen Freunde mit aufgenommen?

Man sollte doch bei dieser Frage nur vor allem nicht vergessen, daß die sociale Bewegung, wie wir schon so oft in Erwägung gezogen, in den protestantischen Freunden erst ganz am Anfange ihrer Entwickelung steht, und daß sie eben deßhalb um so mehr nicht die Vergangenheit, sondern die Zukunft im Auge zu haben berufen ist. Das Religiöse, wie es im tiefsten Grunde aller Menschen angelegt ist, hat aber seiner Idee nach, wie als constituirte Religion oder als Kirche, eine Beziehung auf alle Menschen, und dieß muß zunächst dadurch Allen zum Bewußtseyn gebracht werden, daß schon jetzt eine kirchlich-religiöse Gemeinschaft existirt, welche in der Mannichfaltigkeit ihrer Mitglieder diese Humanität der universellen Religion ausübt, und einem Jeden zum Ausdrucke bringt.

Sogar, wenn es in der Gesellschaft der protestantischen Freunde — was in einer so skeptisch zerrissenen Zeit wie die unsrige sicher vorkommen wird — auch an solchen nicht fehlen sollte, welche von der Flachheit der Verbildung in dem Grade hingenommen wären, daß sie mit einigen Modernen alle Religion auf den Aberglauben zurückführten, sogar dann könnte an solchen Mitgliedern in einer Gesellschaft nicht Anstoß genommen werden, die keineswegs solch' einen periodischen Wahn in dem Einzelnen zu untersuchen, wohl aber die Würde und das Recht eines jeden Menschen zu respektiren berufen ist. Eine solche Gesellschaft, wie die in Rede stehende, hat die Religion so sehr in deren Herrlichkeit und Macht zu repräsentiren, daß sie auch zugleich durch die äußerste Humanität darlegt, wie es zunächst gar nicht darauf ankommt, was dieser oder jener Mensch von der Religion für eine Ansicht hat; daß vielmehr die Religion so sehr schon an sich

die Herrlichkeit eines Gottesreichs auf Erden darstellt, daß der Einzelne mit seinem Urtheil über dieses Reich völlig verschwindet. Was wäre das auch für eine Majestät der Religion, die von den Ansichten der Menschen über sie abhängig seyn sollte?

Wie nun in der Bürgergesellschaft die politische Partei als solche zurücktreten mußte, und in der socialen Gesammtheit ihre Anerkennung oder Zurechtweisung fand, so sollte auch in der Gesellschaft der protestantischen Freunde ihrer wahren Bedeutung nach die religiöse Confession einstweilen, sogar bis zum etwaigen Risiko des Bekenntnisses der Nichtreligion bei Einzelnen, als Confession zurücktreten, und erst in der socialen Gesammtheit ihre Anerkennung oder Zurechtweisung finden. Diese Freiheit ist denn auch von den protestantischen Freunden Königsbergs geltend gemacht worden, und aus solcher Freisinnigkeit, was man daran auch heidnisch nennen könnte, würde im weiteren Zusammenhange mit der kirchlich-socialen Bewegung Deutschlands auch für die Zukunft hin ein bedeutender Fortschritt gemacht worden seyn, um die Universalität des Christenthums auch geschichtlich zu verwirklichen.

Nachdem wir nun so den ideellen und im Christenthum tief begründeten Gehalt glauben nachgewiesen zu haben, welcher schon im Beginne der kirchlich-socialen Bewegung der Gegenwart und auch in den Versammlungen der protestantischen Freunde zu Königsberg sich herausgestellt hat, so wollen wir doch keinesweges läugnen, daß die letzt genannten Versammlungen, wie wir es ja bereits angedeutet haben, auch von großen Mängeln, von mancher Dürftigkeit der Ansicht noch beengt gewesen sind. Diese Mängel und Dürftigkeiten sind aber vielleicht schon dadurch zu entschuldigen, daß auch die Gesellschaft der protestantischen Freunde doch eigentlich immer noch erst im Ent-

stehen begriffen war, daß sie wohl zunächst in der Opposition gegen den Zwang auf kirchlich-religiösem Gebiete ihren Zweck finden mußte, und daß sie endlich noch wenig Zeit hatte, daran zu denken, was sie selbst zu **producire**n wohl eigentlich berufen sey.

So vermißten wir in der Gesellschaft der protestantischen Freunde zu Königsberg häufig besonders stark den Mangel an philosophischer Durchbildung, um die großen Probleme, auf die hier doch eigentlich alles sich bezieht, auch nur zu stellen, geschweige sie zu lösen. Wir bemerkten nur zu häufig ein ganz entschiedenes Vorbeitasten an dem eigentlichen Nerv des Christenthums und des kirchlichen Lebens, ohne daß es dem Tastenden auch nur entfernt einfallen wollte, was ihm passire. Wir fanden einige viel zu erhitzt für das bloße Protestiren, ohne daß sie zu wissen schienen, für welches Princip, und für welches Resultat sie denn eigentlich protestirten, viel zu vorlaut im Pochen auf ihr Rechthaben, viel zu selbstbefriedigt im bloßen Verneinen dessen, was andere vor ihnen längst selbst schon verneint hatten. So überzeugten wir uns denn auch, daß manche eben mehr nachsprachen und hin und her raisonnirten, als daß sie wahrhafte, konkrete Gedanken, und nicht bloß subjektive Meinungen, Allgemeinheiten oder gar Persönlichkeiten, auf's Tapet hätten bringen, und der Menge durch die Energie des Gedankens und eine aus der Sprache Luthers herausgeborene Popularität die Nöthigung hätten geben können, auch in die Tiefe des Christenthums und der evangelischen Freiheit einzudringen, nicht bloß auf der Tirade abstrakter Gewissensfreiheit hin und her zu balanciren, und eben deßhalb oft wohlgefällig zu schwanken zwischen einem ganz cavalieren Dilettantismus und einem doch gar zu vulgären, schal gewordenen Rationalismus.

Auch war es ferner der Liberalität einer solchen Gesellschaft ohne Zweifel auferlegt, so sehr die aus dem Christenthum folgende Humanität im umfassendsten Sinne zu üben, um auch den Gegner, so oft als möglich, protestiren zu lassen. — Nun glauben wir es allerdings den Königsberger protestantischen Freunden zum Ruhme nachsagen zu dürfen, daß es lediglich an der geistlichen Prüderie und Schwerfälligkeit manches Gegners gelegen, daß dieser nicht häufiger zu Worte gekommen — ja die Prüderie hat ihn diese Versammlungen nicht einmal besuchen lassen! — so daß er sich selbst eigentlich ausgeschlossen hat. Obwohl wir gestehen müssen, daß wir seit jener sogar handgreiflichen Gefahr, der Herr von Florencourt in einer der Versammlungen in Deutschland bekanntlich ausgesetzt gewesen, für die protestantischen Freunde immer noch manchen Fortschritt in der Liberalität möglich erachten.

So sehr soll auch die kirchlich-sociale Bewegung — wie wir es von der politischen in Bezug auf die Partei gesagt — über die bloße Confession und die individuelle Glaubensansicht mit Heiterkeit hinausversetzen, daß man auch bei dem Gegner Liberalität für gar nicht unmöglich hält. Denn der Mensch darf auch im Kampfe, was Vertrauen betrifft, nie dem Menschen entrückt werden, um einer Glaubensdifferenz willen; da vielmehr der Menschheit Ein und Derselbe Urglaube zum Grunde liegt, welchen das Christenthum für alle Menschen auf's Herrlichste in Erfüllung gebracht hat, und es müßte unter solchen, welche gegen den Religionszwang protestiren, sich von selbst verstehen, dem einzelnen Gegner, wie oft auch Täuschung eintreten sollte, immer wieder eine noble Gesinnung, ein freisinniges Wesen zuzutrauen, um damit selbst die höchste Freisinnigkeit zu üben. —

Wir kommen auf Dr. Rupp noch einmal zurück. Wir glauben, daß dieser treffliche Mann wirklich in jener von uns oben citirten Paradoxie, sobald ihre Berichtigung im Auge behalten wird, eigentlich das würdigste Verhalten und die nächste Aufgabe der protestantischen Freunde ausgesprochen hat. So daß wir in Rupp in gewissem Sinne einen Prototyp der kirchlich-socialen Bewegung für Königsberg betrachten können. Denn allerdings kam es für's erste darauf an, mit Rupp den christlichen Staat des neunzehnten Jahrhunderts so frei zu construiren, und damit zugleich auch an eine solche Wirklichkeit zu appelliren, daß zunächst noch gar nicht daran gedacht werden durfte, es könnte im Allgemeinen vom christlichen Staat eine Glaubensvorschrift gegeben und ein Zwang ausgeübt werden, dieses oder jenes Symbol zu lehren oder zu unterschreiben. Oder es könnte von ihm daran Anstoß genommen werden, daß Menschen des unterschiedensten Glaubens zusammenkämen, um anfangs erst in dem Proteste gegen jede religiöse oder auch kirchliche Glaubensgewalt zusammenzutreffen, dann aber auch sich Gehör zu geben in der Darlegung der abweichendsten Ansichten, um durch die Protestation, durch die thatsächliche Erfahrung einer solchen Freiheit wieder gemeinsam dasjenige in seiner ganzen Herrlichkeit zu entdecken, was eigentlich, ohne daß sie es oft wissen, alle Menschen eigentlich wollen, das Christenthum nämlich, weil dieses in der That, recht erkannt, alle menschlichen Bedürfnisse in der reichsten Weise befriedigt, die Menschen selbst sich ohne Ausnahme als Brüder erkennen läßt, und was noch mehr sagen will als das alles, in demjenigen sie einigt, ohne den die ganze Existenz, wenn man sich nicht in der Corruptheit des Denkens bereits fixirt hat, als ein völlig unlösbares Räthsel, ja als der Traum eines Irrsinnigen erkannt werden

muß. Damit aber war denn auch (der Zweck der kirchlich-socialen Bewegung) das Christenthum, als Ausdruck für die universelle Religion, zugleich praktisch gefunden, und es mußte sich früher oder später daraus der Einblick in eine religiöse Gemeinschaft auch als Verfassung, und zwar als Reform der bestehenden, gewinnen lassen, welche die Menschheit einst umfassen wird, und welches der aus der socialen Bewegung resultirende kirchliche Socialismus oder die in Erfüllung gegangene Idee der Kirche ist. Dann aber muß freilich auch zugegeben werden, daß eine symbolische Fassung der christlichen Lehre für jede Kirche zeitlicherweise nothwendig und also auch für die noch bestehende Kirche die bestimmten Symbole in Ehren zu halten sind, wodurch in unserem Sinne der mit Recht zu fordernden Freiheit, vollendetere Symbole zu produciren, nicht der geringste Eintrag geschehen soll. Aber vor allem: **man producire sie erst!** Man kann nie früher wissen, ob man produktiv ist, als bis man producirt hat. Erst die That ist der Sieg! — —

Was nun aber die Predigt des Dr. Rupp betrifft, deren wir schon früher gedacht haben, über das Thema: „der christliche Glaube ist der Glaube der Mündigen," in welcher er doch eigentlich das Athanasische Bekenntniß selbst mit dem Anfange desselben verwirft, so ist auch sie unseres Erachtens der prägnanteste Ausdruck der Idee der Gesellschaft protestantischer Freunde bis auf alle Vorzüge und Verirrungen derselben in ihrer heutigen Erscheinung. Es ist höchst rühmenswerth an dieser Predigt des Dr. Rupp, und bezeichnet ihn gerade als den Entgegengesetzten von dem als welchen ihn seine Feinde — und vielleicht auch einige Freunde — gern ausgeben möchten, daß er Christus als den Anfänger und Vollender der Religion erkennt und verkündigt, daß er das Heil unmittelbar an Christus allein

knüpft, und festhält an der durch Christus verheißenen und herbeigeführten Mündigkeit der Geister. Wo solche Mündigkeit eingetreten ist, da muß es dem Einzelnen zustehen, für sich gegen ein Glaubensbekenntniß zu protestiren, welches nach der Ueberzeugung des Protestirenden gegen den Geist des Christenthums „von einer Glaubenssatzung die Seligkeit abhängig macht." Aber — das mußte Dr. Rupp freilich auch bedenken, daß wenn nach der Idee der christlichen Freiheit anderen das Recht eben so wohl eingeräumt werden muß, das Athanasische Symbol anzuerkennen als ihm, dasselbe zu verwerfen, die Existenz der christlichen Kirche doch in keiner Weise davon abhängig gemacht werden dürfe, ob das Athanasische Bekenntniß angenommen wird oder nicht. Denn nicht auf diesem Symbol beruht nach der evangelischen Lehre die christliche Kirche, sondern auf Christus. Auch könnte eben so gut — im Fall die Athanasische Auffassung ein Irrthum wäre — nach Rupp ein Anderer wieder auftreten, und mit gleichem Rechte, indem er irgend welchen anderen Irrthum nachwiese, den die Evangelischen bis dahin gehegt, und den auch Rupp einst gelehrt, auf's Neue behaupten, die christliche Kirche existire nur dem Namen nicht der Wahrheit nach, bevor der in Rede stehende Irrthum nicht abgelegt worden wäre; und nach diesem so Aufgetretenen könnte nach einiger Zeit wieder einer auftreten, und so in's Unendliche fort. Da nun aber stets Irrthümer die Bedingungen jeder menschlichen Entwickelung sind, und in diesem Processe zu jeder Zeit irgendwo vorkommen müssen, so existirte alsdann die christliche Kirche eben zu keiner Zeit. —

Oder sollte nicht auch in Wirklichkeit in der Weltansicht unseres trefflichen Mannes, des Dr. Rupp, ebenfalls nach menschlicher Weise noch mancher Irrthum enthalten seyn? so daß der nach Rupp kommende dann mit Grund nachwiese, wie, der von

Rupp gehegten Irrlehre halber, dieser und seine ihm beipflichtende Gemeinde wenigstens gewiß außerhalb der christlichen Kirche existirt hätten, was wir und gewiß sehr viele mit uns eben nicht zugeben können?

Der Hauptfehler in der Ruppschen Predigt ist demnach der, daß er in den Worten: „wir haben erkannt, daß unsre Kirche so lange nur dem Namen nach, aber nicht in der That eine christliche Kirche ist, so lange in ihr das Athanasische Bekenntniß sich Jedem als eine Bevormundung aufdrängt," — daß er in diesen Worten ein Anathema gegen ein Anathema schleudert. Dieser Fehler aber ist sehr zu entschuldigen, denn er folgt aus der Ansicht des Dr. Rupp, das Christenthum sey Humanität. Setzen wir dagegen das Christenthum aus den oben nachgewiesenen Gründen in die Universalität, so ist die christliche Kirche gar nicht mehr davon abhängig, ob eine Irrlehre mehr oder eine weniger in ihr noch gehegt wird, und der Protestantismus hat sich durch die Idee des an sich schon universellen Christenthums selbst gereinigt, und ein für alle Mal erhoben über dieses katholisirende, gegenseitige Sich-Bezüchtigen von Irrlehre und Irrlehre. —

Aber — noch mehr!

Der an sich schon und zwar mit Recht getadelte Ausdruck: protestantische Freunde kann doch, um einem würdigen Anfange der kirchlich-socialen Bewegung nichts zu vergeben, unmöglich so viel heißen sollen, als: Freunde, welche Protestanten sind, oder gar: Männer, welche im Protestiren mit einander befreundet sind. Die erste Deutung wäre eben so unwahrscheinlich als trivial, die zweite aber wäre vollends frostig und sogar schal. Unseres Erachtens muß daher der Name protestantische Freunde einfach erklärt werden, als Freunde (Verehrer, Ver-

Digitized by Google

treter) des Protestantismus. Diese Deutung bringt denn auch sogleich in Erinnerung, wie großartig die Freisinnigkeit ist, die von wahrhaft protestantischen Freunden geübt werden wird. Es soll auch der Gegner innerhalb der protestantischen Freunde protestiren dürfen, selbst der orthodoxeste Gegner.

Nun wird aber Dr. Rupp gewiß um so mehr, als er das Christenthum ja doch schon wenigstens in die Humanität setzt, mit dem Präsidenten der Königsberger protestantischen Freunde, Prediger Detroit, darin übereinstimmen, daß jene Gesellschaft, unbeschadet des Heranziehens der verschiedensten Glaubensbekenner oder Nichtbekenner, schon als protestantische, auf dem Boden der christlichen Kirche sich befinde. Sollte nun, im Fall sich ein protestantischer Freund etwa berufen fühlte, gegen die Verwerfung des Athanasischen Symbols wieder zu protestiren, solcher deßhalb aufhören, der christlichen Kirche anzugehören? Wir glauben, daß die Bejahung dieser Frage sofort die Grundidee protestantischer Freunde aufheben würde. — Jeder Mensch, der bedeutendste oft am meisten, hat eine gewisse Uranwandelung, ein gewisses Gelüsten seiner Individualität zu bekämpfen. Wohl ihm, wenn er früh dasjenige erkennt, was seine eigene Naturbestimmtheit ihm anhaben könnte, um gegen sie unfrei zu werden. Wir glauben, daß in dem Anathema gegen die christliche Kirche bei Gelegenheit des Athanasischen Anathema's der Keim eines hierarchischen Princips liegt, welches in dem Augenblicke frei und gefährlich werden könnte, als es sich und andere überredete, nicht bloß bedingt, sondern unbedingt im Rechte zu seyn. Und zwar wär' dieses um so mehr zu bedauern, als es einer vorzugsweis edeln Natur begegnete. —

Weil wir eben in dem Prediger des Christenthums, als des Cultus der reinsten Humanität, in dem Manne, welcher

das Christenthum so großartig faßt, daß er es nicht (bloß) als Religion gelten lassen kann, weil wir in ihm einen der Trefflichsten des Zeitalters hochachten, der darin sogar über dem vulgären theologischen Zeitalter steht, daß er das Christenthum mit jener Paradoxie wahrhaft in seiner universellen Bedeutung erkennt, eben deßhalb mußten wir ihm, dem Freisinnigen, auch unsre Freisinnigkeit beweisen, mit der wir ihm in einigen hier bereits erwähnten und in einer andern Schrift noch zu erwähnenden Punkten widersprechen, um ihm in andern um so unbedingter beizustimmen.

Dr. Rupp ist auch darin eine außerordentliche Erscheinung, und ein würdiger Verkündiger wenigstens einer Seite der Religion der Zukunft, daß er das Denken, frei von jeder doktrinären Schwerfälligkeit und jeder religionsphilosophischen Systemmacherei, auf die Kanzel bringt, daß er das Denken zu einem unausgesetzten Lebenspulse der Sittlichkeit und der Religion macht, und daß er endlich den Widerspruch, durch den schon so viele in die Abhängigkeit von menschlicher Autorität wieder zurückgefallen sind, durch eine wahrhaft protestantische That zu lösen weiß, den scheinbaren Widerspruch, die Kindlichkeit, welche das Christenthum zu einer Bedingung für das Himmelreich macht, festzuhalten, und als ein köstliches Gut immerdar zu bewahren, und eben in dieser Kindlichkeit sich zugleich als den Mündigen zu wissen, dem der Vater das Testament, das Erbe in die Hand gegeben hat, um ein freier Bürger des Reiches Gottes, des Himmelreichs zu werden.

Sollten wir bei dieser Gelegenheit, zur Vollständigkeit dessen, was wir eben angedeutet, noch etwas hervorheben, was wir in der homiletischen Kunst des Dr. Rupp vermissen, so wäre es jene schöne und durch's Ohr den Geist erst vollständig befriedi-

gende Gliederung der Darstellung, worin Schleiermacher ein so einziger Meister gewesen. Wir meinen hier geradesweges den Styl Rupp's, wie er sich in allen seinen Schriften gleich bleibt, und wie er auch hier allerdings Grundton der Eigenthümlichkeit ist, dennoch aber gewiß noch mancher Weitergestaltung fähig seyn dürfte. Das Ruppsche Denken zerspringt in allen seinen Darstellungen in zahllose Reflexionspunkte, die er in gewissem Sinne zusammen zu halten weiß durch sein combinatives Talent, die aber dennoch in diesem Verbande innerlich auseinander liegen. Dieß bewirkt oft Dunkelheit, ungeachtet doch der Verstand agirt. Es bewirkt den Eindruck der Zufälligkeit, indem man sich wenigstens nicht mit einem Schlage davon überzeugen kann, daß der Darstellende aus einer großen, innern Gesammt-Anschauung, aus dem ganzen Stück der Idee heraus producire. Die Art, wie Rupp denkt, wie er in einer gewissen lakonischen Hartnäckigkeit, in einer gewissen unerbittlichen Kürze und Sprödigkeit sein Denken ausspricht, ist aber dennoch ganz und gar geeignet, eine große Läuterung in der Weise hervorzubringen, mit der bis dahin sogenannte geistliche Dinge besprochen wurden, und worin die Salbung sich oft in einer so selbstgefälligen und doch geschmacklosen, gedankenlos fortduselnden Weise erging. Möchte Dr. Rupp indessen, wie er durch seine Art das Evangelium in Rede und Schrift zu verkündigen, eine ernste Zucht ausübt über die geistlichen Salbader, mit derselben Geißel auch alle etwaigen politischen Taubenhändler, alle diejenigen, welche die Religion nur als Mittel zum Zweck betrachten, und also heucheln, aus der Gemeinde zu Paaren treiben! Niemand schadet jetzt der guten Sache der Nation mehr als die Propaganda jener Zwittergeschöpfe, welche, nachdem sie noch vor Kurzem dem Herrn der

Welt allen Dienst aufgekündigt, jetzt auf einmal wieder in der Kirche erscheinen, und sich ordentlich um heilige Funktionen bewerben.

Der Mann aber, der so denken, so erkennen, glauben und handeln konnte, wie wir es an Dr. Rupp gesehen, ist eine der schönsten Zierden jener socialen Bewegung im kirchlichen Leben, welche darauf hinarbeitet, der Kirche endlich humaner Weise die Menschheit als die in Gott verbrüderte Gemeinde zuzuführen, und wenn der Anfang hierzu, wie er sich in unserer Stadt zunächst unter den protestantischen Freunden bewährt, auch schwach und voller Mängel gewesen, so ist es doch eben der Anfang gewesen.

Das aber ist besonders bedeutsam, daß, wie wir in Dr. Rupp den eigentlichen Vorboten der protestantischen Freunde erkannt haben, er, nachdem jene Gesellschaft in Königsberg ebenfalls, wie die der Bürger, aufgehoben worden, auch ihr letzter Vertreter wieder ist.

Die in diesen Tagen erfolgte Absetzung des Dr. Rupp von seiner amtlichen Funktion als Prediger, eine Absetzung, die in ganz Deutschland und über Deutschland hinaus die ungeheuerste Sensation erregen wird, erregen muß, diese Absetzung ist das ungesuchte, aber gewiß um so inhaltschwerere Märtyrerthum der kirchlich-socialen Bewegung unserer Stadt. Wir gestehen, wir haben keine Erklärung für ein solches Ereigniß. Wir gestehen, daß wir innerhalb des ganzen Protestantismus keinen Grund auffinden können, der uns einen Einblick darein gäbe, wie es gerechtfertigt werden könne, daß in der protestantischen, in der evangelischen Kirche derjenige abgesetzt wird, der gegen einen Kirchenvater predigt, weil er allein Christus als den Heiland erkennt, als denjenigen, der allein die Erlösung

und also auch die Mündigkeit und die Seligkeit uns gebracht hat; so daß, wenn auch der Bekenner dieser Ansicht selbige für die alleinige Grundbedingung zur christlichen Kirche erhärtet, er doch damit eben nur seine Ansicht abgiebt, und für sich protestirt.

Man wird aber hoffentlich diesem unserm Geständniß um so mehr Unbefangenheit und Aufrichtigkeit zutrauen, als wir mit Dr. Rupp und vielen andern keineswegs darin übereinstimmen, daß die wahrhafte Idee der christlichen Trinität (nicht die, welche vielen im Kopfe steckt) aufgegeben werden dürfe. Daß so viele in unserer Zeit in jener Idee nicht den unendlich tiefen, durch und durch vernünftigen Gehalt, sondern nur die Absurdität erblicken, liegt bloß in der Schwierigkeit des Problems, dessen Lösung aber über allen Zweifel hinaus die Wissenschaft bereits besitzt. Man kann über Gott eben so oberflächlich denken und bloß fabeln als Deist, wie als Anhänger der Trinität. Gott ist eben so wenig die Drei, oder gar 1 = 3, als er die Eins ist. Die christliche Trinität ist vielmehr nur der in's Kürzeste für das Denken zusammengezogene Ausdruck, daß in Gott ewiger Weise die Allheit wie die Vielheit getilgt ist; so daß aller wahren Vernunft, wenn sie sich im Denken erst bis zur wirklichen Fassung Gottes erhoben hat, aller Pantheismus wie aller Polytheismus schlechterdings das Unlogische ist.*)

*) Es konnte nicht ausbleiben, daß in einer so schnelllebigen Zeit, wie die gegenwärtige, seit der Beendigung der vorliegenden Schrift schon wieder in der Angelegenheit der kirchlich-socialen Bewegung sich die wichtigsten Ereignisse herausstellten. So hat sich nun wirklich unter uns eine freie evangelische Gemeinde gebildet, an deren Spitze Dr. Rupp und ein Presbyterium sich befinden. Aber eine neue, für die sociale Bewegung höchst wichtige Wirkung geht von dem bereits öfter erwähnten Prediger Detroit

Die zweite Haupterscheinung in der kirchlich-socialen Bewegung Deutschlands überhaupt wie unserer Stadt insbesondere ist die Constituirung einer deutsch-katholischen Kirche.

Gerade weil diese Gestalt in der socialen Bewegung von noch ganz unberechenbaren Folgen für den künftigen Socialismus der Kirche seyn dürfte, dennoch aber erst im Begriff ist, zu einem großen, bleibenden Gemeindeleben über ganz Deutschland sich zu verbreiten, so ist es rathsam, um nicht Fehlschlüsse, und das bloße Vorausurtheil nicht schon zum Urtheil zu machen, über dieses wichtige Phänomen nur erst kurz sich zu verbreiten.

Das indessen scheint uns der Nervpunkt dieser ganzen Erscheinung zu seyn, daß sie den längst vorhandenen Riß zwischen deutscher und römischer Theologie zum völligen Bruch, und auf

---

aus. Er sagt sich in der Neujahrspredigt von den Symbolen los, und erklärt vor dem Consistorium, daß er dem Christenthum auf's Unbedingteste angehöre. Die französisch-reformirte Gemeinde, mit Ausnahme eines Einzigen, erklärt sich mit ihrem Prediger ganz und gar einverstanden. Detroit's Predigten üben eine eigenthümliche Gewalt auf die Zuhörer. Die heitre, sinnig aufgeschlossene, dem Tage der Oeffentlichkeit in humanster Weise hingegebene Art der Detroitschen Individualität ist eine interessante Ergänzung zu Rupp's mehr ernstem, schweigsam in sich herein und nur aphoristisch aus sich heraus reflektirendem Wesen. Eingedenk dessen, was dem Verstande, wie der Vernunft auch des Einzelnen in der Religion und Kirche für ein Recht gebührt, werden beide Männer jenem finstern Geiste Einhalt thun, welcher auf das Irrationale geht, und mit seiner eigenen Unvernunft noch ordentlich groß thut. Uebrigens sind wir es der Wahrheit schuldig, einzugestehen, daß die Absetzung des Dr. Rupp von Seiten des Consistoriums denn doch in ganz anderem Lichte erscheint, wenn wir hören, daß Dr. Rupp keineswegs jener Erklärung wegen, in der bekannten Predigt über das Athanasische Bekenntniß, vom Amte entfernt worden sey, sondern erst in Folge der an ihn wiederholt gerichteten Vorstellung, daß er gegen die bestehende Ordnung gefehlt, und das einzugestehen habe; wozu aber Dr. Rupp nicht zu vermögen gewesen. — Es wäre wünschenswerth, daß sich Dr. Rupp darüber ausführlich erklärte.

der einen Seite sogar zu einer neuen selbstständigen Verfassung bringt, daß sie demnach den längst nachweisbaren Protestantismus mitten im Romanismus auch zu einer Neugeburt des christlichen Lebens offenbart, daß sie auf jene beleidigenden Anklagen papistischer Cardinäle zu Rom, die deutsche Philosophie nach Luther sey an allem dem schuld, was seit Luther in Deutschland gefrevelt worden, mit einer That antwortet, und zwar mit einer That, werth eines Luther und werth der Philosophie Deutschlands und werth insbesondere jenes deutschen Philosophen, Franz von Baader's, welcher die Idee der erwähnten That zuerst gehabt. —

So war es denn auch von einem Orte wie Königsberg, welches den Mann der Kritik der reinen Vernunft aus seinem Schoße geboren, vorauszusehen, daß es aufjubeln würde bei einem Ereigniß, welches die Kritik der Vernunft am Papismus sogleich praktisch bewähren sollte. Wir wollen bei weitem nicht alles und jedes in Schutz nehmen, was man im Ueberschwange des Zeitjubels bei Empfängen und Comitaten, bei Zweckessen und Fackelzügen, bei Demonstrationen und Debatten, in geschlossenen Gesellschaften und in Volksversammlungen auch unter uns bei dieser Gelegenheit gethan und gesprochen, um seinen Enthusiasmus zu erkennen zu geben; einiges müssen wir sogar als ungehörig verwerfen, denn man muß eben auch vieles als Schwindel und Affekt des Moments einsehen, um noch bei sich und wirklich liberal zu bleiben, und nun das Gute, das Tüchtige und Reine, welches sich bei der Bildung einer deutsch-katholischen Gemeinde auch in Königsberg vollauf geregt hat, mit ganzer Seele mitfeiern zu können. Aber es werden den Königsbergern mit Recht unvergeßlich bleiben die Tage, während welcher sie die jungen Reformatoren des 19. Jahrhunderts, die

Herren Czerski und Ronge und Dowiat unter sich gesehen, und es werden die Königsberger in treuem Andenken aufbewahren die heilige Erinnerung an die erste Weihe der jungen Kirche, die Erinnerung an den ersten Cult im Börsengarten am Schloßteiche, wo in deutscher Zunge und mit deutscher Glaubensinnigkeit die erste Messe abgehalten wurde unter dem Morgenruf der Lerche, und die erste Predigt wie eine Bergpredigt das Licht, die Glorie des Gedankens, und nicht die Legende von irgend einem Heiligen, hinaufschickte zu der reinen Glorie des Himmels, der sein Licht neidlos leuchten ließ über Alle, welche hier versammelt waren.

Und bei dieser Gelegenheit wolle uns denn der Leser eine Bemerkung erlauben, welche streng genommen keine Abschweifung ist, da der Gegenstand, den sie betrifft, bei der deutsch-katholischen Angelegenheit in unserer Stadt ganz besonders in Erfahrung gebracht worden ist. Dieser Gegenstand aber ist die sogenannte Demonstration. In welcher Zeit wäre wohl mehr von Demonstrationen die Rede gewesen als in der unsrigen, und in welcher Stadt wieder mehr als in Königsberg? — Das ist aus gewissen Ursachen auch ganz in der Ordnung, wenn diese Ordnung auch anderer Abnormitäten halber wieder selbst eine abnorme genannt werden müßte.

Der Liberalismus der Kirche wie des Staats hat von keinem Mittel einen vorsichtigeren, bescheidneren Gebrauch zu machen, als von der Demonstration. In ihr steht sein Charakter, seine Sittlichkeit auf dem Spiele. Der Liberalismus kann mit der Demonstration Unglaubliches bewirken, aber er kann mit ihr auch der Sache der Freiheit unendlichen Schaden zufügen, wie er ihr solchen bereits zugefügt hat. Der Liberalismus hat keinen ärgern Feind als die Frivolität. Frivol aber ist der,

Digitized by Google

welcher mit dem Ernste und der Heiligkeit des Lebens Spott treibt, und den Ernst und die Heiligkeit wegläugnet, um nur ohne Verlust im Lügenspiel des Spottes sich erhalten zu können. Die Lüge aber, welche aus der Frivolität hervorgeht, überliefert den Menschen zuletzt jener Nichtswürdigkeit, alles für erlaubt zu wähnen, wenn es nur zu seinem Zwecke führt. Diese Willkür, dieser Schein, diese Frivolität ist die Seele der schlechten Demonstration, diese aber ist die Vernichtung aller Liberalität, denn ich kann nur frei seyn in der Wahrheit, koste es, was es wolle, in der Wahrheit.

Die ächte Demonstration besteht in Zeiten des Druckes und der Gewalt darin, daß das demonstrirende Volksbewußtseyn von einem Manne oder von Männern des Volkes geleitet wird, oder auch, daß eine Partei oder gar nur ein Einzelner, zunächst im eigenen Interesse, Feinheit des Spürsinns genug hat, um auf's Sicherste zu wissen, wann, in welchem Momente gerade es Zeit ist, eine, aber vor allem sittliche Handlung zu vollziehen, die blitzschnell, schlagend offen liegt, was eigentlich die öffentliche Meinung oder die Ansicht der Partei oder des Einzelnen ist. So jedoch, daß die Handlung, wie ein Symbol, an sich vielleicht gleichgültig, doch von der Art ist, daß sie, wie gesagt, durch und durch sittlich, die innerste Zustimmung des Handelnden, seinen innersten, ebenfalls also sittlichen Beifall hat, zugleich aber auch seinen besonderen Impuls, seine wahre Gesinnung auf's Unverkennbarste hindurchleuchten läßt. Ich durfte wahrscheinlich meine Gesinnung nicht unmittelbar kund geben. Aber das Mittel der Handlung, an und für sich zufällig, macht jene Kundgebung erlaubt. So habe ich mich geäußert, durchaus wahr, durchaus aufrichtig in meinem Interesse. Ich habe den Beweis meiner Sympathie, meiner Gesin-

nung, meines Fürwahrhaltens gegeben. Wie ich es bewiesen, ist durch den Conflikt der Umstände und durch meine Wahl bestimmt worden. Aber, was ich in der Handlung dargelegt, ist eben meine Ueberzeugung, mein tiefstes Interesse, ist Sittlichkeit selbst.

Statt dessen ist nun die schlechte Demonstration die Feigheit der Heuchelei, welche sich buhlerisch dem ersten besten Ereigniß, zu dem sie sich vielleicht feindlich oder doch wenigstens höchst indifferent verhält, an den Hals wirft, nicht einmal um wenigstens äußerlich eine gewisse noble Gesinnung zu offenbaren, sondern wirklich nur um den Hohn, um die Tücke, um den absoluten Haß zu erkennen zu geben, um den Aerger, die Kränkung den außerhalb der Handlung Stehenden so schmerzhaft wie möglich fühlen zu lassen. Diese Art Demonstration ist die Rache der Modernen, welche aber in der Gegenwart in Vergleich mit der antiken Rache in der carikirtesten Häßlichkeit wiedergekehrt ist.

Die in unserer Zeit in der letzten Weise Demonstrirenden erkennen, ohne daß sie es oft wissen, leider nur noch eine Tugend an, dieses ist die Klugheit. Aber sie merken auch das nicht einmal, daß die Klugheit, ohne die Lauterkeit der Gesinnung, ohne die unerbittlichste Gewissenhaftigkeit in der Bewahrung aller anderen Tugenden, irgend einmal sicher die ausgemachteste Bornirtheit werden wird, werden muß, an welcher der, welcher so lange glücklich experimentirt hat, nun jählings zu Grunde geht, so daß der einst für freisinnig und aufopfernd Gehaltene lediglich in seinem Interesse, in dem Interesse der Eitelkeit ertappt wird, oder wohl gar als ein Advokat des Teufels gehandelt hat. —

Wir kommen auf die deutsch-katholische Bewegung zurück. Schon die gute Sache der Politik, vollends aber die der Religion erfordert eine totale Selbstverläugnung. Sollte nun — wozu in unserer Stadt mancher Anschein vorhanden — sich irgend Jemand auch den Demonstrationen in der deutsch-katholischen Angelegenheit nur in der Weise angeschlossen haben, daß ihm die Sache sogar der Religion, wie viel mehr die der Kirche, gleichgültig, am Ende selbst widerwärtig geworden, so könnte ein solcher mit Sicherheit annehmen, daß er durch eine so heuchlerische Gesinnung der Angelegenheit der socialen Bewegung seinerseits eine bedeutende Hemmung bewirkt.

Was man mit Recht zu Zeiten dem Absolutismus und dem Pfaffenthume so sehr verdacht hat, daß sie in der Religion nur ein Schreckmittel benutzen, das müßte für die liberale Tendenz ein um so größerer Schandfleck seyn, abgesehen davon, daß der Versuch, die heilige Angelegenheit der Religion zu einem bloßen Terrorismus gegen die reaktionäre Gewalt zu machen, und sich schon davon ein Gedeihen der politischen Interessen zu versprechen, ein ansehnliches Deficit des Verstandes, wenigstens des tieferen Denkens gewiß, beweisen würde. Kurz, mit solcher Perfidie und Einfalt demonstriren nur die Massen und schwachköpfige Fanatiker. Aus den Massen und den Fanatikern aber wird dem 19. Jahrhundert kein Heil mehr zu Theil werden! —

Wenn die deutsch-katholische Bewegung überhaupt und namentlich auch die an unserem Orte gedeihen soll, so wird sie sich besonders vor denen hüten müssen, welche in sie fremdartige Elemente und wohl gar das Gift des Radikalismus hineinbringen.

Die deutsch-katholische Gemeinde zu Königsberg hat innerlich und äußerlich mit großen Hindernissen zu kämpfen. Sie besteht bis dahin etwa aus 5 bis 600 Mitgliedern. Sie erfreut sich nach allem, was wir darüber hören, eines würdigen Geistlichen, des Pfarrers Herrn Grabowski, eines Mannes, der in tüchtiger Gewissenhaftigkeit sein Wirken noch über die kirchlichen Funktionen im engeren Sinne erstreckt, indem er bemüht ist, auch anderweitig, im Umgange zum Beispiel, seine Gemeinde in geistiger Regsamkeit zu fördern. Diese Gemeinde sah sich anfangs genöthigt, in der hiesigen Hospitalkirche ihren Gottesdienst zu halten, bis ihr der Beweis ächt brüderlicher Gesinnung zu Theil wurde, daß ihr die Gemeinde unserer evangelischen Domkirche sonntäglich auf einige Stunden ihr Gebäude überließ. Die Genehmigung dazu wurde indessen in diesen Tagen durch das Königsberger Oberpräsidium wieder aufgehoben, dagegen aber bewilligt, daß die Deutsch-Katholischen von dem humanen Anerbieten des Predigers an der französisch-reformirten Gemeinde, Herrn Detroit, Gebrauch machen dürften, jeden Sonntag in seiner Kirche um die Mittagszeit den Gottesdienst zu vollziehen. Und so möchte es von tieferer Bedeutung seyn, als es manchem vielleicht scheinen will, daß eine der beiden Hauptrichtungen der bisherigen kirchlich-socialen Bewegung, die deutsch-katholische, an unserem Orte für ihre gemeinsame Andacht Obhut findet bei dem früheren Präsidenten der protestantischen Freunde, als der anderen Strömung der socialen Entwickelung innerhalb der Kirche.

Man kann im höchsten Grade darauf gespannt seyn, in welcher besonderen Weise der sociale Geist unserer Stadt seine Bewegung fortsetzen werde, um sich immer organischer mit dem socialen Interesse, das Deutschland so tief erfaßt hat, zu identi-

ficiren, um die Aufgabe einer wirklichen Darstellung des Socialismus in einer gesetzlichen Weise zu erreichen, jedoch so, daß diese Erreichung eine Weiterführung des gesetzlichen Lebens in Kirche und Staat zugleich zu erkennen giebt.

Der Zeitgeist der Gegenwart ist erfinderisch genug bis zur Fieberhaftigkeit. Aber eben weil er sich häufig nur von den Fluktuationen der Leidenschaft, und oft der unsittlichsten, in seinen Erfindungen bestimmen läßt, weil er oft mehr von ephemeren Enthusiasmus als von ideeller Begeisterung und Klarheit getrieben wird, so bringt er es nur zu Erfindungen, deren Abhülfe nicht lange Stich hält, nicht aber zu Schöpfungen, welche bleibenden Werth haben.

Darin aber hat im Socialen die deutsch-katholische Bewegung vor jeder anderen bisherigen ein großes Voraus, daß sie sich bereits einen Cultus, wie unvollkommen er auch noch seyn mag, zu geben gewußt*). Den Cultus kann man von außen erschweren, man kann ihn beengen, verfolgen, aber — man kann ihn nicht leicht mehr — wenn er redlich gemeint ist — vernichten. Dieß auch die Ueberlegenheit der deutsch-katholischen Bewegung vor der Sache der protestantischen Freunde, und vollends vor den Interessen der deutschen Bürgergesellschaften. So sehr soll unser ganzes Leben Gottesdienst werden, um wahrhaft frei zu werden! Dieß ist eben die ungeheure Macht der Religion, die Macht des Princips, welches ihr unter allen Umständen zu Grunde liegt, die Macht vorzugsweise Gottes in der Geschichte. Wäre selbst die bessere sociale Bewegung — die radikale ist so seicht und frivol, daß von ihr gar nicht die Rede

*) Seitdem dieses niedergeschrieben, ist etwas Aehnliches unter den Anhängern des Dr. Rupp eingetreten.

seyn kann, wie sie sich denn auch selbst den Untergang bereitet hat — wäre aber auch die bessere sociale Bewegung in Deutschland nicht großentheils so kurzsichtig bis dahin gewesen, daß sie das Wesen der Religion oft total verkannt hätte, so würde sie sich, bei dem hohen Stande der Intelligenz unter uns, viel weniger verdächtigt haben, und jedenfalls zu viel erfreulicheren Resultaten gekommen seyn. Die universelle Religion, von der wir früher gesprochen haben, ist durch und durch social, denn sie hat es mit der Gründung, mit der Verwirklichung des Reiches Gottes zu thun, worin all der unnütze Streit um das Diesseits und Jenseits getilgt ist, und worin die Freiheit und die Vernunft überhaupt zu vollem Rechte gelangen.

Die sociale Bewegung hat sich daher vor allem einer religiösen Erneuung von Grund aus, einer wahrhaften Wiedergeburt zur Religion und Kirche zu befleißigen, fern von jenen wissenschaftlich wie praktisch gleich seichten Uebereilungen, sich gegen das Religiöse indifferent zu verhalten oder das Göttliche abstrakt oder gar es nur anthropologisch und pantheistisch zu fassen. Diese Fassungen sind pure Dürftigkeiten des Verstandes, über welche noch einst die Nachwelt an Stelle der einstigen Inhaber jener Dürftigkeit erröthen wird. —

Daß seit einiger Zeit die sociale Bewegung aus ihrem erfolglosen Experimentiren bloß im Politischen auch auf das Gebiet der Kirche übergegangen, hat den ganz richtigen Spürsinn zur Ursache, daß die menschliche Natur nicht so armselig sey, um sie mit einem politischen Wohl- und Schlaraffenleben abzuspeisen, wie es der moderne Materialismus wieder ausersonnen. Aber eben weil die universelle Religion den Menschen für Staat und Kirche zugleich erzieht, indem sie ihn für das Reich Gottes erzieht, so hat die sociale Bewegung auch

außer der deutsch-katholischen Entwickelung sich vor allem zu einem Cultus zu erheben, um in einer geordneten Weise das Gesetz nicht bloß anzuerkennen, sondern es auch zu fördern und zu erfüllen, und dadurch allen ihren Verfolgern überlegen zu seyn. Luther zum Beispiel wußte sehr wohl, was schon in der Cultus-Reform für eine Macht liege. Wie viel mehr nicht in der Schöpfung eines Cultus? Sollten wir hinter Luther so weit zurückgeblieben seyn? Dennoch, müssen wir gestehen, halten wir es für ein Unglück, wenn in der socialen Bewegung der Religion von der bestehenden Kirche ausgeschieden wird. Eine Sekte ist eine unendliche Abschwächung des Gemeindeprincips und Gemeindelebens. Die sociale Bewegung darf eben so wenig in der Partei als in der Sekte sich fixiren, sonst überliefert sie sich zuletzt in beiden Fällen der Schwärmerei.

IV.

Literarische Zustände
und
Genrebilder.

Digitized by Google

Wir sind, indem wir für unsere Stadt auf das Gebiet der Literatur gelangen, in eine Sphäre gekommen, welche gegenwärtig mit der der politisch- und kirchlich-socialen Bewegung in einem entschiedenen Gegensatze steht. Dort hatten wir es, wie es die Ausdrücke schon sagten, mit einer Bewegung zu thun, hier sind wir nun gar in einen Zustand getreten. Dieß ist bedeutender, und zwar in einem ausgedehnteren Sinne bedeutend, als es beim ersten Lesen vielleicht aussieht. Und so sehr ist es von Bedeutung, daß es — wie wir ja früher darauf hingewiesen haben, daß Königsberg in gewissem Sinne Deutschland reflektirt — auch in dem übrigen Deutschland in veränderten Maßen seine Bewährung findet. Ja, unsre Königsberger Literatur ist leider ein bloßer Zustand geworden!

Das nun, was davon auf unsere Stadt allein anzuwenden seyn dürfte, und was demnach für uns Königsberger besonders charakteristisch seyn wird, ist dieses, daß sich die mächtige Strömung unseres socialen Lebens gleichsam zwischen zwei festen Punkten bewegt. Zwischen dem unserer örtlichen Beschaffenheit und dem unseres literarischen status quo. So daß die Eintheilung der vorliegenden Schrift: in eine allgemeine Charakteristik der Stadt, in die politisch- und kirchlich-sociale Bewegung und in literarische Zustände in dem Gegenstande selbst seine Bedeutung und Rechtfertigung erhält.

Das Stabile unserer örtlichen Beschaffenheit entsteht aus unserer geographischen Isolirtheit, das Stabile unserer literarischen Verhältnisse geht aus der Strenge unserer Censurmaßregeln hervor. Jenes wird durch die Eisenbahn gehoben werden, dieses natürlich durch die absolute Freiheit der Presse.

Freilich wird das, was hier von dem Stabilen unserer örtlichen Beschaffenheit und dem unserer literarischen Verhältnisse gesagt ist, nicht zu sehr urgirt werden müssen. Denn es wird innerhalb dieses Festen, mehr Beharrlichen, in einer Stadt wie Königsberg, immer noch viel Veränderung zu Gunsten des Fortschrittes vorkommen. Nur in Vergleich zu der in der letzten Zeit so mächtig strömenden socialen Bewegung sind die beiden anderen Sphären mehr als beharrlich von uns bezeichnet worden. Oder man vergleiche einmal, was den lokalen Habitus betrifft, Königsberg mit Berlin seit den letzten Jahren, oder, was den literarischen angeht, Königsberg mit Stuttgart oder Mannheim, und man wird den Unterschied deutlich herausfühlen. — Uebrigens aber dürfte Deutschland früher von einem Eisenbahnnetze umzogen seyn, als es sich durchweg einer freien Presse erfreuen wird. Denn die Beschleunigung der räumlichen Bewegung kommt auch der reaktionären Tendenz zu Hülfe, die Beschleunigung dagegen der intellektuellen Bewegung fürchtet man mehr noch als man sie wünscht, da man sich denn leider in dem Irrthume gefällt, daß die letzte nur einer willkürlichen Opposition, und nicht vielmehr dem ganzen Leben des Volkes zu statten kommen würde. Eben aber weil zu den Censurmaßregeln, die sich jetzt in Deutschland im Durchschnitte überall gleich seyn möchten, noch die Isolirtheit unserer Königsberger Lage hinzukommt, so muß in Betreff unseres Ortes, im Verhältniß zu der Fülle von Intelligenz, welche denselben

belebt, vorzugsweise von literarischen Zuständen gesprochen werden.

Aber wie? hören wir einige fragen, muß es nicht eben wieder die Schwäche dieser Intelligenz seyn, welche es durch alles das, was sie producirt, nicht einmal über einen literarischen Zustand hinaus zu bringen vermag? Hierauf ist zunächst dieses zu erwiedern. Die Literatur hängt keinesweges bloß von den Producirenden ab, sondern auch von den Aufnehmenden, und beide werden wieder selbst durch äußere Conjunkturen bestimmt. Wir werden demnach in unserer vorliegenden Entwickelung zuerst von denjenigen sprechen, deren Interesse für die Literatur sich mehr im Empfangen zu erkennen giebt, und dann zu denen übergehen, welche in unserer Stadt die Literatur von der Seite der Produktion repräsentiren.

Die Empfangenden in der Königsberger Literatur.

Derjenige Theil des Königsberger Publikums, welcher überhaupt bei der Frage der Literatur in Anschlag kommt, erfreut sich meistens nicht bloß einer sehr soliden und mannichfaltigen Bildung, sondern ist auch reich an eigen gearteter, fein und selbstständig ausgeprägter Individualität, welches alles dem Schriftsteller unendlich zu Gunsten gereicht. Diese Empfänglichkeit des Königsbergers im Allgemeinen wird zum Theil bedingt durch die sinnige Verständigkeit desselben, welche dem eigenthümlichen Naturell nicht den geringsten Abbruch thut, zum Theil aber auch, zumal bei der älteren Generation, durch eine sorgfältige Lektüre unserer deutschen Classiker, wozu noch bei den Königsbergern eine gar nicht so seltene, genauere Kenntniß der Literatur der Franzosen und Engländer sich gesellt. Wir sprechen hier, wie es sich in dieser ganzen Darstellung fast von selbst versteht, nicht bloß von Gelehrten, sondern auch von Kaufleuten, von Fabrikherren, von einem großen Theile der Beamten u. s. w. Man ersieht dieses große Interesse für Literatur, besonders bei älteren Personen, auch aus der häufigen Versteigerung von bedeutenden Privatbibliotheken, wo man in dem Verzeichniß durch den vielseitigen Sammelfleiß und den Geschmack, welcher ihn leitete, nicht selten überrascht wird.

Dieses Interesse an der Literatur hat bei uns jedoch in der letzten Zeit eine ganz und gar andere Gestalt gewonnen. Seit der größeren Thätigkeit der politischen Presse hat sich ein großer Theil des jüngern Publikums vorherrschend der Lektüre der politischen Zeitungen an öffentlichen Orten gewidmet, und auch, was die Broschüren und größeren Werke verschiedenen Inhalts angeht, so schafft man sich jetzt weniger selbst dergleichen an, als daß man auf Leihbibliotheken und Privat-Cirkel rechnet, die sich zahlreich unter uns gebildet haben. Es läßt sich nun zwar nicht in Abrede stellen, daß daraus eine nicht geringe Verflüchtigung entsteht, wie denn der eigene Besitz einer gewählten Bibliothek stets seine Vorzüge behalten wird. Dennoch aber hat unser Publikum ein so vorgeschrittenes Bewußtseyn über das Wesen der Literatur sich angeeignet, daß es die Selbstständigkeit derselben in ihrem Verhältniß zu Staat und Kirche verlangt, was denn in der öffentlichen Meinung durch die immer lauter werdende Forderung der freien Presse ausgedrückt wird.

Zur Zeit der „inländischen Zustände" unserer politischen Zeitung regte sich ein lebhafter Schöpfungstrieb in der jüngeren Generation unserer Stadt, nicht bloß in publicistischer Hinsicht, sondern auch in anderen Beziehungen und sogar in gebundener Rede. Manches entschiedene Talent trat hervor und wirkte nicht erfolglos, und wir rechneten bereits freudig auf eine reiche Nach-Hippelsche Literaturperiode. Das empfangende Publikum befand sich damals in einer unausgesetzten Spannung auf das, was vielleicht der nächste Tag schon bringen werde. Glückliche Zeit, in welcher das Publikum den heitersten Humor zur Aufnahme, der Buchhändler den aufgewecktesten Sinn zur Unternehmung, der Schriftsteller die seligste Laune zum Hervorbringen, ja selbst der Censor die humanste Liebe zum Lebenlassen hatte, du gingst

schnell vorüber! — Die Censur wurde immer drückender. Der Censor fing bei uns an, in einem stets ausgedehnteren Sinne ein Vormund des guten Geschmacks, ja des Verstandes zu werden, welchem Vormunde denn der Schriftsteller als Unmündiger zugleich ohnmächtig gegenüberstand. Das Publikum wandte sich voll Unwillen von einer Literatur hinweg, welche durch die Einwirkung der Umstände zu einer Restauration herabgesunken war, in der das Publikum essen sollte, was der Censor übrig gelassen hatte! Dieß war denn die eine Veranlassung zu einem literarischen Zustand.

Aber unser Publikum folgte in einer anderen, viel erheblicheren Beziehung einem ganz richtigen Takte! Die deutsche Literatur mußte nach einem Reichthum von Leistungen, welcher fast beispiellos ist in den verschiedenartigsten Fächern, und zwar während einiger Generationen, zu einem gewissen Stillstande gelangen. Wir waren im Schreiben längst Meister geworden, im Sprechen hatten wir manches erst nachzuholen. Sollte für's Künftige eine Nationalliteratur gedeihen, sollte die Nation selbst sich all' der Schätze bewußt werden, die in ihrer Literatur niedergelegt sind, und sollten auch die öffentlichen Institutionen dadurch vorwärts gebracht werden; so mußte die Literatur fortan sich mehr in der Mündlichkeit kund geben. Das sociale Zeitalter begann jetzt in Deutschland, und begann auch unter uns, und in wie kühnen und doch durchaus geisterfüllten, gesetzlichen Evolutionen entwickelte es sich! Wir machten jetzt, erfinderisch und praktischer wie wir geworden, auch selbst aus der Noth einer unfreien Presse die Tugend, daß wir uns in das mündliche Wort flüchteten*), und es vortrefflich zu führen wußten.

*) Man vergleiche meine Vorlesungen über sociales Leben und höhere Geselligkeit.

Wo sich indessen eine bedeutende, eine besonders geistvolle, literarische Leistung selbst unter der peinlichsten Einengung der Presse damals noch geltend zu machen vermochte, unser Publikum wußte es herauszufinden, und sein früheres Interesse wieder walten zu lassen; aber im Allgemeinen hatte man sich, wie gesagt, der mündlichen Rede und Unterhaltung zugewandt. In dieser Zeit — welche jetzt durch die auch hierin eingetretenen Hemmungen schon wieder vorüber ist — werden in Königsberg Vorlesungen über die verschiedensten Gegenstände vor meistens sehr zahlreichen Zuhörern gehalten, und hier bildet sich schon jenes für die Gegenwart so merkwürdige, sociale Vereinswesen aus, welches in der socialen Bewegung unserer Stadt eine beträchtliche Weiterführung finden sollte. So bewirkt das Vorwalten des Geselligen in der Entwickelung unserer Königsberger Intelligenz auf's Neue das Eintreten eines bloßen literarischen Zustandes.

Wir müssen bei dieser Gelegenheit eines Mannes mit höchster Anerkennung gedenken, welcher, außer den großen Verdiensten in seiner eigentlichen Beamten-Funktion, schon während unseres früheren literarischen Strebens sich als Censor — man beherzige, was es sagen wolle, als Censor — einen unvergeßlichen Namen erworben. Wir meinen den seit einem Zeitraume von zehn Jahren hier wirksam gewesenen Polizei-Präsidenten Herrn Dr. Abegg.

Es stand nämlich gerade jetzt zu fürchten, beim Beginne der socialen Bewegung, nachdem wir die Presse entbehren gelernt durch den neuen Aufschwung unserer Geselligkeit, daß auch die Gedankenäußerung durch den Mund früher oder später strenger überwacht werden würde. Auch war die keineswegs gut zu heißende Extravaganz im mündlichen Worte bei mancher Gelegenheit nicht

ausgeblieben. So kam denn nun auch wirklich die Verordnung, daß sämmtliche Vorlesungen vor einem gemischten Publikum, welche solche zu halten beabsichtigten, die nicht amtliche Docenten an der Universität oder Kanzelredner wären, vorher der Polizei zur Censur vorgelegt werden sollten.

Kein billig Denkender wird es läugnen wollen, daß bei eigentlich wissenschaftlichen Arbeiten oder bei Werken der Kunst eine Censur von Seiten der Polizei eine außerordentliche Herbigkeit des Contrastes herausstellt.

Um so mehr nun müssen wir es eben an jenem Ehrenmanne der Wahrheit gemäß rühmen, daß er sein Amt in dieser neuen Art der Censur mit einer Humanität geübt — ohne im Geringsten seinen sonstigen Beruf außer Acht zu lassen — welche ihn als den feinsten Kenner und Verehrer der Intelligenz und deren ungestörter Entwickelung einmal für immer bezeichnet hat. Und so wird denn dieser Ehrenmann, der jetzt uns Königsbergern durch Versetzung in einen andern Wirkungskreis leider genommen worden, in der seelenvollen Milde seiner Persönlichkeit, in der heitern, aufgeweckten und doch an festen Principien haltenden Weise seines Auftretens, allen, die ihn gekannt, in unwandelbarem Andenken bleiben.

Wie unendlich schwer mußte es seyn, besonders in der letzten Zeit einer gewissen Verwilderung des socialen Zusammenlebens, die Ordnung aufrecht zu bewahren, alle Energie walten zu lassen, und doch nie das Princip der Humanität, der urbansten Bürgerfreundlichkeit zu verläugnen.

Diese schwierige Aufgabe hat Dr. Abegg gelöst, und hat sie mit wahrhafter Virtuosität gelöst, und so ist er durch das, was er selber gethan, für alle Zeit eine Hauptgestalt unter den Persönlichkeiten geworden, welche die Culturgeschichte Königsbergs in

einer ihrer interessantesten Phasen aufzuweisen hat. Dr. Abegg's Name ist in dem erhabenen Sinne in Königsberg populär, in welchem man unter den freisinnigen Alten Jemanden einen Mann des Volkes zu nennen pflegte. —

Indem nun, wie wir früher darauf hingewiesen haben, die eigentlich sociale Bewegung in unserer Stadt mit dem Universitäts-Jubiläum begann, so ist auch mit dieser Zeit ganz besonders unser literarisches Leben im Allgemeinen ein bloßer Zustand geworden. Aber täuschen wir uns über diesen Zustand nicht! Das mündliche Wort vermag viel, aber es hat seine bedeutenden Mängel. Es schützt am wenigsten vor Uebereilung, es ist noch dazu sehr vergänglich, und gegenwärtig ebenfalls um alle Gelegenheit einer harmlosen Aeußerung gebracht. Wie traurig es aber auch in unsern Tagen mit der Presse aussehen mag, unsere Aufgabe ist und bleibt, ungeachtet der Beengung der Presse, auch unsre Literatur wieder zum Ruhme der Nation in eine producirende Gesammtbewegung zu bringen, um die Aufgabe des Jahrhunderts, die Verwirklichung des Socialismus auch von der Seite der Literatur her zu lösen.

Was jedoch diese dermaligen, also noch bestehenden Zustände unseres Königsberger literarischen Lebens betrifft, so wollen wir jetzt einmal einige Augenblicke zunächst bei denjenigen verweilen, welche, wie wir uns früher ausgedrückt haben, den aufnehmenden Theil unserer literarischen Verhältnisse und zwar in der Flucht des Augenblicks bezeichnen. Es liegt in der Natur des Gegenstandes, daß auch Producenten zu den Aufnehmenden gehören, wie ja der, welcher ausgiebt, auch einnehmen muß. Es ist für unsern Zweck jedenfalls wichtig, daß, wie in dem gegenwärtigen, bloß interimistischen Bestehen der Literatur alles mehr auf das sociale Interesse des Tages gerichtet ist, und wie auch

Viele daher jetzt nur beiläufig die Lektüre fast nur noch in der Oeffentlichkeit treiben, daß wir in irgend einer Weise uns dieses zu vergegenwärtigen suchen. Denn auch diese Eigenthümlichkeit modernen Lebens hat ihre tiefere Bedeutung und Nothwendigkeit, und selbst der überlegenste Genius, der unter uns sich gegenwärtig erhöbe, würde solchen einstweiligen Zustand nicht wegschaffen können.

Es sind aber für die Oeffentlichkeit der Lektüre in Bezug auf die Ideen, welche jetzt ganz besonders die Zeit bewegen — eine Lektüre, die gleichsam schon auf dem Sprunge zum Socialen ist — in unserer Stadt vorzüglich folgende Orte namhaft zu machen: die königliche Bibliothek (denn auch unsre Doktrin geht bereits auf die Gegenwart ein), wo außer der reichhaltigen Büchersammlung auch noch ein sehr ansehnlicher Kreis von Tagesblättern zu finden ist, dem man aber als Mitglied beigetreten seyn muß, um daran Theil zu nehmen. Hier ist wohl noch am meisten die alte, ehrenwerthe, deutsche Gründlichkeit in der Lektüre anzutreffen. Man liest, was man hier anfängt, auch wohl noch zu Ende, man vergleicht, man compilirt, ja man versieht sich mit einem bedeutenden Vorrathe von Büchern für den häuslichen Studienbedarf. — Zwei andere Leselokale, ebenfalls sehr wohl ausgestattet, aber, wie es scheint, immer noch wenig besucht, sind die Museen der Herren Friedmann und Schindelmeisser. — Ferner nennen wir das Lokal der Börsenhalle in der Magisterstraße, welches wohl den umfassendsten Zeitungs- und Journal-Cirkel enthält, den wir in unserer Stadt aufzuweisen haben. Es ist dieses Gebäude zugleich das Casino der Kaufleute, in welches aber auch Personen aller gebildeten Stände aufgenommen werden. Die ganze Einrichtung ist in einer großartigen Solidität, in der elegantesten Zweckmäßigkeit

durchgeführt, mit allen den großen und kleinen Comfort's verbunden, die uns sogleich die Weite des Lebens nahe bringen, die Wohlhabenheit, wenn nicht gar den Reichthum des Besitzes, in dem sich der ächte Kaufmann mit Anstand und Würde bewegt. — Endlich jedoch haben wir des berühmtesten Caffeehauses in Königsberg, und gewiß auf der ganzen Strecke von Berlin bis Petersburg, hier näher zu gedenken, dessen wir schon früher erwähnt, wir meinen das Etablissement des Herrn Siegel in der französischen Straße. Dieses Lokal gilt allgemein für das Caffeehaus der Literaten, wenn man will, auch der Liberalen, und ist ebenfalls mit einem überaus gut ausgestatteten Vorrathe von in- und ausländischen Blättern versehen. Wir haben aber bei diesem Lokale um so länger zu verweilen, als es uns am meisten die Neigung unserer modernen Königsberger Lesewelt vor's Auge bringt, welche gegenwärtig mehr unmittelbar dem Socialen zugekehrt ist, und gern das Leben in seiner buntesten Fülle in sich hereinnimmt, woraus uns denn später die einstweilige bloße Zuständlichkeit unserer Königsberger Literatur vollends deutlich werden wird.

Das Siegelsche Caffeehaus.

Es hat nicht an schwerfällligen Pedanten, an einseitigen Doktrinären gefehlt, welche das Caffeehausleben, welche die immer häufiger werdenden öffentlichen Leseorte nur mit schwarzen Farben geschildert haben. Auch wollen wir nicht läugnen, daß es sehr verflachen und in hohem Grade nachtheilig werden kann, wenn man dergleichen Orte ohne Maß besucht, und noch dazu lediglich hier seine literarischen Zwecke zu erreichen strebt. Aber — was kann nicht in seiner Uebertreibung und Einseitigkeit

alles nachtheilig werden? Jedoch man muß auch die gute Seite solcher Anstalten nicht übersehen. Sie sind für den Literaten, aber auch für jeden, der das jetzige Leben in seiner socialen Vielgestaltigkeit kennen lernen will, völlig unentbehrlich. Wo hat außerdem der Privatmann so leicht die Mittel, sich in den Besitz all' der Zeitorgane zu setzen, deren Kenntniß doch durchaus erforderlich ist, um hinter dem Lauf der Ereignisse nicht zurückzubleiben? Kurz, an welchem anderen Orte hat er Gelegenheit, die individuellste Nüancirung des Modernen sich zur Anschauung zu bringen? Gerade jene Pedanten, wie wir sie so oft schon beobachtet haben, verstehen sich am unwürdigsten auf das, was sie bemäkeln. Wir sahen dergleichen weltliche und geistliche Herren sehr oft in diesen Lokalen, aber sie schienen mehr Interesse für den Gaumen als für die Lektüre und den socialen Verkehr mitgebracht zu haben.

Eine sehr mäßige Räumlichkeit ist dieses Caffeehaus des Herrn Siegel, welches uns so eben aufnimmt. Es steht an Ausbreitung weit hinter dem Staheliſchen in Berlin zurück. Aber, welch' ununterbrochenes Leben umrauscht uns! Die Freundlichkeit und den feinen Takt des Wirthes haben wir bereits früher gerühmt. Wir treten in ein Zimmer, von etwa 15 Schritt Länge und nicht ganz so viel Breite, welches mehr für die Confitüren, die Getränke und deren Genuß benutzt wird, obwohl wir oft auch hier Leser und Sprecher in Menge vorfinden.

Eine allerliebst gearbeitete Eisengußtreppe schwingt sich aus der Stube, in der wir uns befinden, in steiler und doch bequemer Leichtigkeit aufwärts in ein eben so großes Lokal wie das untere. In diesem oberen Zimmer blüht der Spätflor der Novitäten unter balsamischen Düften des Orients, denn hier liegen die Zeitungen des gestrigen Tages vor, auch lassen sich hier die Cigarrenraucher

nieder, wie die, welche das Stille suchen, zumal Nachmittags und Abends.

Aus der Stube unten treten wir in ein zweites Zimmer von etwa derselben Größe, dessen Fenster eine gar freundliche Aussicht in einen Garten gewähren, der etwas Klosterartiges hat, und zu der uns umgebenden modernsten Weltlichkeit um so angenehmer bestimmt. — Das Meublement dieser Zimmer und die ganze Einrichtung ist einfach, aber bequem und geschmackvoll. Alle Tische sind reich mit Journalen und Zeitungen belegt. Den Caffee, dessen Güte wir bereits an einer andern Stelle gepriesen haben, gießt uns so eben Herr Simonetti, der freundliche Gehülfe des Herrn Siegel, aus silberner Kanne ein. Das feinste Arom sprüht in unsre Nase. Ein Zuckerbeisatz, mit dem eine ökonomische Hausfrau einige Tage bestreiten würde. Den Werth des Candirten zu schildern, überlassen wir Kennern solcher Gourmandise, auf die wir uns nicht im Mindesten verstehen. Ein Garçon reicht uns die Illustrirte.

Nun ist es interessant — wir haben es uns natürlich erst seit Jahren auf combinativem Wege zur Kunde gebracht — dieses Zusammenströmen des socialen und des literarischen Lebens, zu dem sich noch die Genußsucht des Zeitalters gesellt, hier zu beobachten, den ganzen Tageslauf dieses Caffeehauses.

Schon früh kommen einige alte Herren, Hagestolze, welche den köstlichen Mocca, der hier zu schlürfen ist, bei weitem dem ihrer Maschine oder ihrer alten Haushälterin vorziehen, und ihrem Gaumen schon mit allem Raffinement des Vorgenusses die wohlschmeckendsten Kuchen zuzählen, welche so eben warm aus der Backstube anlangen. Auch kommen wohl Reisende, auch kommen schon einige Literaten, welche hier, namentlich im Winter, aus Mangel an Heizung — wie die Pariser zu thun pfle-

gen — ihr Domicil den größten Theil des Tages über aufgeschlagen haben, um hier zu studiren und zu compiliren, von hier aus ihre Geschäftsgänge zu machen, und dann wieder hieher zurück zu kehren, um erst spät Abends sich nach Hause zu begeben. Ein solcher Literat verzehrt nur äußerst wenig, aber dasselbe täglich regelmäßig. Im Uebrigen hält er sich schadlos an der Eleganz der Zimmer, an der geistigen Nahrung und an der behaglichen Wärme des Ofens, aus dessen Röhre er mit der Größe und Entsagung eines Stoikers sich die appetitlichsten Pfannkuchen entgegendampfen läßt.

Es kommen allmählig aber auch die Landinspektoren, die reichen Gutsbesitzer, welche zum Kuchen viel Spirituöses schon Vormittags consumiren. Es kommen jetzt die eigentlichen Gourmand's. Es kommen bereits einige Stutzer — es ist die Zeit der Visite — sie nehmen Bouillon und einige Pasteten, und dazu, versteht sich, einen Mund voll ewigen Juden — der in den Feuilleton's mehrerer Zeitungen und auch besonders ausliegt, — um doch auch im Caffeehause der Literaten ihre Bildung zu dokumentiren, ihr literarisches Gewissen zu beschwichtigen, und bei der heutigen Visite belesen zu erscheinen. — Es kommen aber jetzt auch alte Libertin's des blasirtesten Genres, sie trinken einige Tassen Chokolade, um sich wieder um etwas aufzufrischen, und blicken zwischen durch in die Lokalblätter des Tages. — Es kommen ganze Familien angezogen, aber auch einzelne Damen von der besten Toilette, welche doch nur im Vorzimmer sich placiren und einige Baiser's auf den schönen Lippen zergehen lassen. Auch tritt wohl um diese Zeit ein und die andere vergilbte Stiftsdame adligen Geblütes ein, um einige Süßigkeiten zu kaufen, und desto länger an dieser imposanten Kuchenausstellung sich zu weiden, des verunglückten Planes ihres Hochzeittages zu gedenken, und

bei Gelegenheit Erkundigung einzuziehen über die Zubereitung dieses oder jenes Gebäckes.

Jetzt ist es zwölf Uhr. Es kommen Professoren und Doktoren aus ihren Vorlesungen, Lehrer aus den Gymnasien, Bürger- und Elementarschulen. Auch sieht man wohl hier und da einen Militär, obwohl sie im Ganzen wenig unser Caffeehaus besuchen. Auch kommen die producirenden und privatisirenden Literaten, die eigentlichen Schriftsteller. Sie trinken schon jetzt ihren Caffee, und überfliegen mit einer gewissen krampfhaften Neugier die Journale, die Zeitungen, ob ihre letzte Schrift schon hier, da, dort besprochen seyn dürfte, oder auch nur buchhändlerisch angezeigt ist; ob dieses oder jenes Journal ihre Einsendung bereits in seine Spalten aufgenommen hat.

Hier lernt man spielend Welt haben. Mein erklärtester Gegner sitzt zwei Schritte von mir und liest so eben — dieß bedeutet sein verzwicktes, überlautes Auflachen! — wie ich von irgend einem unverschämten Recensenten nach allen Regeln der Bosheit durchgehechelt werde. — Neben mir sitzt ein Journalist, welcher, verschämter als mein Recensent, das Feigenblatt einer Zeitung in groß Folio nur zum Scheine vor das Auge hält, um zu hören, wie die Probenummern seiner Zeitschrift drüben auf dem Kanape befunden und kritisirt werden. Aber es kommen mitunter wohl auch in ihrem Interesse sehr untergeordnete Especen, die nur die elendesten Klatsch- und Lokalblätter lesen, je vulgärer, desto besser.

Jetzt erscheint schon die erste, aber in politischen Aeußerungen noch sehr vorsichtige Sorte der Debattirenden, die indessen auch, wenn es an Sympathieen und Antipathieen der Politik fehlt, jedes andere Gespräch, während sie lesen, mit pikanten Zu-

thaten unterstützen und forciren. Nur kein Tag ohne Novität und ohne ein freies Wort darüber! — ist ihr Motto.

Links dort, in die Ecke des Sopha's gedrückt, die allgemeine Preußische Zeitung in der Hand, sitzt eine, dem Gesicht nach besonders interessante und scharf markirte Gestalt. Das Haupthaar spielt schon stark in's Graue. Die Physiognomie verräth ätzenden Verstand, die Stimme hat musikalische Accente, um die Mundwinkel herum zuckt Wienerische Behaglichkeit und Jovialität, aber der Mund selbst ist ein wahrer Abgrund von Unterhaltung und entläßt, ohne fast Athem zu holen, Wortspiele, Anekdoten, komische Einfälle, Schwänke, Witze, Schlag auf Schlag, die so drastisch fallen und wirken, daß die Gesellschaft umher in ein brüllendes Lachen zusammentobt, so daß in der darauf eintretenden Pause der lächerlich Gemachte Mühe hat, nur noch einige Lebenszeichen, die ebenfalls Witz seyn sollen, aber nicht sind, hervorzuquälen. Aber unser Jovialer dort in der Sopha-Ecke nimmt schon wieder einen der schadenfrohesten, übermüthigsten Lacher selbst auf's Korn, und streckt ihn mit einer Pointe nieder, daß es eine der drolligsten Attitüden giebt, und man von diesem lächerlich Gemachten wirklich sagen kann, daß er auf den Kopf gefallen ist. — Unser Jovialer — man hört es aus allem — hat viel gelesen, zumal, was die Fragen des Tages betrifft, doch er weiß, wo man auf die kitzlichsten Punkte der Politik zu sprechen kommt, denn er ist offenbar Jurist, alles nur mit Glacéhandschuhen zu berühren, und ist behutsam genug, die glühendsten Kohlen nicht aus dem Feuer zu nehmen.

Aber drüben am Fenster rechts bringt ein anderer älterer Herr alles zum Schweigen durch eine Lebhaftigkeit der Rede, die den einstigen Schauspieler verräth. Selbst unser Jovialer dort giebt ihm Gehör. Der ältere Mann, der jetzt so lebhaft

spricht, ist eine lebendige Encyklopädie, und Antiquitätensammlung noch dazu. Man könnte ihn geradesweges für einen Antiquar nehmen, doch er ist auch wieder mit allen Novitäten des Tages, bis auf das Repertoir und die Bretter der Königsberger Bühne, kritisch und gesellig auf's Beste vertraut. Man überzeugt sich, er hat ein ungeheures Wissen, nur etwas autodidaktisch zusammengehäuft. Er hat Erfahrung, er hat Geschmack, er hat Geist, er setzt feine Lichter auf das, was er beurtheilt. Aber, was beurtheilt er denn? was *docirt* er denn eigentlich?

Unser Mann dort giebt uns nichts weniger als eine sehr anziehende, aber in die verschiedensten Tonarten des Inhalts wie der Ausführung hineinspielende Cultur- und Staatengeschichte, die zuletzt in die Possierlichkeiten des Herrn von Kotzebue an hiesigem Theater oder in eine unverhohlene Weltverachtung der *Königsberger* ausläuft, da sie ihm, mit Paris verglichen, denn doch zu kleinstädtisch erscheinen. Es ist eine wahrhaft Listsche Phantasie auf der Tastatur des immensesten Gedächtnisses, welche der alte Herr dort eben zum Besten giebt. Jetzt schildert er uns die Encyklopädisten in Frankreich. Er tritt in der Hitze des Vortrags noch gar an den heißen Ofen heran, und wird nur noch lebendiger und erhitzter. Er zeigt uns, was die Encyklopädisten alles umfaßten, wie sie dachten, was sie eigentlich beabsichtigten, wie sie zu schreiben verstanden. Er tritt in die Revolution von 89, und entwirft in kühnen, ächt tragödischen Zügen den Charakter Robespierre's, von dem er meint, daß derselbe bis dahin noch völlig unverstanden und ungewürdigt geblieben.

Jetzt aber erreicht unseres Mannes Darstellung die höchste Lebhaftigkeit. Wir glauben Dichter und Schauspieler, wir glauben Componist und Sänger, wir glauben alle Mysterien des

Digitized by Google

älteren Paris in der Wirklichkeit, alle in Einer Person vor uns zu sehen.

Unser Mann schildert uns Paris unmittelbar nach der ersten Revolution, als er zum ersten Mal in diese Stadt der Barrikaden und der ungehemmtesten Lebenslust gekommen. Er erzählt nicht mehr, er deklamirt nicht mehr, nein er spielt, er musicirt, er wird Acteur und Orchester, er setzt uns die Schmerzenswehen und die Orgien, die Energieen der Grausamkeit und die chevaleresken Liebenswürdigkeiten Frankreichs handelnd in Scene. Und mitten aus dem springt er auf die Bretter eines anderen Stadttheils über. Wir sind jetzt wirklich in einem der Theater von Paris. Er führt uns ein entzückendes Vaudeville auf. Er läßt eine der damals beliebtesten Opern folgen. Er prăludirt, er recitirt. Jetzt ist er Schauspieler, jetzt Sängerin, jetzt gar Publikum, alles in der wunderbaren Metamorphose eines einzigen Augenblicks. Er spielt schon wieder und klatscht Beifall, und ertheilt im Namen des Publikums Elogen, französische Galanterieen des Enthusiasmus aus. Jetzt kommt er auf Talma. Wir stehen vor der Bühne des Theatre-Français, und fühlen uns auf's Aeußerste gespannt. Aber unser Mann erklärt Talma für den schlechthin Unerreichbaren, und durch eine kluge, diplomatische Wendung, mit welcher er eine Einfältigkeit des Urtheils von Herrn von Kotzebue über den großen Talma anführt, weiß unser Freund dem Andringen der Umstehenden, ihnen doch auch Talma zu geben, auszuweichen, indem er Kotzebue's merkwürdigstes Jahr in Königsberg in burlesker Weise aufführt. Dieß bringt ihn auf die jetzige Zeit, auf das heutige Theater.

Nachdem unser Mann Reisender, Geschichtschreiber, Künstler, Kritiker, Publikum, Diplomat alles in Einem und Einer in

allem gewesen, und zwar alles in diesem Zimmer, wird er auch noch Elegiker in ausschließlichem Sinne. Er kommt auf die Sontag Königsbergs zu sprechen, auf Fräulein Grosser, die man in der classischen Natürlichkeit ihrer Stimme, der nur Schule gefehlt, die aber alle Schule weit überflügelt, nie in Königsberg recht zu schätzen gewußt habe. Unser Freund zürnt noch den Königsbergern, daß sie sich eine Einzigkeit wie die des Fräuleins Grosser haben entgehen lassen. Die Einwohner von Prag — fährt er fort — würden triumphiren, einen solchen Liebling der Natur erobert zu haben. Unser Mann wird erschüttert, sein Ton wird gedämpft, er erhält etwas Sentimentales, Weiches, Zitterndes. Der Abschied des Fräulein Grosser von Königsberg stimmt unsern Freund selbst zum Abschiede. Er entfernt sich. —

Doch — wir haben in unserem Caffeehausleben noch die zweite, kleinere Hälfte seines Tageslaufs zu verfolgen.

Es kommen jetzt in unser Etablissement einige Suitier's, die sich im Blutgericht — unserem größten Weinkeller — verspätet, und zusehends, was man so nennt, ein Bischen übernommen haben, und nun, caffee-lüsterner als Türken, sich ein wenig aufmuntern wollen. Es kommen jetzt aber auch jene ältlichen Herren, die nie vergessen, wenn eine Wolke im Westen aufzieht, den Regenschirm mitzunehmen, die gewissenhaftesten Diätetiker, welche ihren Caffee noch, wie die alte Welt regelmäßig zur Vesper, und nicht wie die verkehrte, neue vor Tische, trinken.

Diesen Augenblick wird der Besuch wieder besonders lebhaft. Es ist die Theezeit. In früheren Tagen waren es mehr die sogenannten Liberalen von ächter Couleur, welche die politische Debatte in allen Chancen und mit allem Feuer der Par-

teileidenschaft hier durchführten. Jetzt sind es mehr solche, die, wie man zu sagen pflegt, so unter vier Augen, für und wider, vor allem aber in aller Sicherheit, nichts für ungut, beim Glase Thee oder Grog, ein Wörtchen sprechen, über die zunehmende Reaktion, über die in Untersuchung gezogenen Literaten, über die bevorstehenden Suspensionen, über die allgemeine Zeitung für Preußen unseres Ortes, auch wohl noch solider und ungefährlicher, nur über die neuen Acquisitionen für das Theater.

Noch spät des Abends kommen wieder Literaten und eigentliche Politiker. Die frischen Zeitungen sind in demselben Momente einpassirt. Frische Zeitungen wirken auf den Politiker wie die frischen Austern auf den Feinschmecker. Man muß noch schnell nachsehen, ob die Ereignisse in Mannheim weiter fortgehen, wie es in Dänemark aussieht, ob schon etwas über die Eröffnung unserer Landtagsabschiede zu lesen ist. — Noch später, um zehn Uhr etwa, kommen noch einige intime Freunde, die im Zwiegespräch oben, bei einer Cigarre, ein Glas Punsch trinken wollen. Auch bringt wohl noch eine ganze, lustige Gespannschaft kreuz-fideler Gesellen ein, die eine Bowle für sich in Anspruch nehmen. Endlich ist es elf. Es wird geschlossen. Einer jener fleißigen Literaten, von denen, die hier, wie angedeutet, ihr Domicil aufgeschlagen haben, ist der Letzte, der sich für heute aus unserem Caffeehause entfernt.

Wie vorüberrauschend und dem Aeußeren zugewendet aber auch das Leben in dem eben betrachteten Lokale seyn mag, es ist dennoch höchst wichtig für unsere hiesige Literatur, namentlich für diejenige, welche durchwirkt ist von den socialen Ereignissen der Gegenwart und unserer Stadt, für die, welche im Begriff ist, die sociale Bewegung vollends in sich aufzunehmen, und eine Nationalliteratur anbahnen zu helfen. Es bleibt daher, wie ge-

sagt, das Siegelsche Etablissement das eigentliche Caffeehaus der Literaten. Hier concentrirt sich die meiste Intelligenz, und man kann sicher seyn, hier zu irgend einer Tages- oder doch wenigstens Jahreszeit einmal eine und andere von denjenigen Notabilitäten Königsbergs zu treffen, welche gern die unmittelbare Strömung des geselligen Verkehrs aufsuchen.

Noch knüpfen sich an dieses Caffeehaus des Herrn Siegel manche Eigenthümlichkeiten, Anekdoten, kleine Abenteuer, ebenfalls meist Literaten betreffend, kurz Ereignisse, welche beweisen, wie groß die Mannichfaltigkeit der Individuen hier ist, wie ungenirt man sich hier bewegt, wie unendlich modificirt die Vorkommnisse dieses Hauses sind. —

Vor einigen Jahren sah man in unserem Lokale, regelmäßig des Nachmittags, einen durch sein Aeußeres sich auf's Beste empfehlenden jungen Mann. Schlanke Taille, edler Wuchs, gerade Haltung, feine noble Sitte, etwas von jener Anmuth, jener Decenz, jener vornehm monotonen und doch durchaus ansprechenden Nonchalance, welche die französische Aristokratie so vortheilhaft auszeichnet. Es lag in dieser jugendlichen Gestalt, wunderbar genug, zugleich etwas calvinistisch Strenges, und dennoch wieder eine unendliche Weichheit, ja eine zarte Unentschiedenheit zwischen männlichem und weiblichem Element. Ein Farbenton des Gesichts, der etwas Idealisches hat, ein zwischen Roth und Blässe schwankendes Inkarnat, welches schwärmerische Züge verräth. Ein rabenschwarzes, langes Haar, am hintern Kopfe in Locken zusammengenommen, macht unsre Erscheinung noch räthselhafter und mystischer. — Nun verbreitet sich in der Stadt die Sage, dieser vermeinte junge Mann, den man regelmäßig Nachmittags im Siegelschen Caffeehause sehen könne, sey Niemand anders als George Sand, Madame Dudevant,

welche auf einer ihrer abenteuerlichen Weltfahrten nach Königsberg sich verirrt habe. Und dennoch ist diese vermeinte George Sand nichts mehr und nichts weniger als ein junger Mathematiker, ein Schweizer von Geburt, der eigentlich unseres großen Astronomen Bessels halber nach Königsberg gekommen, um unter ihm seine Studien zu vollenden. Er nennt sich Plantamour, ein Name von so poetisch-musikalischem Klange, daß ein Dichter ihn, aus Neid gegen Frankreich, um nur ein Aequivalent zu haben, in Blumenliebe hätte umtaufen mögen. —

Eine andere Geschichte, ein lebendes Bild, wenn man will, welches in dem Siegelschen Caffeehause fast dramatisch durchgeführt wird, betrifft den Verfasser einer Schrift zu Gunsten einer Angelegenheit des römischen Katholicismus. Jener Schriftsteller ging damals schon mit dem Gedanken um, katholisch zu werden. Er gehört zu denjenigen Literaten, welche, wie wir uns ausgedrückt, ihr Domicil in dem Siegelschen Lokale aufgeschlagen haben. Er hatte in Folge seiner Schrift schon mehrere Aufmerksamkeiten vom weiblichen und männlichen Klerus der Katholiken, unter andern bis von Köln her, erfahren. Nun wurde indessen von einigen heitern Gesellen folgende etwas grausame Mystifikation ausersonnen und auch in völlig dramatischer Handlung durchgeführt.

Ein Herr fühlt Humor und Verstellungsgabe genug in sich, folgende Rolle zum Besten zu geben.

In einem schwarzen Ueberrocke, kurzen, fest anschließenden, schwarzen Beinkleidern und hohen blank geputzten Stiefeln, nach Art katholischer Weltpriester, ein schwarzes Tuch um den Hals, über welches sich ein weißer Hemdkragen, knapp anliegend, zierlich hinzieht, bis auf schwarze Handschuhe und eine Tabaksdose in der Tasche, ist besagter Herr, einen Stock in der Hand, so eben

auf dem Wege, um sich nach dem Siegelschen Caffeehause zu verfügen. Er wird in entsprechender Mundart, gleich beim Eintritt, nach dem berühmten Herrn Verfasser obiger Schrift angelegentlichst sich erkundigen. Er wird — übrigens wohl gekannt von allen Anwesenden, nur natürlich nicht von dem Mysticirten selbst — er wird das äußerste Verlangen blicken lassen, dem Herren Verfasser sein Compliment zu machen, um sich Denenselben als der und der wenig bekannte, katholische Pfarrer aus Westpreußen in P. unterthänigst vorzustellen, um die außerordentliche Ehre zu haben, den hochverdienten Herrn Verfasser der in Rede stehenden Schrift von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen.

So wird die Geschichte denn auch wirklich eingeleitet. Es entwickelt sich ein Lustspiel nicht unergötzlicher Art, in welchem von Scene zu Scene, von Augenblick zu Augenblick die Illusion des Mysticirten sich steigert. Bis denn freilich, wie billig, die Nemesis auch den Mysticirenden erreicht.

Der geehrte und gelehrte Schriftsteller nämlich, vielleicht denn doch schon einigen Verdacht schöpfend, versichert dem Pseudogeistlichen auf's Inständigste, daß er sich höchlich beglückt fühle, eines so hochwürdigen Herrn überaus interessante und zur größten Auszeichnung gereichende Bekanntschaft gemacht zu haben. Es werde ihm daher auch ein seltenes und gewiß nie wiederkehrendes Vergnügen gewähren, Seine Hochwürden vor Deren Abreise noch in der Stadt umherzuführen, um Denenselben die auserlesensten Sehenswürdigkeiten Königsbergs zu zeigen.

Jetzt kommt es bei unserm Pseudopriester darauf an, seinem Gegner das Aeußerste von Klugheit und Ueberlistung zu bieten. Aber wie sich aus der Affaire ziehen? Doch — das Einfachste

ist in solchen Fällen oft das Beste. Unser hartgeprüfter Pfarrer glaubt der Fatalität, der er sich ausgesetzt sieht, am Besten dadurch zu entrinnen, daß er seinen allerunterthänigsten Dank für solche, denn doch zu aufopfernde Bereitwilligkeit ausspricht; er müsse indessen leider die so schmeichelhafte Gefälligkeit des geehrten Herren ablehnen, da er diesen Augenblick schon zur Post müsse, welche spätestens in einer halben Stunde abfahre. —

Ist aber die Verlegenheit unseres geistlichen Herrn, unseres sonst doch so umsichtigen und in der Schule Loyola's gewiß nicht ganz unbewanderten Seelenhirten drückend gewesen, so wird sie jetzt peinlich, ja quälend. Denn, o Himmel, der dienstfertige, keine Opfer scheuende Autor bittet Ihro Hochwürden jetzt ganz gehorsamst gar um die gütige Erlaubniß, Dieselben denn doch wenigstens noch bis zur Post begleiten zu dürfen. —

Aber auch diese wirklich beispiellose Gefälligkeit lehnen Seine Hochwürden auf's Nachdrücklichste ab, worauf jedoch der Dienstbeflissene immer angelegentlicher, immer dringender bittet, und förmlich in dem Grade in den Herrn Pfarrer dringt, daß dieser endlich, nicht ein, nicht aus wissend, es zunächst geradesweges darauf ankommen lassen muß, was Heilloses aus der Geschichte noch werden könne.

Und so sieht man denn die beiden Herren, Priester und Laie, und doch beide verschmitzt — der höchst devote Autor natürlich in aller Ehrfurcht an der linken Seite Seiner Hochwürden — von der Gesellschaft scheiden, die einen das Lachen kaum bergenden Chorus bildet, und wir wissen noch nicht, wie die Weltklugheit des vermeinten Weltpriesters erfinderisch genug gewesen, um ohne Blam sich noch zu guter Weile auf der Straße los zu machen, da höchst wahrscheinlich am Posthause, wenn man zusammen hingekommen wäre, kein Wagen gestanden hätte. —

Wir hätten dieses Schwankes aus Rücksicht für den Getäuschten hier nicht besonders gedacht, wenn wir nicht glaubten, daß er selbst Humor genug haben werde, um sich, im Fall ihm das gegenwärtige Buch zu Gesicht käme, des Vergangenen mit Behagen zu erinnern.

Noch wollen wir zu guter Letzt, zur Charakteristik des vielfach variirten Literatenlebens im Siegelschen Caffeehause, eines großartig ungenirten Engländers gedenken, der auch als Schriftsteller rühmlichst bekannt ist. Dieser Gentleman von bester Familie und Lebensart, der auch in Westindien, in Paris und London ohnehin, lange gelebt, und zwar in den letzten Städten die Zierde der feinsten Gesellschaft, der exklusivsten Salons gewesen, hat Weltbewußtseyn und Ruhe genug, wo es das ihm Zweckmäßigere gilt, durch keine von der seinigen abweichende Sitte des Ortes sich stören zu lassen. So erscheint unser Engländer häufig Vormittags in dem Lokale des Herrn Siegel, um sich einige Tassen Bouillon geben zu lassen. Dazu aber zieht er, mit der Fashion eines Lords von 20000 Pfund jährlich, im Angesichte sämmtlicher Pasteten und Kuchen essender Gäste, wie Sir Robert Peel eine Parlaments-Akte, dieses Mal nur eine lange Groschen-Semmel aus der Tasche — ein also nichts weniger als exklusives Weißbrod aus Weizenmehl — und verspeist besagtes Gebäck mit der objektivsten Ruhe und Behaglichkeit zur Fleischbrühe und zur Lektüre des Constitutionnel, weil es ihm also comfortabler und schmackhafter däucht. Wir erkennen darin wahrlich eine Größe, der kleine Seelen, und besonders der deutsche Michel, gar nicht gewachsen wären, die viel zu pathetisch schwerfällig sind, um das Bäcker-Patent einer Semmel mit dem Patent eines Gentleman in patenter Gesellschaft vereinigen zu können. —

Indem wir nun zur Vergegenwärtigung unserer Königsberger literarischen Zustände und eines Theils der Empfangenden in der Literatur absichtlich diejenigen Orte hervorgehoben haben, an denen besonders periodische Schriften ausgelegt werden, und bis wohin zugleich die sociale Bewegung unsres hiesigen Lebens dringt, so wissen wir sehr wohl, daß viele der an diesen Orten zu Findenden zugleich Männer der tüchtigsten Studien und der gründlichsten Lektüre in häuslicher Zurückgezogenheit sind. So wie es denn auch in einer Stadt wie Königsberg, wo eine so reichliche Abwechselung von Individualitäten vorkommt, wo so viel Bildung und Intelligenz heimisch ist, auch wieder nicht an solchen fehlen kann, die wenig oder gar nicht öffentliche Orte besuchen, und dabei unausgesetzt den umfassendsten literarischen Beschäftigungen obliegen.

Dennoch aber ist es gewiß, daß im Allgemeinen auch in unsre Königsberger Lesewelt eine gewisse Unstetigkeit gekommen ist, eine erwartungsvolle Spannung auf gewisse Veränderungen, die der Gesellschaft bevorstehen, ein Gefühl der Unruhe, welches aus der Häuslichkeit hinausdrängt, eine Unstetigkeit, die für die Literatur gerade das Gegentheil, nämlich den Zustand bewirkt. Wir wollen mit kurzen Worten dieß sagen. Die sociale Bewegung unter uns Königsbergern ist so groß, und gerade jetzt vielleicht am größten, da sie durch Reaktion äußerlich gedämpft worden, daß dadurch unser literarisches Leben zu einer gewissen Stockung gelangt ist, und eben deßhalb einstweilen nur noch als Zustand existirt und eine Art interregnum bildet. Freilich aber kommt jetzt, wir wiederholen es, alles darauf an, diesen Zustand durch Produktion wieder flüssig machen, und zwar durch eine Produktion, deren Genius so hoch steht, so unantastbar ist, und doch zugleich so sehr der Genius der

Nation ist, daß keine Censur ihm mehr etwas anhaben kann, da sie mit ihrer Schere zu ihm nicht mehr hinaufreicht; so daß für solchen Genius die Censur nur noch besteht, als bestände sie nicht. Er aber hat dann vorzugsweise durch seine Schöpfungen die literarische Bewegung, welche unter den Deutschen einst eine so großartige gewesen, der socialen zu gesellen, und beide in ein höheres Stadium hinüberzuführen.

Wir betrachten nun noch zum Schlusse und zur ferneren Ueberschauung unserer literarischen Zustände in kurzen Umrissen einige von denen, welche gegenwärtig unter uns die Literatur vorherrschend von der producirenden Seite her vertreten.

Die Producenten der Königsberger Literatur.

Man muß es bei aller Milde der Gesinnung dennoch den Gegnern der liberalen Entwickelung im Staat, in der Kirche, in der Literatur zum Vorwurfe machen, daß sie oft von Voraussetzungen ausgehen, die gar nicht gegründet sind, daß sie auf das Geradehin solcher Voraussetzungen sich zu Aeußerungen fortreißen lassen, denen auf der anderen Seite alsbald eine Bitterkeit folgt, woran jene selbst schuld sind.

Auch die Stockung, welche in unserer hiesigen Literatur, wie in der deutschen überhaupt, seit einiger Zeit eingetreten ist, dürfte vorzüglich jenen Hypothesenmännern zur Last zu legen seyn. Hätten sie nur den Geist walten lassen, hätten sie ihn nur nicht bei jeder Gelegenheit verdächtigt, und dadurch noch Schlimmeres herbeigeführt, so würden wir auch literarisch längst wieder auf den rechten Weg gekommen seyn, und es auf diesem Wege zu Leistungen gebracht haben, deren Ausbleiben jenen Leuten jetzt auf dem Gewissen haftet.

Mitten unter den Stürmen des Krieges, mitten unter dem Donner des Geschützes hat der Genius bekanntlich schon häufig die herrlichsten Werke heraufbeschworen. Aber unter einem so kleinlichen und doch so unübersehlichen, in sich verpuffenden Spiel der Leidenschaften, der Intriguen, der Verfolgungen, der

Anklagen, der Beargwöhnungen schon von vorn herein, unter dieser Epidemie eines Gallenfiebers ewiger Gereiztheit, wird auch dem Genius alle Heiterkeit zuletzt vergällt, alle Kraft gelähmt, Werke der Dauer hervorzubringen, wie der Nation, sie durch ruhige Vertiefung in ihre Bildung mit aufzunehmen. Statt dessen gilt dann nur noch auf dem Markte die Tendenz-Jagd ideenloser Menschen, welche eine Verwilderung des Geschmacks und des Urtheils herbeiführen, die wahrhaft heillos genannt werden muß, und der Nation die bedenklichsten Wunden schlägt. —

Daß sich aber unter den Deutschen seit den letzten zehn Jahren wieder viel Geist kund gegeben, ein Geist, der nach Freiheit der Darstellung, nach großen nationalen Zusammenhängen lechzte, ein Geist, der keineswegs bloß negativ zu Werke ging, wer das läugnen wollte, der würde den Culturstand Deutschlands während des letzten Decenniums nicht aus gebildeter Anschauung, sondern nur — wie so oft — aus verleumderischen Berichten, aus leeren Anschwärzungen sich vergegenwärtigen.

Wir haben unserer Seits, wo sich nur Gelegenheit bot, unsre gründliche Verabscheuung aller frivolen, auf dem bloßen Egoismus der Partei oder gar des eigenen Selbstes beruhenden Tendenzen ausgesprochen. Aber in dem Socialen als solchen können wir noch nicht dasjenige erkennen, was unter allen Umständen unterdrückt werden muß, sonst müßten wir den heiligsten Lehren der Religion, den unwandelbaren Principien der Vernunft, der besseren Natur des Menschen erst untreu werden. Jene Hypothesenmänner, jene Erzfeinde aller humanen, großartigen Verbindung zu den sittlichsten Zwecken haben also selbst durch ewiges Säen des Argwohns auch nur die Möglichkeit

einer edleren, weit reichenden Verbindung in der Literatur für's Nächste unter uns zerstört, und nun weisen sie dennoch auf eine solche Verbindung hin, als wäre sie eben ein Ausgemachtes? Wir könnten wahrlich in diesem Falle auf die böse Absichtlichkeit solcher Herren schließen, wenn wir nicht viel mehr Ursache hätten, an ihrer Intelligenz zu zweifeln.

Eine solche an's Fabelhafte grenzende Hypothese ließ sich denn auch vor einiger Zeit in einem größeren Aufsatz in der Beilage der Augsburger Allgemeinen über die literarischen Verhältnisse Königsbergs hören. Wir wollen den ausdrücklichen Titel jener Auseinandersetzung nicht anführen, da sie wirklich zu gedankenlos und in jeder Hinsicht unbedeutend war. — Was die Augsburger Allgemeine betrifft, so ist diesem Blatte, wie jetzt die Parteileidenschaften bis zur elendesten Ungerechtigkeit aufgerüttelt sind, im Durchschnitt noch immer eine um so größere Anerkennung zu zollen, als es sich durch nichts irre machen läßt, es selbst zu bleiben. Wir sagen wohlweislich im Durchschnitt, denn in den letzten Jahren hat auch die Augsburger Zeitung oft ihre zu unbedingte Protektion gewisser Lieblinge, wie sie im Ignoriren derer stark geworden ist, welche nicht im Gefolge ihrer Begünstigten stehen. Nur im Durchschnitte muß man jenem Blatte das Zeugniß geben, wenn man noch eine gewisse, zu stark vorwaltende, süddeutsche Färbung und deren Consequenzen abrechnet, daß es, wie nicht leicht ein anderes Organ, den Lauf der Tagesbegebenheiten in einen glänzenden Fokus zusammennimmt, welcher die deutsche Universalität und besonders das ideelle Element unserer classischen Bildung oft auf's Reinste zurückspiegelt. Um so mehr wünschten wir, daß eine solche Zeitung auch mit den entfernteren Orten Deutschlands mehrfache Verbindungen unterhielte, daß sie die jetzt so

verhängnißvolle Gährung Norddeutschlands ebenfalls zur Sprache brächte, um die sonstige Vielseitigkeit ihrer Mittheilungen auch darin zu dokumentiren, daß sie im Stande wäre, auf so einseitige, falsch unterrichtete Artikel, wie der angedeutete, sogleich eine Widerlegung folgen zu lassen, und überhaupt den großen Entwickelungsproceß auch des gegenwärtigen Deutschlands ganz zu reflektiren.

Nun wird eben in jenem Aufsatz, dessen Verfasser sich den Schein einer jesuitischen Allwissenheit um unsre Königsberger literarischen Verhältnisse ertheilt, eine Impertinenz der Kritik geübt, die noch dazu dem Sachgehalte nach, was das Kostbarste ist, immer vorbeitrifft. Der Verfasser scheint sich in einem sehr trüben, nur von Irrlichtern des Wahns erleuchteten Gesichtskreis in Bezug auf Königsberg zu befinden und wird von der Fata Morgana einer wahrhaft sich selbst hänselnden Einbildungskraft verfolgt, indem er meint, daß es hier in Königsberg eine gewisse Verbindung geben müsse, die wir in seinem Namen nur gleich eine philosophisch-ästhetische Propaganda — die politische und kirchliche ist ihm gewiß ohnehin ausgemacht und ein Gräuel — nennen wollen. Gehört der Verfasser selbst vielleicht einer solchen an, um von sich auf andere zu schließen? Oder warum in einer Zeit einen Ort und viele seiner edelsten Bewohner verdächtigen, die schon so lange die abenteuerlichsten und zugleich ungegründetsten Gerüchte über sich zu hören gewohnt sind? Unser Ankläger denkt sich die Sache etwa so, daß jene literarische Coalition, von der er träumt, alles und jedes mit einander abkarte, was geschrieben und wie es geschrieben werden solle, und es dann nach ihren Sitzungen vielleicht auch nach vorausgegangenen Privat-Zwiegesprächen ohne viel Federlesens in die Welt sende.

Wir dagegen müssen, wie weit unsre Erfahrung reicht, behaupten, daß so sehr der jetzige Zustand unserer hiesigen literarischen Verhältnisse demjenigen entspricht, was wir die Isolirtheit Königsbergs überhaupt genannt haben, daß wer hier jetzt wahrhaft literarischen Arbeiten und Studien obliegt, isolirter dasteht als je, und so eben deßhalb unsere ganze Königsberger Literatur, ich meine die bessere, die wirklich etwas zu geben hätte, jetzt selbst ein großes Isolatorium bildet. Denn wer kann noch gegenwärtig unbesorgt und im Zusammenhange mit Anderen produciren, und so leicht das Producirte ohne Verkümmerung und wer weiß welche Ausdeutung veröffentlichen, bei der Beschaffenheit einer Presse und Beargwöhnung von allen Seiten wie die gegenwärtige? Wozu aber noch kommt, daß bei uns Königsbergern, und vielleicht ganz besonders bei uns, die literarische Bewegung in einem Augenblicke durch Censur-Zwang, und durch die aus dem Zwange folgende Verstimmung des Publikums, der Unternehmer, wie der Schriftsteller, zum Stillstande gebracht wurde, als sie eben im Begriff war, auf die sociale Bewegung unserer Stadt einen ordnenden Einfluß zu üben, so daß dadurch eben alles freiere literarische Wirken bei uns aus der Oeffentlichkeit auf sich selbst zurückgeworfen wurde.

Wir wollen nicht einmal sagen bei einer freien, schon bei einer freieren Presse würde die sociale Bewegung nie bis zu der Verwilderung fortgegangen seyn, bis zu welcher sie wirklich gediehen, und ohne jene auch gedeihen mußte. Denn das mündliche Wort, und am wenigsten noch gar das ängstlich überwachte, vermag in keiner Weise die bewältigende Form einer Intelligenz zu seyn, welche wie die Königsberger sich einer so reichen und scharf zugeschnittenen Individualisirung erfreut.

Aber die Literatur hatte in Königsberg, um nicht zu einem bloßen, jetzt eingetretenen Zustande zu werden, der alles andere beim Alten läßt, wie er selbst derselbe bleibt, auch für sich und die Berichtigung des Socialen noch eine ganz andere Aufgabe zu lösen. Wer kennt denn nicht das Unheil schlechter Correspondenzartikel in Zeitungen? Wer nicht jenes traurige Proletariat eines gewissen Literatenstandes, welcher, wie der Proletarier der Straße, statt des Vermögens nur die zahllosen, ungezogenen Kinder seiner Tendenz-Zeitungsartikel, nebst den etwas größeren aber noch ungeschlachteren Rangen seiner Gelegenheits-Broschüren aufzuweisen hat? Ein Stand, welcher über den Tag schreibt, für den Tag — nämlich um den Tag-Lohn — und auch in den Tag hinein für den Brodherrn nämlich irgend eines Redakteurs oder Parteihauptes. — Durch diese Tagelöhner und Tagediebe nun war seit einiger Zeit bei vielen das Vorurtheil erzeugt worden, als sey ein solch ephemeres Geschreibsel, mit dem angemaßten Namen Publicistik belegt, die bereits völlig ausreichende Funktion der Presse für die jetzigen Verhältnisse. Das, was man sonst Literatur genannt hatte, war dem Mißtrauen, sogar der Verachtung unterworfen. Das hieß freilich aus Oberflächlichkeit, aus Unwissenheit dem Feinde der socialen Bewegung selbst zu Gunsten sprechen, und sich auch noch freiwillig der stärksten Macht, die Deutschland besitzt, der Macht der Ideen, in der knabenhaftesten Weise entschlagen.

Es wird aber — obgleich wir natürlich die schon vorhandene, gediegnere Tages-Presse in höchsten Ehren halten — es wird unter den Deutschen die wahrhafte Wiedergeburt des politischen und kirchlichen Lebens, die Verwirklichung eines durch die sociale Bewegung erst angebahnten Socialismus nur dadurch erlangt werden, daß die deutsche Literatur eben-

falls zur Neugeburt einer Unabhängigkeit von Staat und Kirche vordringt*), daß es unter uns wieder zu größeren ausgetrageneren Schöpfungen kommt, und die Nation zum Bewußtseyn darüber gelangt, was die großen Dichter und Denker ihrer classischen Literaturperiode schon für künftige Institutionen des öffentlichen Lebens alles erarbeitet haben.

Die Literatur eines Volkes ist immer eine aus ganzem Stück, und wir dürfen nicht meinen, gegen die heutige gerecht seyn, und sie benutzen zu können, wenn wir nicht wissen, was des Herrlichen und Ersprießlichen wir an der früheren bereits haben. Ist es nicht, um nur einen Fall anzuführen, fast beschämend für uns, daß wir es uns neuerdings haben von Frankreich her sagen lassen müssen, die Wanderjahre unseres unvergleichlichen und in seiner Herrlichkeit von vielen nicht geahnten Goethe enthielten bereits die Grundzüge zu dem socialen Zeitalter der Gegenwart? — wenn diese Entdeckung auch längst Einzelne unter uns gemacht hatten. Und ist es nicht fast noch beschämender, daß ein Franzose einen Deutschen erst dringend auffordern muß, die Darlegung jener Behauptung in einem besonderen Werke durchzuführen, widrigenfalls er selbst es übernehmen wolle? —

Daß aber die Literatur der Gegenwart dazu berufen sey, selbst auf die sociale Bewegung einzugehen, und dadurch diese und sich zu vollenden, das scheint darin, wenn auch zunächst rein äußerlich aber doch charakteristisch genug, sich anzudeuten, daß es bekanntlich heute gerade die Literaten sind, welche von Seiten der Antisocialen einer so hartnäckigen Verfolgung aus-

*) Man vergleiche meine Schrift: Freisinnigkeit innerhalb des Gesetzes, Kiel, bei Chr. Bünsow, 1845.

gesetzt werden. Obwohl wir allerdings bedauern, daß mit dem Worte Literat jetzt ein grenzenloser Unfug getrieben wird, der ein geringes Bewußtseyn darüber voraussetzt, was die Literatur eines Volkes eigentlich bedeutet, was die deutsche einst bedeutet hat, und was sie binnen Kurzem wieder bedeuten muß, wenn wir im Socialen zum Siege über alle, den Geist knechtenden Feinde und Dunkelmänner durchdringen sollen. — Auch möchten wir in Betreff des angeregten Punktes, nämlich des genauen Zusammenhanges zwischen Literatur und socialer Aufgabe, noch besonders darauf hinweisen, daß nicht zufällig einer der edelsten Vertreter unserer Nationalliteratur, daß gegenwärtig Gervinus sich so warm für die Sache der deutsch-katholischen Bewegung ausgesprochen hat, und dafür mit aller Tapferkeit in die Schranken tritt, wie es seine Broschüre so unzweifelhaft an den Tag legt. —

Um nun aber auf den producirenden Stand im literarischen Leben unter uns Königsbergern zurück zu kommen, so sey es uns erlaubt, hier einiger von denen besonders zu gedenken, welche als Schriftsteller, oder vielleicht auch als Redner, unsre Königsberger Literatur gegenwärtig vorzugsweise, und zwar nach der Oeffentlichkeit des Lebens, nach dem Socialen hin in sich abbilden. Wir beabsichtigen mit dieser Zusammenstellung in keiner Weise zu erschöpfen — wie solches überhaupt nicht die Aufgabe vorliegender Schrift ist; — so daß man es ganz in der Ordnung finden wird, wenn auch mancher vortreffliche Autor unter den Königsberger Gelehrten oder Ungelehrten nicht namhaft gemacht seyn sollte. Wir heben hier nur mehr diejenigen hervor, von denen es uns bekannt ist, daß sie in ihrem Hervorbringen irgendwie eine Beziehung auf den socialen Charakter der Gegenwart haben, wenn auch

vielleicht einer oder der anderen von ihnen gegen den bisherigen Socialismus unter uns bedeutenden Tadel zu erheben hätte. Es verdienen die hier erwähnten Männer ausdrücklich hervorgehoben zu werden in einer Schrift, welche vor allem den socialen Charakter Königsbergs zur Anschauung bringen will.

Wie aber jeder der hier zu nennenden Schriftsteller eine größere oder kleinere eigenthümliche Welt in sich selbst darstellt, so ist auch der gegenseitige Zusammenhang dieser Schriftsteller unter einigen von ihnen zwar ein freundschaftlicher, in keiner Weise jedoch ein socialer im Sinne unserer Schrift und der Jetztzeit überhaupt, am allerwenigsten aber ein literarischer in der Art, daß — wie jener unglückliche Commentator in der Augsburger Zeitung meint — die Königsberger Schriftsteller eine Coalition oder auch nur eine irgendwie sonst constituirte Gesellschaft unter einander ausmachten; sondern einige von ihnen stehen, wie angedeutet, vielleicht sogar als Gegner im Detail der Lebensansicht, wenn auch freilich keinesweges in gewissen Principien einander gegenüber. Denn wir würden es allerdings in einem Buche, welches das sociale Leben Königsbergs vorzüglich zur Aufgabe hat, ohne außerordentliche Gründe nicht so leicht über uns gewinnen können, auf einen Schriftsteller näher einzugehen, der schon im Princip illiberal wäre.

So repräsentiren denn auch die hier zu erwähnenden Autoren durch ihre eigene Isolirtheit in literarischen Angelegenheiten zugleich das zu einem einstweiligen Zustand gewordene literarische Königsberg, ein Zustand jedoch, der in jedem einzelnen dieser Schriftsteller, was dessen Produktion betrifft, eine unendliche Bewegung zuläßt, und in den begabtesten auch wirklich enthalten wird. So sehr aber ist die Literatur der vollständigste Reflex der ganzen Breite und Tiefe der Civilisation,

daß sich auch in der jetzigen Literatur Königsbergs und zwar in folgenden Schriftstellern wieder unser ganzer bereits zurückgelegter Weg, der allgemeine Charakter unserer Stadt, die politisch und kirchlich-sociale Bewegung und endlich der literarische Zustand selbst, wie wir sogleich sehen werden, mehr oder weniger reflektirt. —

Derjenige Mann nun, welcher hier zuerst genannt zu werden verdient, theils weil er als Philosoph von der Seite des Wissens recht eigentlich die Intelligenz unserer Stadt zu vertreten berufen ist und auch wirklich vertritt, theils weil er durch die Vielseitigkeit seiner Anlagen, durch die außerordentliche Fruchtbarkeit seines Genius die ganze Mannichfaltigkeit unserer literarischen Bestrebungen producirend in sich zusammennimmt, ist jedenfalls Dr. Karl Rosenkranz, erster Professor der Philosophie und gegenwärtig Prorektor an hiesiger Universität. Man hat oft gemeint, der Schriftsteller müsse in der Beurtheilung vom Menschen getrennt werden. Es ist indessen doch wohl besser und vielsagender, wenn eine solche Trennung durch die Macht der Persönlichkeit, der es gilt, dem Beurtheilenden erlassen wird. Karl Rosenkranz ist ein seltener, ein so durchgebildeter und entschiedener Charakter, daß eine solche Halbirung seines Wesens in den Menschen und den Schriftsteller schon von vorn herein seine ganze, durch und durch wahre und zugleich schöne Individualität verfehlen würde.

Karl Rosenkranz gehört zu den in unserer schnelllebigen Zeit nicht häufig mehr zu findenden Erscheinungen, in denen die Eigenthümlichkeit der Natur eben so unversehrt geblieben ist, als die Bildung sich mit unendlichem Wissensdurst in den getrenntesten Sphären ergangen. Und so hat sich denn auch aus beidem weder ein bloß phantasirender Naturphilosoph noch ein

doktrinärer Systematiker, sondern ein Denker hervorgearbeitet, der da weiß, was er will, und der in keiner Weise der Strenge seiner Wissenschaft etwas vergiebt, der aber noch außerdem eine unendliche Werdelust in sich spürt, nach welcher er auf der einen Seite seinem Naturell in freieren Hervorbringungen zu genügen, auf der andern seine systematische Darstellung der Philosophie noch erst zu veröffentlichen aufgefordert ist. Beides spricht sich denn auch sogleich in dem Aeußeren seiner Erscheinung aus, in dem Jugendlichen, in der Heiterkeit seiner Gestalt, in dem Ernst, mit dem er alles begleitet, was sich auf die Arbeit des Lebens bezieht.

Viele, die Karl Rosenkranz weder aus seinen Schriften noch aus seinem so eigenthümlichen, wir möchten sagen, künstlerisch und doch einfach geordneten Leben kennen, werden gewiß nur die ganz vage Vorstellung von ihm als einem sehr fruchtbaren Schriftsteller und Hegelianer haben, den Strauß nach des Meisters Tode in das Centrum der Schule gestellt. Sie werden höchstens dabei noch zu sagen wissen, daß Rosenkranz auch für die Interessen seines Volkes, seiner Stadt und deren Bewohner einen sehr aufgeschlossenen Sinn und eine unermüdete Thätigkeit zu erkennen gebe, nebstdem, daß er für die Bildung des Auslandes die gespannteste Aufmerksamkeit hege. Aber — daß in Rosenkranz die Eigenthümlichkeit so selbstständig und reich angelegt ist, um keinesweges mit der Durchdringung und Reproduktion eines fremden Systems sich zu begnügen; daß in Rosenkranz die ganze Tiefe und Fülle deutscher Natur vorhanden ist, von aller Zartheit und Innigkeit dichterischer Anschauung, durch die ganze Weite des geselligen Lebens hindurch, bis zur kühnsten Spekulation aus eigenstem Bedürfniß heraus, bis zu dem höchsten Ernst, aber auch aller Freiheit und

Freudigkeit der christlichen Religion; das können eben nur diejenigen wissen, die sich mit dieser herrlichen Individualität länger und angelegentlicher beschäftigt haben.

Karl Rosenkranz ist aber auch darin eine so anziehende Erscheinung, daß sich in ihm viele Züge jenes Liebreizes und jener hohen Idealität im Umgange wie im schriftstellerischen Ausdruck erhalten haben, welche unserem classischen Zeitalter vor allem eigen gewesen. Ist er nun noch in dem Grade von der Offenbarung des Göttlichen in jeder Periode der Geschichte erfüllt, um auch in unserem heutigen Modernen die Blüthe nicht zu verkennen, vielmehr ihrer selbst zu pflegen, wo er nur kann; so wüßten wir nicht, wo man in der jetzigen Zeit einer gesunderen, einer wohlthuenderen Persönlichkeit sich zu erfreuen hätte als der seinigen.

Gegen Rosenkranz wird daher auch jeder neidlos seyn, der ihn eben kennt, und selbst nicht unedler Natur ist, um einzugestehen, daß in jenem Manne die höchste persönliche Genügsamkeit mit der Freude, ja dem Enthusiasmus an dem Reichthum des Lebens und seiner verschiedenartigsten Manifestationen zu gewahren ist.

Zweierlei aber haben wir noch ganz besonders stets an diesem, nach keiner Schule zu beurtheilenden Denker bewundert, was sich denn auch in allen seinen Schriften wieder abspiegelt. Einmal die Gabe, die er besitzt, durch alles und jedes zu immer neuen Gedanken erregt, und dadurch in der Ununterbrochenheit einer höheren Lebensexistenz erhalten zu werden — so daß sich denn auch bei Rosenkranz das Geistreiche immer von selbst versteht, — und sodann die wunderbare Leichtigkeit, mit der er sich überall zu akklimatisiren, auszusprechen, zu fördern, in eine Lokalität, in eine Persönlichkeit zu verwandeln weiß, um ihr

psychologisch den kleinsten Zug des Eigenthümlichen abzulauschen, aber auch sie selbst sich offenbaren zu lassen, wofür jedem, der selbst nicht ganz ohne Anempfindung ist, die Königsberger Skizzen von Karl Rosenkranz einen glänzenden Beweis geben, so wie aus jener ausgezeichneten Begabung die höchste Virtuosität im Umgange folgt.

Freilich kann man in unsern Tagen sicher darauf rechnen, der Vielseitige wird oft am meisten falsch gedeutet, weil die Zeit der Parteien einseitig zu seyn jedem mehr oder weniger vorschreibt. Aber wie dürfte der Philosoph sich vorschreiben lassen? Er empfängt ja die Weisung, mit der ganzen Macht der Intelligenz für die Freiheit einzustehen, für die Freiheit des Geistes der Wahrheit halber zu kämpfen, und demnach freisinnig im größten Styl zu seyn aus höherer Vollmacht, als der eines Parteihaupts. Der Philosoph hat nicht abzuirren von dem, was der logische Schluß ist, der ihm der Rathschluß Gottes ist; er hat nicht links, nicht rechts, nicht nach der Mitte zu sehen, sondern immer nur nach dem, was droben in den Gestirnen der Intelligenz, was in den ewigen Ideen verzeichnet steht. Aber, wo er entdeckt, daß in irdischen Verhältnissen, im Kampfe der Zeit, die Idee des Rechtes, der Wahrheit mit einem Einzelnen oder mit einer ganzen Partei ist; er wird nie schuldig bleiben, es auszusprechen und handelnd es zu bethätigen. Rosenkranz ist nie schuldig geblieben, dieses auszusprechen und nie, es zu bethätigen.

Wir berufen uns zu dieser Behauptung auf sein Leben, welches, wie dieses nur von einem Menschen gesagt werden kann, rein und offen seinen Mitbürgern vorliegt, auf sein Leben, welches, gewissenhaft im strengsten Sinne geführt, nie wich von dem, was das Gewissen, was die Pflicht, was die Erkenntniß

heischte. Wir berufen uns ferner auf die Rede: über den Begriff der politischen Partei (Königsberg, bei Theile, 1843), welche er in der Königsberger deutschen Gesellschaft hielt, und welche noch erst in ihrer ganzen meisterhaften Charakteristik gewürdigt werden sollte.

Rosenkranz hat sich überhaupt, auch wo er mit einem publicistischen Urtheil als Schriftsteller mehr in partikulärer Beziehung hervorgetreten, immer nur, des Philosophen einzig würdig, durch die Idee bestimmen lassen, um so in der Gesinnung nur um so liberaler zu seyn, und wir möchten auf ihn jenes köstliche, vielen gewiß unbekannte Wort unseres Goethe anwenden, in welchem dieser schon zu seiner Zeit der jetzigen zum Weltgerichte wird, indem er sagt: „wenn ich von liberalen Ideen reden höre, so verwundere ich mich immer, wie die Menschen sich gern mit leeren Wortschällen hinhalten; eine Idee darf nicht liberal seyn. Kräftig sey sie, tüchtig, in sich selbst abgeschlossen, damit sie den göttlichen Auftrag, productiv zu seyn, erfülle; noch weniger darf der Begriff liberal seyn, denn der hat einen ganz andern Auftrag. Wo man die Liberalität aber suchen muß, das ist in den Gesinnungen und diese sind das lebendige Gemüth. Gesinnungen aber sind selten liberal, weil die Gesinnung unmittelbar aus der Person, ihren nächsten Beziehungen und Bedürfnissen hervorgeht. Weiter schreiben wir nicht; an diesem Maßstab halte man, was man tagtäglich hört."

Und wie das alles, was hier über Karl Rosenkranz beigebracht worden, in seinem Leben als Beamter und als Mensch sich zeigt, und wie es in seinen Schriften in der liebenswürdigsten Unbefangenheit, welche eben der Grundton seiner Natur ist, vorliegt, so kann Rosenkranz es ruhig mit anhören, wenn auch er wohl gar in der Zeit so allgemeiner Verlästerung mit verlästert

seyn sollte. Keine Coterie, sie habe Namen und Einfluß, welche sie wolle, reicht zu seiner reinen Höhe hinan. Rosenkranz muß es als eine Feier seiner als Philosophen erkennen, wenn er den Radikalen zu unentschieden, den Servilen zu liberal, den Frömmlern zu rationell, den seichten Aufklärern zu gottvoll und christlich erscheinen sollte. Alles das ist eine Kritik, von Seiten jener Leute, die sich selbst kritisirt, und die auch, wenn man nur abwarten will, den anderen Tag schon wieder eine günstige Meinung über denjenigen hat, welchen sie gestern noch verwarf, worauf der Weise wieder nicht das Geringste geben wird.

So repräsentirt uns denn Karl Rosenkranz, nach dem, wie wir ihn kennen gelernt, den universellen und speciellen Charakter Königsbergs, der eben so wenig, wie die Bornirtheit doch gemeint, revolutionär, noch servil-conservativ, noch gar phlegmatisch-indifferent, sondern begeistert für den Fortschritt ist innerhalb des vernünftigen Gesetzes. Rosenkranz repräsentirt uns diesen Charakter von Seiten der Intelligenz und des Reichthums ihrer hiesigen Individualitäten im Allgemeinen, wenn jener außerordentliche Mann bei seiner Vielseitigkeit des Interesses allerdings auch — wie weit er es als Philosoph darf — allen einzelnen, noch werdenden Entwickelungen des modernen Lebens beobachtend folgt; so daß er uns philosophisch auch dasjenige vertritt, was des Gesunden an der socialen Bewegung in unserer Stadt sich etwa zu erkennen giebt; so wie wir endlich in ihm als dem fruchtbarsten Schriftsteller, den Königsberg besitzt, auch denjenigen begrüßen, welcher unsere literarischen Zustände, durch Isolirtheit und Presse bedingt, gewiß am besten zu würdigen vermag.

Karl Rosenkranz gehört bei allem Reichthum der Begabung, des Wissens und unaufhörlicher Thätigkeit zu den be-

scheidenen Menschen, welche, im Fall auch ihr Leben das längste wäre, nimmer sich genügen, immer neue Aufgaben sich stellen, deren jede ihnen noch wichtiger als jede frühere erscheint; aber er gehört auch zu den seligen Menschen, die schon in jedem Momente des Lebens des Ewigen sich zu freuen wissen. —

Wie sehr wir nun für uns selbst das Bedürfniß haben, noch über einen und andern von denen, welche unsere literarischen Zustände als Producenten vertreten, ausführlich zu seyn, so würde solches doch diesen letzten Theil unserer Schrift zu weit über alles Maß und Verhältniß ausdehnen. Der Philosoph erforderte mit Recht eine Ausnahme, und machte deßhalb eine ausführlichere Darstellung zur Pflicht, da seine Wissenschaft auf den ganzen Umfang der Literatur einen so unmittelbaren Bezug hat. Bei den ferner zu Nennenden werden wir uns daher kürzer fassen.

Einige Berliner Gelehrte, so viel wir darüber vernommen, meistens Anhänger der Hegelschen Schule, hatten vor einiger Zeit einen sehr glücklichen und fruchtbaren Gedanken. Sie wollten in einer periodischen Schrift den Einfluß der Philosophie auf das Leben darthun und selbst durch die That vollbringen. Freilich war dieser Gedanke, dessen Ausführung durch besondere Umstände in der beabsichtigten Form unterbleiben mußte, nur die reifgewordene Frucht, welche der geniale Stifter jener Schule selbst noch gezogen, so wie die Zeit, in der wir leben, ungeachtet einige es bestreiten, die Wahrheit und Wirklichkeit jenes Gedankens in den verschiedensten Richtungen glorreich bekundet. Aber auch in der Wissenschaft hat nicht bloß die Philosophie sich solcher Reife zu rühmen. Wir sehen, Gott sey Dank, heut zu Tage aus allen Disciplinen der Wissenschaft Männer hervorgehen, welche im Staat und in der Kirche ihre wissenschaftliche

Einsicht, wenn's drauf ankommt, durch die That geltend zu machen wissen. Der sonst so ausgezeichnete Herbart zwar stand unter den Philosophen noch „an der Schwelle des (öffentlichen) Bewußtseyns", um uns seines Lieblingsausdruckes zu bedienen, und schwankte und schwankte, und ging endlich doch in sein Museum wieder zurück. Die Göttinger Sieben dagegen schwankten keinen Augenblick, und gingen als Märtyrer der Wissenschaft und des Lebens aus dem Lande. —

Unsere Zeit macht mit Recht die Forderung an den Gelehrten, und der bessere Gelehrte macht sie an sich selbst, daß er die Reife der wissenschaftlichen Einsicht auch als Bürger und als Gemeindeglied bewähren solle, ohne sich deßhalb in seiner Würde etwas zu vergeben, und ein Diener der Parteien zu werden.

Und so sind hier als Mitvertreter unserer Königsberger Intelligenz in deren allgemeinem Charakter, jedoch mit Beziehung auf die socialen Interessen der Gegenwart, unter andern noch zwei Gelehrte unseres Ortes rühmlichst zu erwähnen, die beide, in ihren wissenschaftlichen Sphären als Meister berühmt, stets in lebhaftester Theilnahme ein freies, hochherziges Wort für dasjenige hatten, was zu Gunsten des Fortschritts ihre Stadt und ihre Zeit bewegt, wir meinen die Geheimenräthe und Professoren an unserer Universität, Dr. Burdach und Dr. Lobeck.

Der erste dieser beiden Ehrenmänner ist zu sehr Philosoph und zu ungeknickt geblieben an Frische des Geistes auch noch in hohem Alter, als daß er mit der Physiologie je hätte abschließen, als daß er beim Körper hätte stehen bleiben können, und nicht auch tiefe Blicke in die Seele hätte thun müssen, um von der Seele aus auch wieder das öffentliche Leben seines Volkes mit ungetrübtem Auge zu betrachten und das Erkannte auszusprechen. Die Zeiten haben sich so sehr geändert, daß der Moderne darin

dem Antiken vielleicht wieder näher rückt, daß auch er sich wieder zugleich betheiligt an der Forschung und an der Oeffentlichkeit. Der große Keppler durchforscht nur noch die Bewegung, den Umlauf der Gestirne, und entdeckt ihr Gesetz. Gleichzeitig kommt Harvey, dieser Keppler der Physiologie, und durchforscht und entdeckt die Bewegung, den Umlauf des Blutes und sein Gesetz. Was in der Oeffentlichkeit, in der Cirkulation des Staatslebens vorging, konnte jenen Männern noch sehr gleichgültig erscheinen. In Arago und in Burdach sehen wir die Astronomie und die Physiologie auch dem Oeffentlichen in reger Theilnahme sich zukehren. —

Und nun der Groß-Meister in der Philologie, unser herrlicher Lobeck! An ihm sehen wir recht eigentlich wieder zutreffen jene oben erwähnte Sympathie zwischen den Neuern und den Alten in Ansehung des öffentlichen Wohls, der eigenen Nation. Klein-Meister haben gefragt, wie es wohl erklärlich seyn möge, daß ein so großer Kenner des Alterthums, wie Lobeck, sich auch für dasjenige noch interessiren könne, was das öffentliche Leben der Jetztzeit, was die nächsten und zwar die socialen Interessen Königsbergs angehe. Wir antworten darauf: das Salz der Erde bleibt sich zu allen Zeiten gleich. Und sollte nun nicht gar das attische Salz nicht auch darin classisch für alle Zeiten und klug und wirksam sich erweisen, daß es noch immer der Fäulniß, die in unserm Fleisch, in unsern Eingeweiden wühlt, tapfer widersteht? Und sollte die freie, die schöne Humanität Griechenlands, noch dazu in einem Manne, der in der Humanität die Würde des Menschen zu allen Zeiten erkennt, nicht um so mehr auch für uns, denen die Arbeit des Alterthums zu Gute kommt, freie, großartige Institutionen unerlaßlich finden? — Und wenn wir Neuern allerdings in vielen Dingen auch wieder das gerade Ge-

gentheil von den weisen Alten geworden, so wird der berühmte Gegner der neueren Symbolik uns auch das als eine schlechte Symbolik auslegen, daß wir die Eule gut-mittelalterlich, weil sie auch in Klöstern nistet, zum Vogel des Obskurantismus gemacht haben, während sie bei den Alten doch der Vogel Athenens gewesen. —

Man könnte noch fragen, weßhalb wir die genannten beiden Männer: Burdach und Lobeck hier besonders hervorheben unter den Producenten der Königsberger Literatur, welche eine Beziehung auf den Socialismus hat. Die Antwort liegt eigentlich bereits in dem, was wir über jene Männer gesagt haben. Dann aber ist noch dieses anzuführen, daß der erste der Erwähnten auch als populärer Schriftsteller einen außerordentlichen Ruf hat, und daß der letzte außer seiner eminenten, wissenschaftlichen Bedeutung auch durch seine öffentlichen Reden bei feierlichen Gelegenheiten in unserer Universität einen bedeutenden Namen sich erworben, Reden, welche stets die lebendige Theilnahme des berühmten Philologen an der Gegenwart außer Zweifel setzten. — —

Als Vertreter der politisch-socialen Bewegung unter den Königsberger Schriftstellern nennen wir: Jacoby, Walesrode, Jachmann und Wechsler. — Wir haben schon in einem der frühern Abschnitte dieses Buches über den ersten der Bezeichneten einiges beigebracht. Hier noch folgendes:

Wenn man an gewissen Tagen der Woche, um die Mittagsstunde, aus dem Innern des Siegelschen Caffeehauses vor der Glasthür einen Halbwagen halten sieht, aus dem ein schwarz gekleideter, ernst vor sich hin blickender Herr in hastiger Beweglichkeit herausspringt, der durch die Conditorei in das Lesezimmer eilt, und in rascher Abfolge Zeitung auf Zeitung durchfliegt, in-

dem er dazu eben so hastig, und nur ganz wie beiläufig, einen kleinen Kuchen-Imbiß verzehrt, so kann man ziemlich sicher darauf rechnen, daß dieses Dr. Johann Jacoby, der Verfasser der vier Fragen, seyn wird.

Man sieht es dem jedenfalls scharf sich markirenden Manne gleich an, daß ihn als Arzt den Tag über noch mehr beschäftigt als seine Patienten. Es müßte denn seyn, daß er den modernen Staat selbst als einen sehr bedenklichen Patienten betrachtete, zumal bei den Deutschen, da der Deutsche so sehr Patient sey, daß er immer noch mehr leide als handele. — Diese feste, gedrungene Gestalt, diese edle, freie Stirn, dieses verständige und doch zugleich milde, blaue Auge, dieses im Widerstreit zur Mode bartlose, offene Gesicht unseres Mannes flößen Zutrauen ein. Aber der Verfasser der vier Fragen, wie groß und belebt die Gesellschaft im Caffeehause seyn möge, fragt nicht leicht etwas, und sagt auch nicht leicht etwas; er ist zu sehr mit sich und einem bestimmten Objekte beschäftigt, er ist überhaupt ein Mann der strengsten Nüchternheit und Präcision, ein Feind des Sprechens um zu sprechen, kaum noch ein Freund des Reflektirens, sondern nur des Ereignisses, der Thatsache, des strikten Vorganges, des tagesgeschichtlichen Moments, des konkretesten Jetzt. So ist er ein Feind von allem zu viel und zu wenig des Ausdrucks, ein Verehrer des Einfachen in jedem Betrachte der Aeußerung, bis auf die Kleidung hin, so jedoch, daß die letzte, immer wenigstens an ihm selbst, so seyn muß, daß er auf der Stelle überall erscheinen dürfte, um mit Anstand die Rechte des Volkes zu repräsentiren. Während alles jetzt den Ueberrock anlegt, haben wir Dr. Jacoby an öffentlichen Orten nicht leicht anders gesehen als im Rocke der strengeren Gesellschafts-Sitte, im schwarzen Frack mit weißer Manschette und schwarzen Beinkleidern.

Mag man über Dr. Jacoby's, des Publicisten, Standpunkt sagen, was man wolle, man muß es ihm lassen, er hat zwei praktische Handhaben, mit denen er beweist und verwirft, mit denen er anklagt und sich selbst vertheidigt, diese sind das vorliegende Gesetz und die intensivste Kürze des Styls.

Dr. Jacoby ist ein Charakter von eiserner Consequenz, wir verehren ihn als solchen; Dr. Jacoby ist daher auch ein Mann von catonischer Unermüdlichkeit des Dafürhaltens, der Forderung; wir wissen, was dieses in einer Zeit wie die unsrige sagen will. Wir erkennen an ihm mit Dank und Freude große Verdienste, wir gestehen ihm einen glänzenden Verstand zu, wir lassen seiner tüchtigen wissenschaftlichen Bildung volle Gerechtigkeit widerfahren; aber — in einer Principienfrage können wir dem Verfasser der vier Fragen, was die Antwort betrifft, nicht beipflichten, in der Frage nach dem Menschen. Dr. Jacoby ist Sensualist im Sinne der Franzosen, und er muß dieses seyn nach seinem ganzen Standpunkt, er muß die Frage nach dem Geiste mit nein beantworten, weil ihm das germanische Wesen in seinem tiefsten Grunde und in seiner eigentlichen Bedeutung für die Weltgeschichte nicht zugänglich geworden ist.

Aber die Aufgaben sind unter die Menschen vertheilt. Jeder sey uns höchlich willkommen und geschätzt, der nur überhaupt eine Aufgabe löst, ja auch nur sie zu stellen weiß. Vielleicht hätte Dr. Jacoby nie das leisten können, was er als Publicist geleistet hat, wenn er nicht einseitig in der Auffassung des Menschen und des Deutschen insbesondere wäre. Daß indessen der Geist auch des Menschen existirt, welchen Dr. Jacoby läugnet, und daß demnach auch der Deutsche Geist und nicht bloß Nervenreiz hat, das beweist unser Sensualist durch sich selbst. Ja noch mehr. Er beweist es durch seine Forderun-

gen als Publicist, durch sein politisches Postulat, durch seine schriftstellerische Praxis. Seine Praxis ist daher weiser als seine Theorie. Denn die Forderung der politischen Freiheit ist die Forderung des Geistes und seiner Anerkennung in jedem Menschen, und die Behauptung der Mündigkeit des Volkes ist wiederum die Behauptung des Geistes, und zwar des Geistes im Einzelnen wie des Volksgeistes. —

Der zweite Schriftsteller, dessen wir als Vertreter der politisch-socialen Bewegung in Königsberg gedachten, war: Ludwig Walesrode.

Es ist ein eigenes, vielleicht selbst ein tragisch-humoristisches Schicksal in einer freien Hansastadt geboren zu seyn, wenigstens doch in einer Schwesterstadt des freien Hamburg, in Altona, und nun plötzlich unter die Arkaden von München versetzt zu werden, in die Stadt nur noch der freien Künste, der Maler und Architekten, der Mönche und Nonnen, und noch weiter abwärts, der Bierbrauer und Biertrinker, und nun wieder in Königsberg sich ansiedeln zu müssen, in der Stadt des nüchternen Protestantismus, des alleszermalmenden Kantischen Verstandes, um endlich von diesem Orte aus eine nicht zu zermalmende, bombenfeste Festung zu beziehen. Sollte ein solches Schicksal nicht an und in der Person selbst Widersprüche zur Erscheinung bringen?

Das Schicksal, von dem wir sprechen, ist Walesrode's Schicksal. Was aber die Widersprüche betrifft, so finden sich bekanntlich gerade bei den begabteren, besseren Menschen die größten. —

Wenn man Ludwig Walesrode sieht, so sollte man nicht meinen, daß er mit der Unzufriedenheit der Liberalen, mit dem Elend der Proletarier in einer so innigen Berührung der Mit-

leidenschaft stehen könne. Dieß ist schon der sich ankündigende erste Widerspruch. Was das Plastische der Gestalt, was das Pittoreske des Kopfes, was das frische Maler-Inkarnat des Gesichtes bis auf den antik üppigen Haareswuchs des schönsten Bartes betrifft, so mag Walesrode sich dagegen anstellen, wie er will, er könnte sofort als lebende Gestalt — wie man lebende Bilder hat — der Münchener Glyptothek oder auch der Pinakothek entnommen zu seyn scheinen; so sehr muß er, ein Erzfeind Münchens, aus purer Ironie des Schicksals die dortigen Künste durch seinen eigenen Leib, ein wanderndes München, repräsentiren. Und das ist eben der Widerspruch. — Aber wie? Wir unterhalten uns mit Walesroden, wir belauschen ihn in Aeußerungen gegen andere, wir beobachten ihn in seinen Manieren, in seinen Handlungen, und finden zu unserm Erstaunen, daß derselbe Mann, der, nach seinen Schriften zu urtheilen, von Gift und Galle des pikantesten Sarkasmus, der Welterbitterung überströmen müßte, eine fast deutsch-sentimentale, eine weiche, eine eher schwäbische als norddeutsche Natur genannt werden muß. Und das ist schon wieder der neue Widerspruch. —

Aber das alles deutet in Walesrode auf eine Mehrseitigkeit der Naturbestimmtheit, auf eine rein menschlich und dichterisch zugleich ausgestattete Individualität, die, wo und wie sie sich äußert, immer durch ihre natürliche Gefühlsinnigkeit, durch ihre receptive Einbürgerung in Zustände und Menschen, durch die mit dieser contrastirende und so um so wirksamere Schärfe des Witzes eines unterhaltenden Eindrucks nicht verfehlen, und die Gesellschaft nicht bloß beleben, sondern auch aus dem philiströsen Jargon emporstacheln wird. Nichts mußte einer so angelegten Natur herber erscheinen als das Schicksal einer gewissen heimathlosen Existenz. Verstand und Gefühl indessen wußten Ersatz. So

wurde Walesrode aus solchem Entbehren ein unerschütterlicher politischer Charakter, verfiel aber leider gleichzeitig auch in eine gewisse Kokett erie mit der Schönheit.

Ludwig Walesrode ist in mancher Beziehung durchaus das gerade Gegentheil von Dr. Jacoby. Bei diesem ist der Grundton des Naturells Verstand, bei jenem Gemüth, dieser liebt über alles das Concise des Ausdrucks, jener den vollsten Aufwand der Metaphernpracht bis zur Ueberladenheit, bis auf die modernsten Wendungen der französischen und englischen Literatur. Jacoby liebt daher auch die höchste Einfachheit in der Kleidung, Walesrode entfaltet im Costüm alle die malerischen Momente, welche nur in einer Draperie verborgen seyn mögen. —

Auch Walesrode der Schriftsteller, nicht bloß der Mensch, beruht auf einem durchaus reinen, gemüthlichen, sich gleich bleibenden Charakter. Witz und Gewandtheit der Sprache, bis auf alle die feinen Coloraturen des Ausdrucks, sind ihm nicht abzusprechen. Aber er hat sich zu sehr von seinen Mustern abhängig gemacht, von Börne, der jungen Literatur und im Ausdrucke auch wohl von Jean Paul, als daß er in dem Grad originell wäre, als er es für sich seyn könnte. Sein größter Feind aber ist das Ephemere. Walesrode hat sich in allem, was er schreibt, viel zu sehr der bloßen Tagestendenz hingegeben, als daß er nicht auf die Länge dadurch sein Talent, seine Eigenthümlichkeit vergeuden müßte.

Während wir Walesrode eine reiche, volle Ader des Witzes zugestehen, können wir bei ihm nirgend wahrhaften Humor finden. Humoristische Anwandelungen hat er, aber — Humor? Man bedenke, was Humor sagen will.

Walesrode spielt zu sehr mit dem Ernste des Lebens, er ist nur spaßhaft, wo er komödisch, nur gefühlvoll, wo er tragö-

disch seyn sollte, und wie er die Komödie und die Tragödie in seiner Satire verfehlt, so verfehlt er mit ihnen auch den ächten Humor und die ächte Sentimentalität. Im Pessimismus ist Walesrode oft vortrefflich — seinen viel zu überladenen Styl abgerechnet —, da er aber den Optimismus, der in der Zukunft, wie in dem Ganzen der Welt ewig gegeben ist, nie erreicht, so erreicht er auch nie den wahrhaften Humor, der in dem Grade, als er vernichtet, auch wieder belebt, als er angreift, auch wieder aussöhnt. —

Zunächst wäre denn nun unter denen, welche im Politisch-Socialen als Schriftsteller sich unter uns hervorgethan haben, Dr. Reinhold Jachmann zu nennen.

Von Dr. Jachmann würde Kant, wenn er ihn erlebt hätte, mit Anspielung auf Hippel gesagt haben, er sey ein ächter Plan- und Parteikopf. Dr. Jachmann repräsentirt als Schriftsteller vielleicht vorzugsweise die Königsberger liberale Partei, aber auch nur die Partei. Darin liegen alle seine Tugenden, jedoch auch alle seine Fehler angedeutet. Auch die Fehler. Denn wer nicht bloß für die Partei redlich kämpft, wo sie im Rechte ist, sondern wer auch alles und jedes nur auf die Partei zurückführt, so daß sie schon von vorn herein in allem Rechte seyn soll, der läuft wenigstens Gefahr, zuletzt sich selbst um das freie Urtheil über Recht und Unrecht, also um sein eigenes wie um das allgemeine Recht zu bringen.

Dr. Jachmann nähert sich darin wieder Jacoby, daß auch er vielen Verstand besitzt. Im Gebiete des Planen, des gesunden Menschenverstandes, im Gebiete alles dessen, was empirische Beobachtung zu leisten vermag, leistet Dr. Jachmann oft sehr Anerkennenswerthes. Seine Darstellung ist dann auch die ächt populäre. Aber diese Natur des bloßen Verstandes, in der

Dr. Jachmann es bisweilen sogar zu gelungenem, kaustischem Witze bringt, reißt ihn nicht selten zu einer absoluten Verneinung hin, welche an sich selbst leichtgläubig genug ist, um nicht einmal zu ahnen, daß es Wahrheiten giebt, wogegen der Verstand auch nicht im Entferntesten aufkommt, worüber er also auch nicht im Geringsten zu entscheiden vermag. So bedenkt auch die absolute Verneinung nicht, daß sie selbst zuletzt nach ihrer eigenen Consequenz nicht einmal die Berechtigung eines Standpunktes mehr hat, und logischer Weise auch nicht haben kann.

Endlich aber wäre in der angegebenen Richtung noch des Subrektors an der hiesigen Burgschule, G. W. A. Wechslers, zu gedenken.

Wechsler hat ein seltenes, hervorstechendes Talent zur Polemik und Rede, und zwar auch zur mündlichen, aus dem Stegereif producirten Rede. In der Polemik indessen geht Wechsler oft bis zur grausamsten Vernichtung seines Gegners fort, und zwar in der Allmähligkeit der kaltblütigsten Verstandesreflexion, Schritt für Schritt, Ruck auf Ruck, Stich nach Stich, auf der Tortur einer Dialektik, die wie sie in ihrer sprachlichen Darstellung Glied in Glied schlingt, auch Glied nach Glied an dem Gegner abnimmt. Und noch dazu scheint er den Gegner zu conserviren, scheint seine Dialektik ein Corrections-Apparat zu seyn. — Ein solches Talent, ein solch' kritisches Amputations-Vermögen aber ist auch sehr gefährlich, auch für den, welcher es ausübt. Es schneidet zuletzt nicht bloß in das fremde, es schneidet in das Herz des eigenen Lebens und in das Herz alles Lebens. — In der Rede, in welcher unser geistreicher Polemiker in den Gesellschaften der Bürger, der protestantischen Freunde, des Gustav-Adolph-Vereins und der Privat-Cirkel eine nicht geringe Wirkung hervorgebracht, weiß er mit großer Gewandtheit

jedem Gedanken, den er ausspricht, durch antike Wendung und geschmackvolle Bildlichkeit, bis auf die zierlichste Ausschmückung des Kleinen, ein ausdrucksvolles Relief zu geben; so daß er belebt und spannt, unterhält und überrascht, überredet und überzeugt für den Augenblick. — Das aber, wovor sich Wechsler in seiner Kunst, in der er mitunter an Lessing und Schleiermacher erinnern könnte, besonders zu hüten hat, ist, in der Polemik bis zum Absichtlich-Malitiösen fortzugehen, und in der Rede sich in's bloß Rhetorische zu verlieren, wie denn seine großen Muster und Meister von beiden sich stets fern gehalten haben. — —

Ueber denjenigen Mann, welcher in unserer kirchlich-socialen Bewegung auch als Schriftsteller bis jetzt der Hauptrepräsentant ist, über Dr. Rupp, haben wir uns schon früher ausführlich verbreitet. Hier wollen wir noch dieses nachholen.

Rupp scheint uns, wie er damit bereits den Anfang gemacht, als Schriftsteller besonders dazu berufen zu seyn, die Engherzigkeit siegreich zu überwinden, mit welcher gewisse Freunde des Christenthums dasselbe gewöhnlich construiren, aber auch den Anstoß hinwegzuräumen, welchen aus Unwissenheit und aus Vorurtheil die Feinde an dem Christenthum zu nehmen pflegen, und so beiden, Freunden und Feinden, zu beweisen, wie das Christenthum durch seine ganz eigenthümliche und nie vorher dagewesene Lehre von Gott eine Nothwendigkeit für die Vernunft und der vollendetste Ausdruck ist für das rein Menschliche, so daß das Christenthum über alles bloß Vaterländische, in Bezug auf jedes Volk, und über alles bloß Confessionelle, in Bezug auf jede Gemeinde, denjenigen hinaushebt, der es bekennt und auch durchdringt. Vor nichts hat sich daher Rupp mit allen Waffen der Spekulation mehr zu schützen, als aus dem

Rationellen selbst wieder in die alten und der Halbbildung noch immer so lieb gebliebenen Schalheiten des Rationalismus zurück zu fallen.

Die Gedankenlosigkeit ist die größte Hemmung, welche Religion und Kirchlichkeit in ihrer universellen Fassung finden können, denn Gefühle, Meinungen und Aufklärungstendenzen sind noch lange keine Gedanken. Hätte man mehr Gedanken in der Religion und Kirche, während man durch das Christenthum leicht zu einem unendlichen Gedankenreichthum kommen könnte, so würde man das Phänomen unserer Tage, die sociale Bewegung, nicht so grob verkennen, wie man sie noch meistens verkennt. Das Christenthum beruht auf einer ganz und gar socialen Grundlage. Dieses ebenfalls, d. h. in seiner Weise, entdeckt zu haben, ist ein Verdienst, welches Rupp nicht abgestritten werden darf. Und so glauben wir, daß dieser Mann auch mit seinen Predigten (bei Theodor Theile in Königsberg, in 2 Bänden 1843 und 45 erschienen) bereits den Anfang gemacht hat, die Gedankenentwickelung auch von der Kanzel wieder mehr in Anregung zu bringen, und gegen das homiletische Unwesen zu wirken, welches mit der bloßen Aneinanderreihung von Bibelsprüchen, einer wahren Rosenkranzandacht der protestantischen Kanzel, den Zuhörer einlullt, so daß dieser zuletzt auch nicht mehr entfernt auf den herrlichen Inhalt achtet, welcher in jenen Sprüchen allerdings enthalten ist.

Im Uebrigen aber wäre es zu wünschen, daß Dr. Rupp in der Weise seiner gehaltvollen Rede über den christlichen Staat und anderer seiner kleinen Schriften noch öfter in Broschüren dem Publikum sich mittheilte, so wie es gewiß sehr über seinen eigentlichen Standpunkt belehren könnte, wenn er uns mit seiner

Religionsphilosophie durch die Presse näher bekannt machen wollte. — —

Indem wir nun noch einiger von denen gedenken, die in unserer Königsberger Literatur als Schriftsteller auch auf die Literatur wieder vorherrschend eine Beziehung haben, wenn auch durch dieselbe, wie es heute die Aufgabe aller Literatur ist, wieder auf die sociale Bewegung selbst, so sind dieses unter andern zunächst einige Dichter unseres Ortes.

Der neuern Poesie ist es ganz ähnlich ergangen, wie einer gewissen Sorte der modernen Philosophie. Sie ist daran unendlich heruntergekommen, daß sie sich trotz alles sogenannten Weltschmerzes viel zu schnell mit dem Irdischen ausgesöhnt, und sich nun so recht in die breiteste Sinnlichkeit und Fleischlichkeit hineingebettet hat. Diese schlechte und kranke Zufriedenheit mit dem Diesseits — obgleich es auch eine gute und gesunde giebt — ist der Tod aller Poesie. Denn wenn der Dichtergeist dessen nicht mehr eingedenk ist, daß alle Schönheit von innen, also auch schon aus einem Jenseits für den Leib, aus dem wahren Geisterreiche stammt, so ist es auch um seine eigene Schönheit, also um seine Poesie schon geschehen. Die neuere Poesie hat in dem Grade ihr eigenes Gebiet entvölkert, als sie den Geist geläugnet, und vor lauter Menschen Gott selbst nicht mehr gesehen hat.

Dr. Cäsar von Lengerke, ordentlicher Professor an unserer Albertina, früher der theologischen, jetzt der philosophischen Fakultät zugehörig, ist auch darin ein Sänger von ächter, tiefer Dichternatur, daß er nie der Heimath aller Poesie uneingedenk wird, daß er, während er des geselligen Elementes nicht zu entbehren wüßte, während er allen Ereignissen des Tages mit lebhaft pointirtem Interesse zugewandt ist, doch nie den Schmerz

darüber verläugnet, daß es der Wirklichkeit, und zumal unserer heutigen, noch immer an allem gebricht, was erst allein den Dichter und den gebildeten Geist überhaupt zu befriedigen vermöchte.

Während Cäsar von Lengerke gewiß eben so wenig wie wir einem abstrakten Jenseits und den Träumen darüber huldigt, sind doch viele seiner Gedichte der schönste Ausdruck für das, was er an der Gegenwart und dem viel zu überschwänglich gepriesenen Diesseits vermißt, wenn er es auch vielleicht besser als seine Gegner weiß, daß der Geist das Ewige als Gegenwart hat, und daß die Poesie vollends die Verklärung solcher Gegenwart ist.

Cäsar von Lengerke gehört zu jenen durchaus geselligen Dichtern, welche, wie oft sie auch schon die Gesellschaft durch gute Gelegenheitsgedichte verherrlichten, doch mit der Knappheit und Prüderie unserer immer noch andauernden Philister-Conversation, und nun vollends mit der welken Misere unserer öffentlichen Zustände im härtesten Conflikt stehen. Dieß verleidet solchen Naturen, deren innerster Sinn die Poesie einer großen Wirklichkeit und nicht bloß die einer zimperlichen Stubenphantasie fordert, das Bestehende in dem Grade, daß sie zuletzt fast nur in der Idylle den Frieden der Lyrik noch finden, in der Geselligkeit der Stadt dagegen höchstens nur noch im ausgesuchtesten Kreise einiger Gleichgesinnten. Das, was den Dichter aus jener Beklommenheit noch allein bisweilen zu retten vermag, ist die lyrische Pointe. Der unsrige ist ein Meister in dieser Pointe.

Und gewiß, unser Dichter macht mit Recht im Namen aller tieferen Menschen jene Anklage unsern hergebrachten Verhältnissen und Lebensbeziehungen. Welch' eine triste Abgeschlossenheit

in geistlose Coterien und noch geistlosere Tendenzen beherrscht diesen Augenblick wieder unsere Geselligkeit! Wo ist auch nur eine einzige von den Erfüllungen, welche in tausend lockenden Situationen Mythe und Geschichte dem gebildeten Geiste vorhalten? Wo ist die Tafelrunde der Wirklichkeit, nach jenem reizenden Bilde des Königs Arthus und seiner Ritter, für eine höhere Geselligkeit nach des Tages Last und Mühe, nach so vielen herben Prüfungen des Geschicks und Verkennungen von Seiten gewöhnlicher Naturen?*) Wo sind die Zusammengehörigen, die einander verstehen, die einander fördern könnten, wenn sie nur zusammenträfen? Sie sind in unserer Zeit vollends zerstreut in alle Enden der Welt, und wollen sich nicht mehr (wie doch noch zu Weimar!) zusammenfinden. Sind sie etwa aus, den heiligen Graal, den Lebenskelch ewiger Poesie und zwar der Wirklichkeit zu suchen? Aber — sie kehren nicht zurück, und die Meisten der Besseren bleiben jetzt einsam! —

Diese Verstimmung und Erkältung durch die gegenwärtige, mit sich selbst sehr zufriedene Philister-Prosa des Lebens hindert denn auch unsern Dichter an größeren Produktionen der Poesie. Aber sein Schmerz wie seine Lust sind dafür gleich unerschöpflich an kleineren Dichtungen, deren jede fast immer eine überraschende Sinnigkeit kund giebt. Auch ist es an unserm Dichter anzuerkennen, wie er diese zarten Blüthen seiner Lyrik mit dem Ernste seiner Doktrin zu verbinden, und sie, ungeachtet einer so ungünstigen Zeit, dennoch mit aller Innigkeit zu pflegen weiß. Wie der römische Cäsar vorzutragen, zu schreiben, zu hören und dennoch vier bis fünf verschiedene Briefe zu diktiren vermochte, so

*) Man vergleiche meine Vorlesungen über sociales Leben und höhere Geselligkeit, Danzig, bei Fr. Sam. Gerhard, 1844.

diktirt unser Cäsar (oder die Muse vielmehr ihm) ungeachtet aller Störungen durch Amts- und durch Zeitverhältnisse diese mannichfaltigen Gedichte seiner anmuthigen Lyrik und Epigrammatik.

Sobald unser bis dahin fast lediglich in der Literatur geführtes poetisches Leben erst, wie bei den Griechen, und zum Theil auch im Mittelalter, sich wieder im Oeffentlichen ergehen dürfte; sobald wir nur unbewacht und unverlästert blieben von denen, die selbst dem Dichter heut zu Tage auflauern, um die Zärtlichkeit seiner Elegie, die Melodie seiner Klage durch eine Anklage vor den Gesetzen zu unterbrechen; sobald die Literatur ohne Argwohn dem Socialen sich gesellen dürfte; so wäre Cäsar von Lengerke gewiß der erste Dichter unter uns, welcher einem solchen Feste das schönste Gelegenheitsgedicht im umfassendsten Sinne darbrächte. —

Aber das muß uns auch wieder mit Recht über alle Mängel der Gegenwart erheben, daß die Individuen selbst unter einander eine solche Unendlichkeit darstellen, daß aus ihrer Ergänzung wieder die ganze Vollständigkeit der Welt und deren nichts entbehrende Seligkeit in Gott hervorgeht. —

Vor einiger Zeit erschien (Königsberg, 1844, bei Gräfe und Unzer) ein Cyklus von lyrischen Gedichten, unter dem Titel: der Rosengarten des Herzens, von Dr. Karl Redden. Nach des Verfassers eigentlicher Absicht sollte jener Zusatz ganz fortbleiben, und der Titel einfach heißen: der Rosengarten.

Diese Gedichte, deren Verfasser unter uns lebt, bilden in ihrem Zusammenhange einen „Roman in Liedern," ein zu einem künstlerischen Ganzen geordnetes Doppel-Leben, und sind um so merkwürdiger, als sie in einer Zeit, welche in Einigen frivol genug ist, das heilige Lebensbündniß der Geschlechter auf einem

Heiraths-Büreau zu schließen, und zwar nicht nach vorausgegangener Auf-, sondern nach einer Aus-Bietung in der Zeitung, als sie die Liebe zwischen Weib und Mann in ein und dasselbe, in jedem seiner Momente heiligen Menschenleben aufgehen lassen, auf daß solche Liebe sich nicht verliere, sondern sich in einem höheren Selbste wieder gewinne.

So entsteht denn aus dem Zusammenklange jener Gedichte ein Brevier der Liebe, ein christlicher Divan, welcher mit seiner Grundidee, wie mit seinen Momenten des Hoffens und Fürchtens, des Zagens und Erreichens, des Leidens und Handelns, der Anschauung der Natur, wie der Bildung des Geistes, des Lebens und Sterbens, immer wieder dasselbe Menschen-Daseyn ausmacht, ein Leben, wie es seyn soll, wie es nach dem Ideale sich sehnt, wie es dasselbe aber auch in jedem Augenblicke erreicht. Kurz, der Dichter schildert uns eine Liebe, die, wie sie alles trägt, auch wieder zu Gott trägt.

Wie aber alle Liebe zunächst an der Schönheit entbrennt, so scheint es besonders die Natur in ihrer ewigen Herrlichkeit zu seyn, welche dem Dichter und den Liebenden seiner Dichtung die Harmonie des Universums abbilden soll, und worin sie sich sonnen, um in der Natur die Liebe Gottes selber zu ahnen (man vergleiche für das, was wir hier bemerkt, besonders das prächtige, reichausgestattete Gedicht: „Meeresaussicht"); so daß der Dichter zuletzt wohl mit allem sagen will, daß jener Memnons-Ton der Sehnsucht, wie er durch alle irdische Wesen und auch durch die Geschlechter zittert, und der durch nichts bloß Irdisches befriedigt wird, eben in der Liebe seine Befriedigung findet.

Eine solche Dichtung nun, die noch dazu allen Ernstes auf Verwirklichung abzweckt, und aus einer tiefen Menschenbrust

stammt, welche selbst an der Wirklichkeit, wie sie mit ihr fertig zu werden weiß, ein Genüge gefunden, ist für uns Zeitgenossen eine Mahnung, für die wir dem Dichter Dank wissen werden. Denn der Egoismus des Zeitalters, der fast sprichwörtlich geworden ist, und bekanntlich noch kürzlich wieder eine neue Theorie und Vertheidigung gefunden, hat unserm politischen, kirchlichen und literarischen Leben tiefe Wunden geschlagen.

Der Verfasser unserer Gedichtsammlung schaut das bereits, was den meisten zu gewahren nur deßhalb versagt ist, weil sie die Religion in einem Aparten oder gar — nirgend mehr finden wollen, statt sie überall zu feiern. Eine solche Dichtung, wie die angedeutete, ist die Darlegung eines Optimismus, der auch wahrhaft in den Dingen gegründet ist, was eben zu erkennen uns Heutigen noth thut.

Und so erwarten wir, daß der treffliche Pflanzer des Rosengartens noch manches uns geben werde, was uns der Versöhnung mit der Welt, auch der heutigen, näher rücken könnte, als wir dem jetzt schon nahe gerückt sind, noch seyn dürfen, wenn wir uns doch sagen müssen, wie vieles noch da ist, was so allerdings nicht da seyn sollte. Unser Verfasser ist, ungeachtet seines zarten lyrischen Dichtens, ein Gelehrter von dem umfassendsten Wissen. Außerdem ist er der feinste Kenner alles dessen, was wir in Goethe des Herrlichen besitzen. Möchte er uns auch aus diesem Schatze seiner Einsicht und aus seiner sonstigen Gedankenwelt spenden, was eine allgemeinere Versöhnung unter den Jetzigen herbeizuführen geeignet wäre, aber möchte es ihm auch belieben, uns Mittel anzugeben, wodurch das entfernt wird, was stets wieder unsre Feindschaft herausfordert und herausfordern muß, wenn wir nicht indifferent seyn wollen. —

Noch hätten wir zweier jungen Dichter hier zu erwähnen, von denen der eine sich auch als Publicist in der letzten Zeit nicht ohne Glück bekannt gemacht hat. Wir meinen Dr. Gottschall und Dr. Falkson.

Der erste fing seine Laufbahn mit einer gewissen politischen Titanenhaftigkeit an, die sich in kleineren Gedichten aussprach, und mit Recht Hoffnungen erweckte. Wir glauben indessen, der junge Dichter, der längere Zeit von uns entfernt gewesen, und erst jetzt zurückgekehrt ist, hat sich in seinem politischen Ueberschwange bereits selbst eine Grenze gestellt. Nachdem er in seinem Ulrich von Hutten eine Reformation, in seinem Robespierre — den wir übrigens noch nicht kennen — eine Revolution dramatisch durchgemacht, wird er sein schönes Talent, welches nicht bloß lyrische Innerlichkeit, sondern objektives Gestaltungsvermögen ist, und dem ein wohlthuender Vollklang der Sprache zu Gebot steht, auf Arbeiten verwenden, in denen der Zweck des Stückes in dessen Idee selbst liegt, und der so auch die etwaige politische Mission erst recht erfüllen wird. —

Dr. Falkson, ein junger praktischer Arzt an unserem Orte, ebenfalls talentvoll, möchte nur vielleicht darin irren, wenn er seiner, wie es bis dahin scheint, vorherrschend lyrischen Natur politische Aufgaben stellt, um sie nämlich dichterisch zu verarbeiten. Dagegen müssen wir ihn angelegentlich auffordern, seine politischen Ansichten als Publicist durchzuführen, wofür er einen Beruf hat, welcher von ihm durch Leistungen schon außer Zweifel gesetzt ist. —

Aber Königsberg ist so reich an bedeutenden Individuen, daß wir — es sey hier wiederholt — nur mehr diejenigen erwähnen konnten, welche vorzugsweise auf das sociale Leben von der Seite der Intelligenz überhaupt, oder von der der Lite-

ratur insbesondere einen Einfluß geübt haben. Sonst wäre noch mancher, auch jüngeren Schriftsteller hier zu gedenken, die eine bedeutende Zukunft versprechen. Dahin gehört unter andern Dr. Gregorovius, der uns als geistreich bekannt ist, dessen letztes Werk, ein Roman, uns indessen noch nicht zu Gesicht gekommen. —

Von auswärtigen Literaten, die sich aber oft unter uns schnell ansiedeln, und hier ihre geistigen Ansprüche vollauf befriedigt finden, nennen wir noch Dr. Lowositz, einen Prager von Geburt, der sich in kleineren Schriften als ein Mann von Geist und Kenntnissen bewährt hat, und dessen durch und durch lautere und tiefe Persönlichkeit zu denen gehört, welche bei einer Ausführung der Religion der Zukunft von unendlicher Wichtigkeit seyn werden. —

Außerdem leben nun noch Notabilitäten bedeutender Größe unter uns, welche entweder mehr nur mündlich für das Sociale wirken, oder, weniger dem Socialismus zugekehrt, in einem andern speciellen Fache Treffliches leisten. — Endlich aber giebt es an unserm Orte Naturen von geheimnißvoll geistiger Eigenthümlichkeit, von denen einige mehr contemplativ, andere mehr gelehrt sind, noch andere die Tiefe der Forschung mit der Breite des Wissens verbinden, die aber in allem eine großartige, jedoch grüblerische Lebensanschauung verrathen. Wir möchten diese letzten zusammen, ihrem ganzen geistigen Habitus nach, Hamannskinder, in Bezug auf ihren gemeinsamen, großen Ahnherrn, den gewaltigen Magus im Norden, nennen. Diese wunderbaren Menschen unserer Stadt leben im Verborgenen, und lassen in dieser stillen Verborgenheit, in dem isolirten Königsberg, vom Isolirschemel ihres Studirtisches aus, Werke reifen, welche vielleicht über einige Jahre schon die Welt in Bewegung setzen,

dieselbe Welt, der die Hervorbringer jener Werke jetzt abgestorben zu seyn scheinen. In diesen großen Eremiten unserer Stadt ruhen vielleicht die wahren und interessantesten Mysterien von Königsberg! Wir nennen in dieser Beziehung Eduard Guth, von dem wir unter andern ein Leben Jesu zu erwarten haben. —

Darf der Verfasser dieser Schrift vor dem geneigten Leser nun noch mit einigen Worten seiner selbst gedenken?

Der Verfasser hat mit allen seinen bisherigen Schriften, wie er dafürhält, ein Princip und eine Consequenz ausgesprochen. Das etwaige Resultat überläßt er in Bescheidenheit Gott und der Zukunft. Was das Princip und die Consequenz betrifft, so waren sie ihm nicht durch Zwang auferlegt, sondern beruhten auf seiner Individualität und deren freier Entwickelung.

Der Verfasser hat in allem, was er in selbstständigen Werken, oder zerstreut in Zeitschriften bisher gegeben, überall auf den Umschwung zweier Gebiete hingearbeitet, die Literatur und das sociale Leben, und zwar in mehrfacher Beziehung auch auf Königsberg.

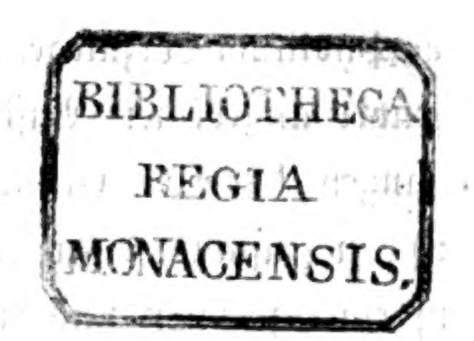
In diesem Sinne gab er: seine Briefe über die neueste Literatur (Hamburg, bei Hoffmann und Campe, 1837); Königsberg und die Extreme des dortigen Pietismus (Braunsberg, bei Otto Model, 1840); Vorlesungen über die moderne Literatur der Deutschen (mit besonderer Hinweisung auf den Socialismus, Danzig, bei Fr. Sam. Gerhard 1842); Vorlesungen über sociales Leben und höhere Geselligkeit (Danzig, bei Fr. Sam. Gerhard, 1844); die große Nationalfeier des dritten Universitäts-Jubiläums zu Königsberg (Königsberg, 1844, bei Tag und Koch); über Freisinnigkeit innerhalb des Gesetzes (Kiel, bei Chr. Bünsow, 1845); endlich seine gegenwärtige Schrift. Und so hofft der Verfasser zur weiteren Darlegung seiner Ansichten über

den Socialismus der Religion sehr bald sein Werk über die Religion der Zukunft dem Publikum vorzulegen.

Was nun die früher angedeutete Aufhebung unserer Königsberger Isolirtheit angeht durch die Eisenbahn, und die Aufhebung unserer literarischen Zustände durch die freie Presse, und zwar beide zum Behuf einer socialen und zu einer literarischen Bewegung, so wird solche Aufhebung erst denjenigen Lebensverkehr herbeiführen, welcher eine totale Wiedergeburt unseres Königsberger Gesellschafts-Zustandes seyn wird. Deutschland harrt übrigens derselben Metamorphose.

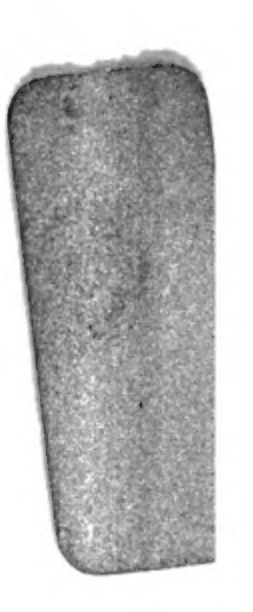
Die deutsche Intelligenz bedarf eines viel freieren Spielraums, als sie ihn gegenwärtig hat, um in Staat, in Kirche und Literatur alles das zu Tage zu bringen, was mächtig in dem deutschen Geiste arbeitet und treibt, und welches ein Deutschland und ein Königsberg seyn wird, wie es die Geschichte bis dahin noch nimmer gesehen. — —

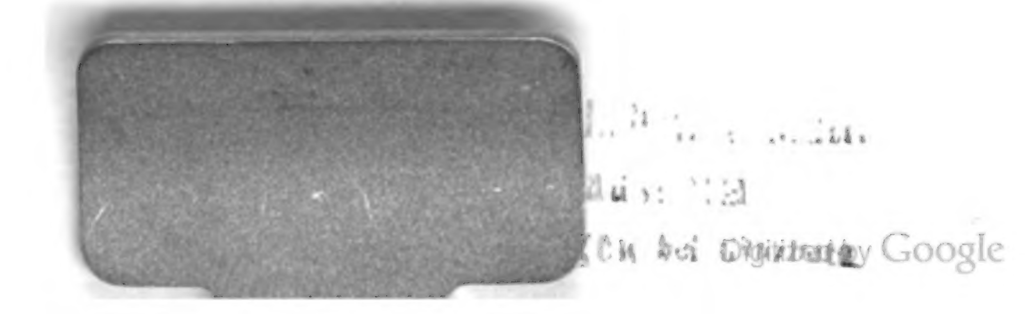
Digitized by Google



Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

Digitized by Google





Digitized by Google

Digitized by Google